

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

**Band:** 71 (1971)

**Teilband:** Festgabe Werner Kaegi

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

~~15. Mai 1972~~

ZS 619:71

BASLER ZEITSCHRIFT  
FÜR GESCHICHTE  
UND ALTERTUMSKUNDE



1971

71. Band, Nr. 1

ZS 619:71

BASLER ZEITSCHRIFT  
FÜR GESCHICHTE UND  
ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN  
VON DER HISTORISCHEN  
UND ANTIQUARISCHEN GESELLSCHAFT  
ZU BASEL

71. BAND, NR. 1

VERLAG DER  
HISTORISCHEN UND ANTIQUARISCHEN GESELLSCHAFT  
UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BASEL

1971

TAG



Buchdruckerei Werner & Bischoff AG, Basel

30.8.1993

*Festgabe*

WERNER KAEGI

*dargebracht zum 70. Geburtstag am 26. Februar 1971  
von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft  
zu Basel*















Hochverehrter Herr Jubilar,

es hat seinen guten Sinn, wenn ein besonderer Band unserer «Basler Zeitschrift» als Festgabe zu Ihrem 70. Geburtstag am 26. Februar 1971 erscheint. Denn aufs engste sind Sie mit unserer Gesellschaft verbunden, gehören Sie doch seit 1935 unserem Vorstand an und sind sein amtsältestes Mitglied. In vielfältiger Weise hat die Historische und Antiquarische Gesellschaft aus Ihren reichen Geistesgaben, Ihrem Wissen, Ihren klugen Ratschlägen Gewinn schöpfen dürfen. Als Vorsteher haben Sie von 1940 bis 1943 geamtet; als Mitglied des Publikationsausschusses haben Sie unsere Veröffentlichungen immer wieder, und oft in entscheidender Weise, gefördert. Und als Referent haben Sie unsere Mitglieder wiederholt mit der hohen Kunst Ihrer Vorträge bereichert und erfreut.

Die Ausstrahlung Ihrer Persönlichkeit, die Weite und Bedeutung Ihres wissenschaftlichen Werkes zu würdigen, ist in diesen kurzen Zeilen nicht möglich. Aber als Basler möchte der Schreibende doch seiner Freude darüber Ausdruck geben, wie sehr Sie nach Wesen und Fühlen ganz und gar ein Angehöriger unserer Polis geworden sind, berufen dazu, Leben und Werk unseres Jacob Burckhardt darzustellen.

Ihre in akademischen Ämtern wirkenden Schüler haben sich, zusammen mit dem Redaktor unserer Zeitschrift und Herausgeber der Briefe Jacob Burckhardts, zur Arbeit an dieser Festgabe vereint. Jene Themen, denen Ihr wissenschaftliches Wirken gegolten hat, werden auch hier angeschlagen: die Geistesgeschichte des Mittelalters, der europäische Humanismus, die Welt der Aufklärung, die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Es mag für Sie eine Genugtuung darstellen, daß in jenem Zeitpunkt, da Sie sich vom akademischen Lehramt zurückziehen, an vier Universitäten Gelehrte aus Ihrer Schule in Ihrem Sinn und Geist wirken.

Unsere Gesellschaft freut sich, Sie in Ihrem siebzigsten Lebensjahr in voller Kraft und Gesundheit lehren und forschen zu sehen und entbietet Ihnen zu Ihrem Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche.

Im Namen der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel

Der Vorsteher:  
Andreas Staehelin

## Inhaltsübersicht

<i>Dedikation .....</i>	5
Prof. Dr. <i>Carl Pfaff</i> , Fribourg: Der gefangene König .....	9
Prof. Dr. <i>Berthe Widmer</i> , Basel: Das Haus Aragon und Bonifaz VIII. ....	37
Prof. Dr. <i>Pascal Ladner</i> , Fribourg: Briefformulare als Quellen zur Biographie Stephan Irmis	79
Prof. Dr. <i>Peter G. Bietenholz</i> , Saskatoon, Canada: Mino Celsi von Siena .....	97
Prof. Dr. <i>Ulrich Im Hof</i> , Bern: Isaak Iselin: Kritische Beschreibung der Schweiz (1780)	121
Prof. Dr. <i>Rudolf Bächtold</i> , Basel: Juliusz Słowacki und sein Griechenlandbuch .....	145
Prof. Dr. <i>Hans Rudolf Guggisberg</i> , Basel: Sozialpolitisches Engagement in der amerikanischen Historiographie des 20. Jahrhunderts .....	167
Dr. <i>Max Burckhardt</i> , Basel: Europäische Notabilitäten auf der Durchreise in Basel ..	203

# Der gefangene König

von

Carl Pfaff

Die Vorgänge bei Gefangennahme, Haft und Entlassung Gekrönter bilden einen spezifisch mittelalterlichen Themenkreis. Wesensmerkmale des vorchristlichen Heerkönigtums blieben bekanntlich dem mittelalterlichen Herrschertum anhaften<sup>1</sup>; vom König, der zugleich sakraler Heilsträger war, erhofften sich die Völker Sieg und Glück, und diese Erwartung, zusammen mit der ritterlichen Kampfweise, zwang ihn, die Schlachten in eigener Person zu leiten, tätig am Kriegshandwerk teilzunehmen und damit auch Gefahr zu laufen, in die Hand des Feindes zu geraten. Weder die Geblütsheiligkeit heidnischer Wurzel noch die christlich begründete Sakralität seines Amtes haben ferner den mittelalterlichen König von seiner Abhängigkeit vom «Volk», genauer dem Adel, befreit. Der Herrscher stand nie willenlosen Untertanen gegenüber, sondern selbstbewußten Teilhabern an der Gewalt, die stets ein Widerstandsrecht gegenüber ihrem Herrn beanspruchten und es mit guten oder schlechten Gründen auch eifrig handhabten. Daher kam es, daß mancher König nicht nur Opfer persönlicher Rivalen, oft genug der eigenen Sippe, sondern auch des ständischen Oppositionsgeistes geworden ist. Erst der neuzeitliche Absolutismus wußte sich dieser Gefahren weitgehend zu erwehren, und damit wurde auch diese zweite mittelalterliche Möglichkeit, einen Gekrönten und Gesalbten zum Gefangenen zu machen, praktisch zum Verschwinden gebracht. Gefangengesetzte Könige begegnen uns aber bei den europäischen Völkern zwischen der Wanderungszeit und dem Beginn der Neuzeit in so großer Zahl, daß sie im Rahmen dieser ersten Skizze nur in einer beschränkten Auswahl, die Typisches erkennen läßt, berücksichtigt werden können.

Das erste, was die ungarischen Prälaten, Barone und Herren, die am 28. April 1401 den Audienzsaal der Ofener Burg gestürmt haben, an ihrem König Sigismund vorzunehmen trachteten, war die Entwaffnung des überraschten Herrschers. «Mit einem ihm eigen-

<sup>1</sup> Cf. Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen, Vorträge und Forschungen III, Konstanz 1956, Neudruck Darmstadt 1969; F. Kern, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter, Neudruck der 4. Auflage, Darmstadt 1967.

tümlichen ritterlichen Anstand» zog jedoch der Luxemburger sein Schwert vor den Angreifern und sprach die Worte: «Wer von euch wagt es, Hand an seinen König zu legen? Was habe ich verbrochen, daß ihr mich so überfallt? Wer sich von euch beleidigt glaubt, trete hervor und bestehe mit mir allein den ehrbaren Kampf!»<sup>2</sup> Der Vorgang ist bezeichnend: Gleichgültig wie sich im Einzelfall die Gefangennahme abgespielt hat, als primärer Rechtsakt erscheint fast immer die Entwaffnung, genauer die Übergabe des Schwertes, die beim Kriegsgefangenen die Verpflichtung, nicht zu entfliehen, mit einschloß, beim Opfer einer Rebellion darüber hinaus den Verlust der Herrschergewalt bedeutete.<sup>3</sup>

Auch auf dem Schlachtfeld wickelte sich die Entwaffnung nicht formlos ab. Das Schwert überreichte ein König kaum den zufälligen Ergreifern, sondern den «pares», dem Haupt der Gegenpartei oder dessen Stellvertreter.<sup>4</sup> Als Richard Löwenherz auf seiner abenteuerlichen Rückreise aus dem Heiligen Land im Dezember des Jahres 1192 auf dem Boden seines Erzfeindes, des Herzogs Leopold V. von Österreich, in einer elenden Hütte bei Wien entdeckt wurde, erklärte er sich nur bereit, dem Herzog selbst sein Schwert auszuhändigen.<sup>5</sup> In der Schlacht von Mühldorf (1325) zwischen den beiden rivalisierenden Königen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen

<sup>2</sup> J. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds, I, Hamburg 1838, 122.

<sup>3</sup> Wenn keine förmliche Verhaftung vorgenommen wurde, entfiel die Übergabe des Schwertes, so bei Wenzel beim Aufstand der böhmischen Adeligen (1394), Th. Lindner, Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel, II, Braunschweig 1880, 196; bei Ludwig dem Frommen gehörte das Deponieren des «cingulum militare» nicht zum Akt der Gefangennahme, sondern zur nachträglichen «staatsrechtlichen Unfähigmachung» des bereits entthronten und verhafteten Kaisers, F. Kern, o.c., Neudruck Darmstadt 1967, 343; Richard II. von England wurde von seinen Gegnern in einem Augenblick überrascht, als er keinerlei königliche Insignien bei sich hatte, nicht einmal Waffen; «wie einen Kleriker» führten sie ihn ab, trugen ihm aber noch das Reichsschwert voran, H. Wallon, Richard II, Episode de la rivalité de la France et de l'Angleterre, Paris 1864, 275, 486f.

<sup>4</sup> Desgleichen galt die Haft bei einem ebenbürtigen Ergreifer als weniger entwürdigend. Heinrich IV. konnte deshalb nach William of Newburgh die Auslieferung des Richard Löwenherz von Leopold V. von Österreich mit der Begründung fordern, es sei unstatthaft, daß ein König von einem Herzog gefangen gehalten werde, Guilelmus Neobrigensis, IV, c. 33, ed. R. Howlett, London 1884, I, 386 f.

<sup>5</sup> Radulphus de Coggeshale, MG SS XXVII, 349; zu den übrigen Quellen zur Verhaftung des Löwenherz cf. Th. Töche, Heinrich VI. (Jahrbücher der deutschen Geschichte), Leipzig 1867, 561f.; K. A. Kneller, Des Richard Löwenherz deutsche Gefangenschaft, Stimmen aus Maria-Laach, Erg.-Heft 59 (1893), 30f.; A. Schreiber, Drei Beiträge zur Geschichte der deutschen Gefangenschaft des Königs Richard Löwenherz, Hist. Vierteljahrsschrift 26 (1931), 282ff.

von Österreich erkundigte sich der geschlagene Habsburger bei dem gegnerischen Ministerialen, der ihn ergreifen wollte, wem er gehöre. Als er antwortete, er sei ein Mann des Burggrafen von Nürnberg, war Friedrich willens, diesem das Schwert zu übergeben<sup>6</sup>. Noch Franz I. von Frankreich, der nach ritterlicher Manier inmitten seiner Getreuen in die Schlacht von Pavia (1525) geritten kam und mit seiner Waffe eine Reihe von Feinden erschlug, wurde nach der Ergreifung von den Kaiserlichen ausgeraubt, das Schwert und den rechten Handschuh hatte er indessen dem Vizekönig von Neapel, Karl von Lannoy, der ihm zuvor ehrerbietig die Rechte geküßt hatte, zu überlassen<sup>7</sup>.

Die Vorgänge auf dem Schlachtfeld von Pavia geben auch ein Beispiel für das sogenannte Sichern des Gefangenen. Es handelt sich dabei um einen ursprünglich germanischen Rechtsbrauch, der etwa in den Nibelungen, im Iwein, beim spätmittelalterlichen Chronisten Froissart belegt ist. Er bestand in einem mit Hand und Mund bekundeten Gelübde des Besiegten, sich gefangen zu geben und nicht zu entfliehen. Der Sieger hatte ihm dafür gleichfalls mit Gelübde das Leben und ritterliche Haft, die «libera custodia» zu «sichern». Sowohl für den Ergreifer wie für den Gefangenen hatte der Bruch der Verpflichtung die Verwirkung der Ehre zur Folge<sup>8</sup>. Ritterliches Gefängnis forderte Franz schon bei der Gefangennahme, indem er ausrief: «Das Leben, ich bin der König und des Kaisers Gefangener!» Nach der Schwertübergabe erhielt er darum als

<sup>6</sup> Matthias von Neuenburg, c. 49, MG SS rer. Germ. NS IV, <sup>2</sup>Berlin 1955, 121, 362; weitere Quellen zu Mühldorf bei W. Erben, Die Berichte der erzählenden Quellen über die Schlacht bei Mühldorf, Archiv für österreichische Geschichte 105 (1917), 467–514.

<sup>7</sup> A. Champollion-Figeac, *Captivité du roi François I*, Paris 1847, Nr. XXXIX, 78–80; Nr. XXXVIff., 64ff. – Man hat die Verwendung des Handschuhs als Rechtszeichen in diesem Zusammenhang als Wadiation gedeutet, durch welche nach germanischem Recht die Haftung des Schuldners erst herbeigeführt wurde, B. Schwincköper, Der Handschuh im Recht, Ämterwesen, Brauch und Volksglauben, Neue deutsche Forschungen, Abt. Mittelalterliche Geschichte 5, Berlin 1938, 104–105.

<sup>8</sup> W. Knorr, Das Ehrenwort Kriegsgefangener in seiner rechtsgeschichtlichen Entwicklung, Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von O. v. Gierke, 127, Breslau 1916, bes. 33–39, 54–57, 68–69; schon bei dem Eid, der Kaiserin Judith geleistet wurde (833), muß es sich um eine Form des Sicherns gehandelt haben «...cum iuramento confirmantes, ut nec ad mortem nec ad debilitationem eam habere desiderarent», Thegan, Vita Hludovici c. 42, Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte I, Darmstadt 1968, 238; zu Friedrich dem Schönen vgl. die anonyme österreichische Chronik: «Doch het in der von Payrn gesichert vor (?) dem streit, do er gevängen wart, er solt leibs und güts aller dinge sicher sein», Archiv f. österreichische Geschichte 105 (1917), 485.

Gegenpfand für die Worttreue des Siegers, der ihm das Gewünschte zugebilligt hatte, den Degen des Vizekönigs von Neapel<sup>9</sup>.

In der «libera custodia» sollte der Gefangene von Kerker und Fesseln verschont bleiben. Fesseln trugen denn auch nur die wenigsten, und diese nur zeitweise, etwa auf Reisen, wenn der Ergreifer Flucht oder Befreiung seines Häftlings in besonderem Maße befürchtete. Für Richard Löwenherz bezeugen selbst die dem Österreichischer feindlich gesinnten englischen Chronisten, der König sei auf der Burg Dürnstein in der Wachau nicht mit Fußfesseln gedemütigt worden. Dagegen will Peter von Blois wissen, Löwenherz habe die Reise von Dürnstein nach Speyer in Ketten zurücklegen müssen; am Ende seiner Haft auf Trifels soll er gar von Kaiser Heinrich VI. mit so vielen Fesseln beladen worden sein, als «ein Pferd oder Esel kaum habe schleppen können»<sup>10</sup>. Nach dem Fürstenfelder Chronisten saß Friedrich der Schöne nach der Niederlage von Mühldorf auf der Burg Trausnitz aufs strengste bewacht, «tamen sine vinculo et compede»<sup>11</sup>. Gegenüber Isaak von Zypern hielt Löwenherz sein Versprechen, ihn nicht in Eisen zu legen, indem er für ihn silberne Fesseln schmieden ließ<sup>12</sup>.

Wie schon in merowingischer, so dienten auch in karolingischer Zeit Pfalzen und vorzugsweise Klöster zur Verwahrung königlicher Häftlinge, und zwar blieb es bei diesem Brauch, als das Scheren der Haare und die förmliche Einklosterung nicht mehr üblich waren<sup>13</sup>. Aus Sicherheitsgründen gab man später Festungen und Burgen den Vorzug, benutzte indessen auch Paläste und städtische Gebäude, oft in häufigem Wechsel<sup>14</sup>. Wem ritterliche Haft zugesichert war, saß

<sup>9</sup> Campollion-Figeac, Nr. XLII, 129; W. Knorr, 69.

<sup>10</sup> Ohne Fesseln: Radulphus de Diceto, MG SS XXVII, 281; Ketten während der Reise: Peter von Blois, ep. 143, ed. J. A. Gilles, II, 64; Fesseln am Ende der Haft: Guilelmus Neobrigensis IV, 37, V, 31. Fesseln trug u.a. auch Wenzel auf seiner Reise von Prag nach Wien (1402), J. Aschbach I, 176, A. 36.

<sup>11</sup> Fürstenfelder Chronik, Archiv f. österreichische Geschichte 105, 492. In mehreren Quellen ist zwar formelhaft von Fesseln die Rede: «in vinculis innodavit», «in vincula coniectus» (a.a.O. 500, 503), was aber hier wie wohl in vielen analogen Fällen nur die Tatsache der Gefangennahme besagen will.

<sup>12</sup> W. H. Rudt de Collenberg, L'empereur Isaac de Chypre et sa fille, Byzantion 38 (1968), 150.

<sup>13</sup> Vgl. Gregor v. Tours, IV, 23, Freih. v. Stein-Gedächtnis-Ausgabe, Darmstadt 1967, I, 226; Ludwig d. Fromme saß in einem zum Kloster St-Médard in Soissons gehörigen Haus, Annales Bertiniani ad a. 833, Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte II, Darmstadt 1969, 20, ferner in den Pfalzen von Aachen und Compiègne, Thegan c. 43, c. 45, ebenda I, 238, 242.

<sup>14</sup> Z.B. Karl der Einfältige, A. Eckel, Charles le Simple, Paris 1899, 127; Richard II. von England, H. Wallon, 351, 511f.; der deutsche König Heinrich (VII.) wurde in Worms erst auf ein «steinernes Haus» konfiniert, dann in

wohl kaum je in einem so schauerlichen Verließ, wie es Radulphus de Diceto und Peter von Blois von Richard Löwenherz, Villani von dem Re Enzio behaupten<sup>15</sup>. König Johann dem Guten von Frankreich, der in der Schlacht von Poitiers (1356) in die Hand der Engländer geraten war, standen zwei Jahre lang ein Palast in London, Schlösser auf dem Land zur Verfügung, bis er schließlich doch in den Tower übersiedeln mußte<sup>16</sup>, wo so mancher englische König verschwand, den ein Rivale verdrängen wollte. Der Re Enzio, der natürliche Sohn Kaiser Friedrichs II., saß nur kurze Zeit in Castelfranco, dann bewohnte er über zwanzig Jahre lang bis zu seinem Tode ein Gemach im obersten Geschoß des Palazzo nuovo (del Podestà), des prächtigsten Gebäudes im Herzen von Bologna<sup>17</sup>. Den deutschen König Wenzel brachten die aufständischen Verwandten und böhmischen Adeligen nach seiner Residenz, dem Hradschin (1394), wo sie nach der Magdeburger Schöppenchronik zu ihm gesagt haben: «,Hir het juwe vader de keiser geseten, hir schol gi ok sitten und koninglike tucht holden, und wi willen juwe hofgesinde sin und ju denen‘, und leiten on leddich und vri gan, to tiden eten und to tiden slapen gan und upstan<sup>18</sup>.» In seiner zweiten Gefangenschaft (1402) lebte er eine Zeitlang unter denselben Bedingungen in der Prager Burg. Sein Bruder Sigismund schickte ihn darauf nach Wien zur Bewachung durch die Herzöge von Österreich, die ihn wohl zeitweise in einem Turm einquartierten, «dorouf man bose lewte sezen solte», um ihm hernach zu erlauben, in der Wiener Burg zu wohnen und jeden Tag unter Aufsicht durch die Straßen und um die Mauern zu reiten. Am Ende bezog er ein kleines Haus in der Stadt, das die Wiener als das «kleine Prag» verspotteten<sup>19</sup>.

Ehrenvolle Behandlung des hohen Gefangenen war – wenn nicht eine aus der «Sicherung» sich ergebende rechtliche Verpflichtung –

den Turm «Lueginsland» gesperrt; über Heidelberg brachte man ihn nach Allerheim bei Nördlingen, dann nach Friaul und zu Schiff nach Apulien, wo er von einer Festung zur andern geschleppt wurde, E. Franzel, König Heinrich VII. von Hohenstaufen, Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte 7, Prag 1929, 165–170.

<sup>15</sup> Radulphus de Diceto, 281; Peter von Blois, ep. 143, a.a.O. 57, dazu J. Bühler, Des Richard Löwenherz Gefangenschaft auf Trifels, Neustadt an der Hardt 1931, 20ff.; L. Frati, La prigionia del re Enzo in Bologna, ASI ser. 5, 23 (1899), 245.

<sup>16</sup> A. Coville, in: E. Lavisse, Histoire de France IV/1, 107.

<sup>17</sup> L. Frati, 241ff.

<sup>18</sup> Die Chroniken der deutschen Städte VII, Leipzig 1869, 291; Th. Lindner, II, 196f.; A. Gerlich, Habsburg, Luxemburg, Wittelsbach im Kampf um die deutsche Königskrone, Studien zur Vorgeschichte des Königtums Ruprechts von der Pfalz, Wiesbaden 1960, 19.

<sup>19</sup> J. Aschbach, 172f., 177ff., 184f., 193.

so doch eine moralische, die jedenfalls gekrönte Sieger ihrer herrscherlichen clementia schuldig gewesen sind. In vielen Fällen gehören die Erzählungen von der Mißhandlung gefangener Könige ins Reich der Fabeln, so wenn behauptet wird, Herzog Leopold habe Löwenherz erschlagen wollen, oder Ludwig der Bayer habe Friedrich den Schönen zu entthaupten gedroht<sup>20</sup>; selbst bei Kaiser Heinrich IV. ist die Gefährdung an Leib und Leben höchst fraglich<sup>21</sup>. Die zuverlässigen Quellen betonen, der Österreicher habe den englischen König, von dem er sich seit Akkon tödlich beleidigt fühlte, nicht gedemütigt und von Anfang an «honorifice» behandelt<sup>22</sup>. Als «in libera clausus custodia», wie ausdrücklich gesagt wird, wurde er anschließend auch von Kaiser Heinrich VI., von dem Leopold entsprechende Garantien verlangt hatte<sup>23</sup>, mit einigen Ausnahmen «reverenter» gehütet<sup>24</sup>. Auf Trifels und in Worms ließ ihn zwar eine Schar deutscher Ritter und Knappen nie aus den Augen und verhinderte es, daß englische Besucher bei Löwenherz übernachteten. Trotzdem blieb sein Antlitz immer heiter, seine Rede freundlich, sein Verhalten tapfer. Täglich trieb er mit den Wächtern Scherze, machte sie trunken, setzte er ihren ungeschlachten Leibern im Kampfspiel zu. Mit seiner Unerschrockenheit erinnert er an seine berühmte Mutter, die hochgemute Eleonore von Aquitanien, die lange Jahre als Gefangene ihres Gatten im Salesbury-Tower verbrachte, ohne daß ihr Wille sich brechen ließ, ihr Gemüt sich verfinstert hätte. Jedermann staunte, wie Löwenherz anlässlich seiner Reise zum Kaiser «strenue, eleganter, prudenter» auftrat, und attestierte dem Engländer gerne, er sei der Kaiserkrone würdig. In Hagenau hat ihn Heinrich VI. in ehrenvoller Weise empfangen, Kaiser und Kaiserin bedachten ihn mit reichen Geschenken. Während den Gerichtsverhandlungen in Speyer gab er sich in so königlicher Würde, als säße er auf dem Thron in Westminster oder in der Halle von Lincoln. Und als er sich vor Heinrich niederwarf, hob ihn der Kaiser auf, umarmte ihn und versprach, den Frieden mit Frankreich zu vermitteln. Herzog Leopold war davon derart beeindruckt, daß ihm das Wasser in die Augen stieg. Schon auf der Burg Trifels und

<sup>20</sup> Radulphus Niger, MG SS XXVII, 340.

<sup>21</sup> B. Schmeidler, Heinrichs IV. Absetzung 1105/1106 kirchenrechtlich und quellenkritisch untersucht, ZRG KA 43 (1922), 168 ff.

<sup>22</sup> Radulphus de Coggeshale, MG SS XXVII, 349.

<sup>23</sup> «Ea conditione ut proprii corporis malum non pateretur, sed ad redemptio-nem compelli posset», Gisleberti Chronicum Hanoniense, Bruxelles 1904, 284; MG SS XXI, 583; G. Bullinger, Heinrich VI. und Richard Löwenherz, Phil.-Diss. (Maschinenschr.) Tübingen 1946, 27.

<sup>24</sup> Andreas Marchianensis, MG SS XXVI, 212; Chronicum Melrosense, MG SS XXVII, 436; vgl. Kneller, 55 f.

hernach in Worms suchten Löwenherz englische Edelleute, Bischöfe, Äbte und selbst geringes Volk in so großer Zahl auf, daß es die Deutschen in Staunen versetzte. Im Beisein der Wachen führten die hohen Herren diplomatische Gespräche, klärten den König über die Zustände in seinem Reiche auf; sie spendeten ihm auch Trost und sehr reale Werte: einen Pelzmantel und vor allem dringend benötigtes Geld<sup>25</sup>.

Löwenherz war für den Kaiser ein äußerst kostbarer Gefangener, mit dessen Freilassung sich ein großes Geschäft machen ließ. Anders dachten die Bolognesen, die sogleich beschlossen, den unglücklichen Re Enzio unter keinen Bedingungen frei zu lassen und tatsächlich allen Angeboten und Drohungen Friedrichs II. widerstanden. Nach der Schlacht von Fossalta (26. Mai 1249) führte der Podestà von Bologna den Gefangenen in einem wahren Triumphzug in die Stadt. Voraus gingen Berittene, die – in leichter Bewaffnung und mit Eichenlaub bekränzt – die Kriegsbeute mit sich führten. Unter strenger Bewachung folgten zu Fuß die unabsehbare Schar der Gefangenen niederen Standes, zu Pferd die Vornehmen und zuletzt, von den wichtigsten Mitgefangenen umgeben, der Hohenstaufe. Am Stadttor hatten sich der Bischof und der Klerus eingefunden, der Dankeslieder für den Triumph der Bolognesen anstimmte. Das Volk bejubelte die Sieger, während der Kardinallegat und der Podestà unter einem von edlen Bologneser Jünglingen getragenen Baldachin durch die mit Teppichen und Buschwerk geschmückten Straßen ihren Einzug hielten. Enzio bezog seinen vergitterten Saal im Palazzo des Podestà, der groß genug war, daß der König täglich darin «spazieren» konnte. In seiner Mitte wurde eine «camera sospesa» aus Holz und Eisen errichtet, die dazu diente, den Gefangenen jede Nacht zu versorgen. Der Rat der Stadt erlaubte ihm eine kleine Hofhaltung. Die mitgefangenen Kammerdiener und Knechte umsorgten den König, von eigenen Schneidern und einem Schuster ist die Rede. Nichts sollte ihn hindern, sich die «magnificentias suas usitatas» leisten zu können. Sechzehn vornehme Jünglinge leisteten ihm in einem Turnus von fünfzehn Tagen Gesellschaft. Ebensoviele Männer nicht unter dreißig Jahren hatten im Palazzo nuovo die Wachen zu stellen; mit den Gefangenen zu sprechen oder zu spielen, war ihnen aber strengstens untersagt. Nach dem Tode des Kaisers verschlechterten die Bolognesen die Bedingungen der Haft. Der Rat verkürzte die Ausgaben für den

<sup>25</sup> Radulphus de Coggeshale, MG SS XXVII, 350; Rogerus de Hoveden, ebenda 159, 160, 162; Radulphus de Diceto, ebenda 282; A. E. Ramsay, A history of the Revenues of the Kings of England I, Oxford 1925, 209 f.; Bullinger 29.

König und der vier ihm noch verbliebenen Diener. Mit Brot, Wein und Öl hatten sie sich als täglicher Nahrung zu begnügen. Als aber Enzio nach fast dreiundzwanzig Jahren starb, trug die Bologneser Commune die Kosten für das pompöse Begräbnis. Sein Leichnam wurde einbalsamiert in ein scharlachrotes, mit Hermelin verbrämtes Gewand gehüllt und auf eine mit Scharlach bedeckte Bahre gelegt. Auf das Haupt legte man eine mit Steinen besetzte Krone und in die Hand ein goldenes Zepter. Der Klerus, der Magistrat und die ganze Nobilität geleitete den Toten zu den feierlichen Exequien in der Kirche der Dominikaner<sup>26</sup>.

Was «noblesse de chevalerie» gegenüber dem geschlagenen Feind selbst in den düsteren Tagen des Hundertjährigen Krieges bedeuten konnte, erfuhr am ehesten der französische König Johann der Gute. Der Schwarze Prinz, der ihn gefangengenommen hatte, reichte ihm erst Wein und Gebäck, am Abend ließ er ein großes Essen servieren und überhäufte den Franzosen geradezu mit chevaleresken Freundschaften. Den Winter verbrachten die beiden im Kloster St-André in Bordeaux, gemeinsam mit den mitgefangenen Sires de Fleurs de Lis, wie auch dem fünfzehnjährigen Sohn des Königs, dem späteren Herzog Philipp von Burgund, der sich den Beinamen «le hardi» durch sein tapferes Verhalten in der Schlacht von Poitiers erworben haben soll. Auf Geheiß des Königs Eduard III. setzte im Frühjahr die ganze Gesellschaft nach England über. In Canterbury wurden den Gebeinen des hl. Thomas Beckett die gebührende Verehrung erwiesen, und eine Deputation der Stadt London erschien zur ersten Begrüßung des Gefangenen. Johann zog darauf in die Hauptstadt ein in voller glänzender Rüstung, einen Schimmel reitend, den schönsten und größten, den man in ganz England finden konnte. Der Prinz von Wales, der ihm das Geleit gab, begnügte sich dagegen mit einem kleinen schwarzen Zelter. Die Londoner drängten sich in solchen Mengen zu dem seltsamen Schauspiel, daß der Zug, der um neun Uhr die Brücke überschritten hatte, erst gegen Mittag in Westminster ankam.

Johann empfing in seinem Palast oft hohen Besuch, den er gerne erwiderte, zuallererst das Königspaar von England. Anfangs nur von Ferne diskret bewacht, jagte er, sooft es ihn gelüstete, in der Umgebung der Stadt. Wie Froissart behauptet, war es den französischen Gefangenen erlaubt, «d'aller et venir sur leur foy seulement, de voler, chacer, déduire et prendre tous leurs esbatement ainsi qu'il leur plaisoit». Ausgaben für Pferde, Hunde und Falken kehren in den überlieferten Abrechnungen immer wieder. Mit Leidenschaft

<sup>26</sup> L. Frati, 241 ff.; ders., La prigionia del re Enzo a Bologna, Bologna 1902, 19 ff., die Quellen: 87 ff.

nahm der König an ritterlichen Spielen und Turnieren teil, was nicht verwundert, da im Frankreich Johanns, zumal in dem von ihm gegründeten «Sternorden», einem ins Phantastische gesteigerten Ideal der «galanterie romanesque» gehuldigt wurde. Im Schloß von Windsor, seinem zweiten Aufenthaltsort, warteten ihm oft die mitgefahrenden Herren und die Abgesandten aus Frankreich auf. An seiner Tafel wurden die erlesenen Speisen aufgetragen; Öl und besonders Wein lieferten dazu die französischen Untertanen; und der Graf von Armagnac hatte den König schon auf die erste Nachricht vom Unglück von Poitiers mit silbernem Tafelgeschirr versessen. Zur Erheiterung seines Gemütes hielt er sich einen Hofnarren, kaufte eine Harfe, ließ sich von Menestrels unterhalten und auf der Orgel vorspielen. Der König amüsierte sich am Hahnenkampf, las Ritterromane, konsultierte Astrologen und interessierte sich für eine tragbare Uhr, ein technisches Wunderding. Sein Bedarf an Büchern war beachtlich, manche ließ er neu binden, unter andern eine französische Bibel bei einer gewissen Marguerite, einer Buchbinderin. Ein Maler schuf in seinem Auftrag Bilder, verzierte sein Schachspiel und schmückte seine Möbel. Daneben nahm sich Johann seiner erkrankten Diener an, bezahlte für sie die Ärzte, Medikamente und Funeralien. Reichlich spendete er Almosen, am häufigsten im geheimen an die Klöster der Nachbarschaft. Einer armen Londoner Bürgersfrau ließ er Geld reichen, weil ihr einer seiner herumstreunenden Hunde die Milch verschüttet hatte.

Erst in der letzten Phase seiner Gefangenschaft, nach dem Tode der englischen Königinmutter, einer Tochter Philipps le Bel, wurde er bedeutend strenger gehalten und unerbittlich von neunundsechzig Soldaten und Beamten bewacht. Er sah sich gezwungen, fünfunddreißig seiner Diener und Getreuen mit einer Gratifikation in die Heimat zu entlassen, neununddreißig behielt er auch im Tower um sich, unter ihnen den Schneider, den Maler und den Falkner seines Sohnes.

Die zeitweilig recht glanzvolle Hofhaltung verschlang eine Menge Geld. Anhänger aus der Languedoc brachten ihm ein Geschenk aus Silber, dessen Erlös eine enorme Summe einbrachte. Das reichte aber bei weitem nicht. Dem wußte der König in etwa abzuholen: da die Engländer französischen Wein sehr schätzten, ließ er solchen von geistlichen Herren aus der Languedoc kommen, verkaufte ihn günstig und setzte selbst die schlechten Sorten ab. Ganz am Ende mußte er sogar noch seine Pferde veräußern<sup>27</sup>.

<sup>27</sup> Duc d'Aumale, Notes et documents relatifs à Jean, roi de France, et à sa captivité, Paris 1856; Douet d'Arcq, Comptes de l'argenterie des rois de France au XIV<sup>e</sup> siècle, 127 ff.; A. Coville, 105 ff.

Ähnliches wird von der Gefangenschaft Franz I. berichtet. Der König betrachtete sich stets als Gefangen in einem «gerechten Krieg» und erwartete daher von seinem Besieger, «que la volonté d'un tel prince... ne peut estre accompagnée que d'honneur et magnanimité». Karl V. gab Befehl, ihn so zu behandeln, wie er selbst behandelt zu werden wünschte, und gestattete ihm, seine Diener aus der Reihe der eigenen Offiziere auszuwählen. Auch während den von Karls Unterhändlern unnachgiebig geführten Verhandlungen, die sich zumal auf die Abtretung des Herzogtums Burgund bezogen, bezeugte der Kaiser in seinen Briefen und später bei seinen persönlichen Begegnungen mit Franz vollendete Höflichkeit. Wiederholt erkundigte er sich nach seinem Wohlergehen, bei der schweren Erkrankung des Königs ließ er ihn nicht allein durch die französischen Leibärzte, sondern auch durch die eigenen betreuen, indessen das spanische Volk Bittprozessionen für die Genesung und Befreiung des Gefangenen veranstaltete. Beruhigt konnten die französischen Gesandten nach Paris melden, ihr König sei «si humainement traicté et honoré de ses gardes par la volonté de l'empereur qu'il n'est possible de plus, hormis la liberté». Noch kurz vor seiner Entlassung erstattete ihm der Kaiser den Orden vom Goldenen Vlies zurück, den der König im Schlachtengetümmel von Pavia verloren hatte; vom Finder, einem spanischen Soldaten, hatte Karl das Kleinod für viertausend Dukaten zurückgekauft.

Staunen erregte die Überführung des Königs nach Spanien, die man auf französischen Galeeren bewerkstelligt hat. Bei seiner Ankunft in Barcelona verzichtete man zwar auf seinen eigenen Wunsch auf allzugroßen Aufwand. Böllerschüsse, das Spiel von Zimbeln, Trompeten und Hörnern waren aber nicht zu vermeiden. Die vornehmsten Damen der Stadt erwiesen dem König ihre Reverenz; von einer Galerie herab nahm er ihre Ehrenbezeugungen entgegen und zeigte sich von der charmantesten Seite. Zur Messe in der Kathedrale schritt er in einer prunkvollen Prozession, begleitet von Karl von Lannoy und dem Seigneur de Alarcon, die für Franz verantwortlich waren, ferner von Edelleuten aus der Stadt und der Marine, von Hellebardieren des Vizekönigs, von Soldaten mit Pike und Haube. In der festlich illuminierten und mit Tapisserien ausgezierten Kirche erwies man ihm jene Ehren, die sonst nur dem König von Spanien vorbehalten waren. Indessen verschmähte er den Thronsitz beim Hochaltar und kniete demütig auf der Seite nieder. Von den Provinzstädten am Weg nach Madrid wartete Guadalajara mit der großartigsten Begrüßung auf, Stierkämpfe und aufwendige Ritterspiele wurden zu seinen Ehren gegeben. In Alcalá empfingen ihn das Professorenkollegium und angeblich elf-

tausend immatrikulierte Studenten der ehrwürdigen alma mater. Allerorts machte sich das Volk in einer in Frankreich nie gesehenen Zahl an ihn heran, und der gefangene König heilte durch Berührung die Skrofeln.

Trotzdem versank Franz oft in tiefe Depression. In Pizzighittone, wo er vor der Überfahrt nach Spanien untergebracht war, führte der sonst so lebenslustige König ein fast mönchisches Leben; nur Fische, die ihm gar nicht bekömmlich waren, nahm er zu sich und fastete während mehreren Tagen der Woche. Wie Löwenherz suchte er Trost in der eigenen Dichtkunst. Briefe in Versform und kleine Rondeaux richtete er an seine Mutter, die Regentin, und an seine Schwester, die spätere Marguerite de Navarre. Nach dem Vertrag von Madrid, der die Bedingungen für die Entlassung fixierte, blieb er zwar noch immer von Berittenen und Fußsoldaten bewacht, nahm aber auch außerhalb des Alkazars von Madrid an Vespern und Messen teil, besuchte Frauenklöster und machte skrofulöse Nonnen gesund. Seinem Sekretär verdankte er eine schöne kleine Mohrin, die ihn täglich eine Stunde vor dem Aufstehen amüsierte<sup>28</sup>.

In all diesen Beispielen bekundet sich deutlich ein ritterlich-humaner Geist, doch diente die gute Behandlung auch dem Zweck, die öffentliche Meinung für den Ergreifer zu gewinnen. In welchem Unmaß das Mittelalter auch zur Entfesselung der naturhaften Triebe von Haß, Rache und Machtgier fähig war, erfuhren zumal jene Könige, die mit oder ohne eigenes Verschulden in interne Machtkämpfe verstrickt waren. «Nihilque humanum erga illum fiebat», heißt es in bezug auf Ludwig den Frommen, obgleich ihm seine Söhne eine angemessene Behandlung zugesichert hatten. Der Kaiser verbrachte seine Haft in härenem Gewand. Zu dem düsteren Büßerleben nötigte ihn die von der Synode von Compiègne auferlegte Kirchenstrafe. Sie sprach Ludwig, der durch die Gehorsamsaufkündigung durch das Volk auf dem Lügenfeld die tatsächliche Macht schon verloren hatte, die Idoneität zum Herrschen überhaupt ab. Niemand durfte mit dem aus der Kirche Ausgestoßenen Gemeinschaft halten außer eigens dazu bestimmte Personen. Tag und Nacht setzte man ihm zu, ihn zum Eintritt ins Kloster zu bewegen. Die Abgesandten Ludwigs des Deutschen wurden nur in Gegenwart von zwei Aufpassern zugelassen; sie wagten deshalb nicht, ihre Botschaft auszurichten und machten sich nur mit Zeichen und Gebärden verständlich. Die kaiserliche Familie wurde auseinandergerissen: Kaiserin Judith verbrachte man in ein Kloster nach Tor-

<sup>28</sup> Champollion-Figeac, Nr. LXXXVIII-XC, 212-214, XCVI, 221, CXVI, 253 f.; L. P. Gachard, *Captivité de François I*, in: *Etudes et notices historiques concernant l'histoire des Pays-Bas I*, Bruxelles 1890, 36-39, 46.

tona in der Lombardei, und besonders schmerzte es den Vater, daß sein Lieblingssohn Karl von ihm getrennt und ins Kloster Prüm gesteckt wurde, wo man den Knaben, wie dieser später behauptete, wie einen Schwerverbrecher behandelte<sup>29</sup>. Walafried Strabo berichtet in einem seiner Gedichte von dem Jüngling Ruadbernus, der unter schwerer Gefährdung seiner eigenen Person den Kontakt mit der Kaiserin besorgte. Die Alpenpässe und Wasserwege waren streng bewacht, Ruadbernus mußte sich als Knecht verkleiden und konnte sich Judith nur heimlich nähern<sup>30</sup>. Ein anderer Getreuer, Hrabanus Maurus, lieh dem Gefangenen wenigstens seine moralische Unterstützung. Es gelang ihm, dem Kaiser eine Trostschrift zukommen zu lassen, in welcher er das Unrecht der Söhne aufgrund von Bibelstellen, Vätertexten sowie Beispielen aus der Geschichte der römisch-christlichen Kaiser aufzeigte. Ludwig fühlte sich dadurch so gestärkt, daß er den Abt um eine zweite derartige Sammlung ersuchte<sup>31</sup>.

In eine in mancher Beziehung vergleichbare Situation geriet bekanntlich Kaiser Heinrich IV. Bei der Betrachtung des dramatischen Höhepunktes des tragischen Vater-Sohn-Konfliktes im Rahmen des Investiturstreites (1105/1106) ist zwar zu bedenken, daß man die Vorgänge auf dem Reichstag von Mainz und in der Pfalz von Ingelheim nur «auf der Grundlage des Kirchenrechts wahrhaft verstehen und würdigen kann»<sup>32</sup>, und daß die Primärquellen, die im Namen Heinrichs verfaßten Briefe, den «Charakter von Manifesten» besitzen, die mit zum Teil großem rhetorischem Geschick darauf abzielen, bei einer breiten Öffentlichkeit «Rührung hervorzurufen und mit diesem Mittel Hilfe gegen den Sohn zu gewinnen»<sup>33</sup>. Trotzdem bleibt an den quellenmäßig nicht völlig zu erhellenden Ereignissen das Tragische haften.

Kaum hatte sich Heinrich V. mit seinem Vater dem Scheine nach versöhnt und ihm freies Geleit zum Reichstag zugesichert, ließ er ihn, ohne förmliche Verhaftung, von Bingen aus auf die Burg Böckelheim entführen, um ihn dort in einem «schrecklichen Verließ» der «artissima custodia» des Bischofs Gebhard von Speyer zu

<sup>29</sup> Zur Haft in Soissons: MG Conc. II, 695, MG, Capit. II, 51; Annales Bertiniani ad a. 833 und 834, Thegan c. 42ff., in: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte II, Darmstadt 1969, 20f., bzw. I, Darmstadt 1968, 238; B. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen II, Leipzig 1876, 76ff.

<sup>30</sup> MG Poetae II, Nr. XXXVIII, 388.

<sup>31</sup> B. Simson II, 80–83.

<sup>32</sup> B. Schmeidler, o.c., 221.

<sup>33</sup> F. J. Schmale, Quellen zur Geschichte Kaiser Heinrichs IV., Darmstadt 1968, 15.

übergeben. Nur drei Laien teilten mit ihm Hunger und Durst, und selbst über das Weihnachtsfest verweigerte man ihm jeglichen geistlichen Beistand, doch ging die Bedrohung durch den Sohn wohl nicht «ad articulum mortis», wie der Kaiser beteuerte. In Mainz und Ingelheim wurde versucht, ihm wie Ludwig dem Frommen die Rolle des Büßers aufzuzwingen. Es wird deshalb zutreffen, daß Heinrich in Büßertracht gesteckt wurde: «non balneatus et intonsus» saß er im Gefängnis. Auf der Pfalz in Ingelheim gab er scheinbar freiwillig mit der Auslieferung der Throninsignien seinen Anspruch auf das Herrschertum preis, nur die öffentliche Kirchenbuße scheint der alte Kaiser nicht geleistet zu haben. Als bloßen Privatmann, «spoliatus et desolatus», ohne strenge Bewachung ließ ihn darauf der Sohn in der Villa Ingelheim zurück, die er ihm zum Lebensunterhalt zugewiesen hatte. So war es möglich, daß der Kaiser unbemerkt nach Köln und Lüttich entweichen konnte, als ihm die vielleicht nicht zuverlässige Mahnung zugespielt wurde, er habe nur noch zwischen ewiger Kerkerhaft und Flucht die Wahl<sup>34</sup>.

Trostlos war anscheinend das Ende des deutschen Königs Heinrich (VII.), den sein eigener Vater nach einer unglücklichen Herrschaft in Deutschland gefangengesetzt hat. Seit alters behauptet man, der Hohenstaufe habe in Apulien durch einen absichtlichen Sturz vom Pferd Selbstmord verübt<sup>35</sup>. Düster war auch das Ende einiger englischer Könige: Eduards II., Heinrichs VI., Eduards V., die anscheinend allesamt in der Gefangenschaft eines gewaltsamen Todes gestorben sind<sup>36</sup>. Richard II. verhungerte angeblich freiwillig, nachdem er die Nachricht von dem furchtbaren Ende seiner Getreuen empfangen hatte. An seinem Tod trug sein Widersacher Heinrich von Lancaster vielleicht keine direkte Schuld, er scheute sich jedenfalls nicht, den Toten in London öffentlich aufzubahren und in eigener Person der Trauermesse beizuwöhnen<sup>37</sup>. Im ausklingenden Mittelalter fühlte sich König Maximilian von den rebellischen niederländischen Städten mit dem Tode bedroht. Monate lang saß er blaß und abgemagert im Brothaus von Brügge, befürchtete sogar Gift unter seinen Speisen. Von seinem Fenster aus wurde er Zeuge brutalster Volksjustiz; und da änderte es wenig, wenn die Bürger von Brügge die Gitter oder Fensterläden der königlichen

<sup>34</sup> Vgl. die Briefe Heinrichs IV., Nr. 34, 37–42, ed. F. J. Schmale, 106ff.; Vita Heinrici IV. imperatoris, c. 10ff., ebenda 446ff.

<sup>35</sup> E. Franzel, 170; H. M. Schaller, NDB VIII, Berlin 1969, 326–329.

<sup>36</sup> T. F. Tout, The captivity and death of Edward of Carnarvon, Manchester 1920, 26ff.; zu Eduard V.: P. M. Kendall, Richard III, London 1955, 393 ff.; Mabel E. Christie, Henry VI, London 1922.

<sup>37</sup> H. Wallon, 275 ff., 349, 486ff.; Tod und Begräbnis: 367ff., 521ff.

Gefängniszelle durch Gerhard David mit Malereien verzieren ließen. Der Verkehr mit den Seinen wurde völlig unterbunden; nach Wochen erst konnte sich ein als Kaufmann verkleideter Diener unerkannt aus Brügge entfernen und in Köln die verzweifelte Lage des Königs bekannt geben. Die Gesandten der in Mecheln versammelten Stände durften Maximilian nicht deutlich machen, daß sie ihm beizustehen gewillt seien; gezwungenermaßen begnügten sie sich mit dem mißlichen Trost: Der König solle sich selber helfen, dann würde ihm schon geholfen werden<sup>38</sup>.

Die Reaktionen der Getreuen oder Landsleute, wie diplomatische Schritte und militärische Aktionen oder die allfällige Einsetzung eines Verwesers, waren zwangsläufig von den speziellen Umständen bedingt, die nicht Gegenstand dieser Betrachtungen sind. Hier müssen darum einige Hinweise genügen: Beispiele für materielle und moralische Unterstützung wurden schon genannt. Letztere bestand oft im Aufruf zu Gebet und Bittgängen, aber schon früh erregte ein so spektakuläres Ereignis wie die Gefangennahme eines Königs eine eigene Publizistik. Für Löwenherz verfaßten Troubadours Schmähverse gegen die Vergewaltiger des Ritters Christi, gegen die treulosen, barbarischen Deutschen<sup>39</sup>. Wenn immer möglich wurde die Kirche eingeschaltet, damit sie mit ihrer Disziplinargewalt einen Druck auf den Ergreifer ausübe. Der Papst sah sich indessen nicht selten zu Zurückhaltung gezwungen oder suchte zu vermitteln. Im allgemeinen war es ja «der Grundsatz der Kirche, den ‚Gesalbten des Herrn‘ gegen die Selbsthilfe derer zu verteidigen, die dem König wegen einer behaupteten, aber nicht kirchenrechtlich festgestellten Rechtskränkung faustrechtlichen Widerstand entgegensezten»<sup>40</sup>. So hatte Johannes X. die Freilassung Karls des Einfältigen mit scharfen Worten und unter Androhung der Exkommunikation gefordert; der Appell des machtlosen Papstes an die Bischöfe und weltlichen Großen Frankreichs und Deutschlands verhallte indessen ungehört<sup>41</sup>. Zu spät kam Bonifaz IX. mit der Legation des Kardinals Pileus, um die Entlassung Wenzels aus der Gewalt der böhm-

<sup>38</sup> H. Ulmann, Kaiser Maximilian I., I, Stuttgart 1884, 20ff.; L. P. Gachard, *Lettres inédites I*, Bruxelles 1899, 80; – Immerhin ließ man die Brüggener Zünfte in Waffen unter seinem Fenster defilieren, «d'occuper ses loisirs et de calmer sa mélancolie». Im Hof des Gefängnisses wurde ein Schießstand für die Vogeljagd errichtet, und der König beteiligte sich gerne an den Spielen der ihn bewachenden Bogenschützen. J. E. Vandendriessche, *L'empereur Maximilien d'Autriche et la Flandre*, Tourcoing 1936, 11–12. – Gerard David: J. Huizinga, *Herbst des Mittelalters*, Stuttgart 1953, 272.

<sup>39</sup> Kneller, 58 und Anm. 2.

<sup>40</sup> F. Kern, o. c. 197.

<sup>41</sup> A. Eckel, 129.

mischen Standesherren zu erwirken<sup>42</sup>. Schwerste geistliche Strafen kündigte der Papst Maximilians halber den Städten Gent und Brügge an, nachdem seine Weisung an den Erzbischof von Köln, die Niederlande zu exkommunizieren, nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt hatte<sup>43</sup>. Durch päpstliche Intervention empfing Kaiser Heinrich VI. seine Gattin Konstanze zurück, die von den Salernitanern ergriffen und Heinrichs Feind, Tankred von Sizilien, ausgeliefert worden war<sup>44</sup>. Als der Staufer seinerseits Richard Löwenherz gefangengenommen hatte, unterließ es Cölestin III. – aus Furcht vor der wachsenden kaiserlichen Macht in Italien –, ihn öffentlich und namentlich zu bannen, obwohl England ihn dazu drängte. Immerhin wurde dem im Jahre 1197 verstorbenen Kaiser sieben Monate lang ein christliches Begräbnis verweigert<sup>45</sup>. Den Babenberger Leopold, der sich durch die Verhaftung eines Kreuzfahrers des Bruchs des Gottesfriedens unmittelbar schuldig gemacht hatte, dürfte zwar Coelistin in Rom feierlich exkommuniziert haben, vermutlich aber erst auf Drängen Richards nach dessen Rückkehr nach England und ohne die kirchlichen Sanktionen durch den zuständigen Bischof von Passau oder den Erzbischof von Salzburg in Österreich publizieren zu lassen. Trotzdem soll der Herzog die Absolution erst auf dem Totenbett empfangen haben, die der Papst zuvor an eine Reihe von Bedingungen gebunden hatte: an die Rückerstattung des Lösegeldes, die Entlassung der Geiseln, die Leistung eines Schadenersatzes an den englischen König und schließlich an eine Kreuzfahrt Leopolds zur Sühne seines Vergehens<sup>46</sup>.

Selbstverständlich fehlte es in den wenigsten Fällen an Versuchen, den Gefangenen notfalls mit Gewalt zu befreien. Zehn kühne Ritter und Bürger aus der Languedoc boten Johann von Frankreich Leib, Gut und Familien an, um ihm die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen<sup>47</sup>. Zugunsten Richards II. von England schmiedeten Barone und geistliche Würdenträger in der Westminsterabtei ein Komplott: Heinrich von Lancaster sollte bei einem festlichen Turnier im Schloß Windsor überfallen werden und Richard den Platz wieder räumen. Um die Massen für den Plan zu gewinnen, verbreiteten sie das Gerücht, der König sei dem Kerker schon entronnen und hießen den königlichen Kaplan Maudelein, der durch seine

<sup>42</sup> J. Kaufmann, Urkunden zu einer bisher unbekannten Legation des Kardinals Pileus in Deutschland im Jahre 1394, QFIAB 2 (1899), 289 ff.

<sup>43</sup> H. Ulmann, 28.

<sup>44</sup> MG SS XXVII, 157.

<sup>45</sup> Kneller, 59, 90–101.

<sup>46</sup> Kneller, 103–112; Töche, 568 f.

<sup>47</sup> A. Coville, 109.

Ähnlichkeit mit dem Gefangenen bekannt war, die Rolle Richards spielen. Die Verschwörer wurden verraten, die Rache traf sie furchtbar. Heinrich machte die Köpfe und gevierteilten Leiber einiger der Rebellen der Stadt London zum Geschenk; von Spielern und Trompetern begleitet, kamen sie dort an, wo sie von achtzehn Bischöfen und zweiunddreißig Äbten unter dem Gesang des «Te Deum» nach St. Paul geführt wurden, als hätte es gegolten, Heiligengebeine einzuholen<sup>48</sup>. Ein recht skurriles Projekt schreiben die Chronisten Matthias von Neuenburg und Johannes von Viktring Herzog Leopold VI. von Österreich zu: Der Habsburger habe versucht, seinen Bruder Friedrich den Schönen mit Hilfe eines Schwarzkünstlers aus Trausnitz zu entführen. Der beschworene Dämon habe sich auch wirklich eingestellt – in Gestalt eines fahrenden Schülers aus dem Aargau mit zerrissenen Schuhen und Triefaugen. Durch ein Kreuzzeichen und die Anrufung des Namens Christi verscheuchte aber Friedrich den unheimlichen Gesellen, der ihn in ein Tuch hüllen wollte<sup>49</sup>.

Den Rat zur Flucht, die jedenfalls bei vorausgehender «Sicherung» einem verwerflichen Treubruch gleichgekommen wäre, wiesen etwa Ludwig der Fromme und bis zuletzt Maximilian zurück<sup>50</sup>. Dagegen ließ sich die jugendliche Königin Adelheid von Italien, die spätere Gattin Ottos des Großen, von heimlichen Boten des Bischofs Adalhard von Reggio anspornen, aus ihrem Gefängnis auszubrechen, und zwar wie Hrodswit wissen will, mitten in der Nacht durch einen unterirdischen Gang, den ihre Mitgefangeinen, ein Geistlicher und eine Magd, gegraben hatten:

«Sub terra foveam facerent fodiendo secretam,  
per quam de vinclis possent evadere duris»

Und beinahe wäre die Königin, die sich in einem Kornfeld verborgen hielt, von ihrem Verfolger erwischt worden:

«Et quamvis circumpositos disiungere culmos  
nisibus extenta cunctis temptaverit hasta,  
non tamen invenit, Christi quam gratia texit<sup>51</sup>.»

Unglücklich endete der Fluchtversuch Richards II. von England, den man entdeckte, als er sich vom Fenster seines Verließes in einem

<sup>48</sup> H. Wallon, 352 ff., 512 ff.

<sup>49</sup> Matthias von Neuenburg, c. 50, o. c. 125–126; Johannes von Viktring, MG SS rer. Germ. in usum scholarum, Hanover und Leipzig 1910, I, 89.

<sup>50</sup> B. Simson II, 85; H. Ulmann, 28f.

<sup>51</sup> Hrodswit, Gesta Ottonis, ed. K. Strecker, Leipzig 1930, 246–247, Verse 539–540, 578–580.

Turm in Lichfield in den Garten hinunter gelassen hatte<sup>52</sup>. Geschickter ging Wenzel zu Werke. Bei hellichem Tage, von vielen Bürgern gesehen nur nicht erkannt, machte sich der König als Bettler verkleidet «furtive» aus Wien davon. Das Überqueren der Donau, der Ritt nach Prag waren so wohl vorbereitet, daß die österreichischen Herzöge den Vorwurf der Fluchtbegünstigung nicht überzeugend zurückzuweisen vermochten<sup>53</sup>. Schon in Pizzighitone befürchtete Karl von Lannoy eine Verschwörung zugunsten Franz I. Auf spanischen Galeeren sollte er daher nach Neapel in Sicherheit gebracht werden. Der König hörte von dem Plan. Insgeheim bat er seine Mutter, die Regentin von Frankreich, die Schiffe auf hoher See zu überfallen und ihn dem Ergreifer zu entreißen. In Madrid setzten sich vier spanische Edelleute in den Kopf, dem französischen König die Freiheit wieder zu verschaffen. Franz selbst versuchte es erst im Einvernehmen mit seiner Schwester, die zu Verhandlungen nach Spanien gereist war, mit einer Bestechung der italienischen Wachen; schließlich wäre er nicht davor zurückgeschreckt, wie dem ungläubigen Kaiser gemeldet wurde, sich Gesicht und Hände schwarz zu bemalen, um als Mohrenklave verkleidet aus dem Alkazar zu entweichen<sup>54</sup>.

Ob der Zweck der Gefangennahme in der Beseitigung eines Herrschers oder in der Erpressung von machtmäßigen, finanziellen oder moralischen Vorteilen bestand, erreicht wurde er von den Ergreifern längst nicht immer oder oft erst nach zähem diplomatischem oder gar kriegerischem Ringen. Gelegentlich wurde der Gefangene selbst gezwungen, sich zum Vorteil des Ergreifers an den Verhandlungen zu beteiligen. So vermittelte Löwenherz zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen. Friedrich der Schöne von Österreich übernahm sogar eine Mission in eigener Sache. Nach den Bestimmungen des Trausnitzer Vertrages (1325) ist er von Ludwig dem Bayer gegen Ehrenwort beurlaubt worden, um mit den habsburgischen Herzögen über die Entlassungsbedingungen zu verhandeln, «möcht er aber den Sünen nicht zubringen, so soll er sich wider antworten gen Trausnicht in die Venchnuß, darinne er jetzt ist... Er soll auch dem chünige besunder verbundnus thun, mit sin selbs Personen». Tatsächlich ist er zu Ludwig zurückgekehrt, als

<sup>52</sup> H. Wallon, 281, 492.

<sup>53</sup> Chronicon universitatis Pragensis, *Fontes rer. Austriacarum*, SS II, 16; J. Aschbach, 190–191; zu den schon zeitgenössischen Fabeln von der Flucht Sigismunds aus der Hand der ungarischen Großen, ebenda, 130–131.

<sup>54</sup> Champollion-Figeac, Nr. LXXV, 180, CCII, 396; M. Gachard, 33–34, 63–65. Zur listenreichen Flucht des bei Pavia mitgefangenen Königs von Navarra, Champollion-Figeac, Nr. CCXVII, 459–460.

die habsburgischen Verwandten den Forderungen des Bayern nicht willfahren wollten<sup>55</sup>. Dafür erwarb sich der König noch die Bewunderung Schillers, der ihm in dem Gedicht «Deutsche Treue» ein idealisierendes Denkmal gesetzt hat:

«Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;  
Siehe, da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.  
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,  
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,  
Arm in Arm schlummern auf einem Lager die Fürsten,  
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.»

In Wirklichkeit hatte Ludwig einen in ritterlichen Fehden oft angewandten Brauch befolgt, der nun nicht bloß germanische, sondern auch berühmte antike Vorbilder besaß. Der Fall jenes Regulus, den Hannibal nach Rom entlassen hat, damit er Friedensgespräche anbahne, bei ausbleibendem Erfolg aber zurückkehre, wurde in der römischrechtlichen und naturrechtlichen Literatur immer wieder diskutiert bis hinauf zu Hugo Grotius<sup>56</sup>. Es entsprach wohl der *communis opinio*, wenn auch der Sachsen-Spiegel diesen Eid bei vorläufiger und das Urfehdeschwören bei endgültiger Entlassung als die einzigen den Gefangenen überhaupt bindenden Eide ansieht: «Jecliches gevangenen tat und lob en sal durch recht nicht stete sin, das her binnen deme gevanknisse gelobet. Let man in aber ledic uf sine truwe riten ze tage, her sal durch recht widerkommen und sine truwe ledigen. Gilt her oder wirt her ane gelt ledic, wilche urfede her gelovet oder sveret, die sal her durch recht leisten und anders nichen gelobede das her binnen gevengnisse belobet oder tut<sup>57</sup>.» So

<sup>55</sup> Vermittlerdienste: Kneller, 52, 69; Bullinger, 56; Trausnitzer Vertrag: MG Const. VI, Nr. 146–150; Reg. Habsb. III, 1673, 1694; W. Knorr, wie Anm. 8, 32.

<sup>56</sup> W. Knorr, 15–17, 29–33, 42, 67. Hier kann auch an Karl (II.) von Anjou erinnert werden. Zu Lebzeiten seines Vaters (Karls I.) fiel er bei Kämpfen um Sizilien (1284) in die Hände der Aragonesen; nach dem Tode seines Vaters (1285) vermittelte Eduard I. von England den Vertrag von Oloron (1287): Alfons von Aragon versprach, Karl unter der Bedingung frei zu lassen, daß dieser beim Papst die Anerkennung seines Bruders Jakob als König von Sizilien durchsetze. Sollte ihm dies nach einem Jahr nicht gelingen, hätte er in die Gefangenschaft zurückkehren müssen. Papst Niklaus IV. anerkannte den Vertrag von Oloron nicht; Karl wurde freigelassen und vom Papst seiner Eide entbunden; er tat dann so, geschützt von einer großen Flotte, als wollte er in die Gefangenschaft zurückkehren, stellte aber fest, daß keiner ihn festnehmen wollte, R. Fawtier, L'Europe occidentale de 1270 à 1380, in G. Glotz, Histoire Générale, t. 6, Paris 1940, 279, 281; M. Amari, La Guerra del Vespro Siciliano, t. 2, Paris 1843, 24ff.

<sup>57</sup> Sachsen-Spiegel III, Art. 41, § 1.

verwundert es denn nicht, daß selbst Könige sich nicht an die im Gefängnis abgelegten Eide gebunden fühlten. Maximilian widerrief alle in Brügge abgegebenen Versprechungen als erzwungen und rechtswidrig, da sie älteren Eiden und seiner Wahl zum König widersprächen<sup>58</sup>. Die Einhaltung der unleugbar harten Bedingungen des Vertrages von Madrid – zumal was den Verzicht auf Burgund betraf – mußte Franz I. im Rahmen einer Messe in seinem Gemach durch den Schwur auf das Evangelienbuch und zusätzlich in einer feierlichen Zeremonie durch den ritterlichen Eid in die Hand des Vizekönigs von Neapel garantieren. Tags zuvor hatte er jedoch im geheimen «alle Pakte, Übereinkommen, Verzichtleistungen, Quittungen, Widerrufe, Minderungen und Eidesleistungen», die seiner Ehre und dem Wohl seiner Krone abträglich seien, für hinfällig und nichtig erklärt. Wie Friedrich der Schöne hätte auch Franz in die Gefangenschaft zurückkehren müssen, falls er die Stipulationen des Vertrags nicht erfüllte. Er handelte seinen geheimen Erklärungen gemäß, und auch die Kurie hat ihn – wie so manchen in vergleichbarer Lage – von seinen Eiden mit der Begründung losgesprochen: «clarum profecto est quam dubie et non valide sint conditiones in captivitate concesse<sup>59</sup>.»

In den meisten Fällen wurde die Entlassung an die Geiselstellung und die Entrichtung eines Lösegeldes, das lytrum, geknüpft, was sogar als Entgegenkommen gewertet wurde. Die Gelegenheit, den königlichen Gefangenen als Objekt eines gewinnbringenden Geschäfts zu mißbrauchen, empfing jedoch mit der zunehmenden Geldwirtschaft und dem steigenden Finanzbedarf der Fürsten zusehends größere Bedeutung. Paradigmatisch sind hier wiederum die Vorgänge um Richard Löwenherz. Schon Herzog Leopold stellte maßlose Forderungen. Der Kaiser verlangte dann in einem förmlichen Vertrag materielle und personelle Beteiligung der Engländer an seinem süditalienischen Feldzug und erhöhte das Lösegeld von hunderttausend auf wahrscheinlich hundertfünftausend Mark Kölner Währung, wobei Löwenherz für diese Zusatzforderung nötigenfalls Geiseln zu stellen hätte, und zwar sechzig dem Kaiser und sieben dem Herzog<sup>60</sup>. Die Summe war enorm und selbst bei

<sup>58</sup> H. Ulmann I, 33.

<sup>59</sup> Champollion-Figeac, Nr. CCXXII, 476–477, Nr. CCLVIII, 530–531; L. P. Gachard, 77–82; Knorr, 78–79.

<sup>60</sup> R. de Hoveden, MG SS XXVII, 160ff.; Vertrag Heinrichs mit Löwenherz: MG LL II, 176; dazu A. Schreiber, wie A. 5, 286 ff. – Leopold verwendete das Lösegeld für den Ausbau der Befestigungswerke von Wien, Wienerneustadt, Hainburg und Enns, MG SS IX, 726, XXV, 358, Deutsche Chroniken III, 1, 545; der Kaiser brauchte das Geld zur Finanzierung des süditalienischen Feldzuges, MG SS XXVII, 164.

größten Anstrengungen des Inselreiches und seiner französischen Besitzungen kaum aufs Mal zu leisten. Die Krone verschaffte sich das Geld hauptsächlich durch eine fünfundzwanzigprozentige Einkommens- und Vermögensumlage und durch den Einzug von zwanzig Solidi von jedem Ritterlehen. Dazu mußten die Kirchen Englands goldene und silberne Kultgegenstände in die Münze abliefern; man dachte gar daran, den Schrein des hl. Edmund, eines der verehrtesten Heiligtümer des Reiches, der Edelsteine zu berauben, doch wagte es keiner, sich an dem Heiligen zu vergreifen. Dagegen mußten die Zisterzienser zweimal hintereinander auf den Ertrag der Wollerzeugnisse eines ganzen Jahres verzichten. Die allgemeine Erhebung wurde wiederholt und streng durchgeführt: «nulla denique ecclesia, nullus ordo, nullus gradus, vel sexus est praetermissus, quin ad redimendum regem cogeretur<sup>61</sup>.» Die Schatzungen hatten in diesem Fall die rechtliche Basis in der Ehrenpflicht der Vasallen, den Lehnsherrn in gewissen außerordentlichen Situationen durch eine Sonderleistung zu unterstützen, die man auxilium genannt hat. Seit dem 12. Jahrhundert bildete sich allenthalben ein Kanon von drei oder vier Fällen aus: der Kreuzzug gegen die Heiden, der Ritterschlag des ältesten Sohnes, die Heirat der ältesten Tochter und der Loskauf des Herrn aus der Gefangenschaft. So läßt sich das Hilfsgeld zuerst in der Normandie, dann auch im capetingischen Frankreich als «aide aux quatre cas» nachweisen. In England wurde es in der Magna charta verankert und hielt sich bis ins 17. Jahrhundert<sup>62</sup>. Es dürfte vor allem dem Speculum doctrinale des Vinzenz von Beauvais († 1264) zu verdanken sein, wenn mindestens die vier genannten Fälle in den einschlägigen spätmittelalterlichen Traktaten immer wiederkehren, etwa in einer wohl Thomas Ebendorfer zuzuschreibenden «Collatio ad clerum» oder im Sentenzenkommentar

<sup>61</sup> R. de Hoveden, MG SS XXVII, 161 f.; R. de Coggeshale, MG SS XXXII, 350; Kneller, 62 ff. – Die Einziehung des Kirchengutes zugunsten des Loskaufs von Gefangenen galt seit je als statthaft, cf. Ambrosius, De officiis II, 28, und die Verordnung Justinians, Kirchengut nur für die Gefangenbefreiung veräußern zu dürfen, Codex Justiniani I, 2, 21; dazu F. Graus, Die Rolle der Gewalt bei den Anfängen des Feudalismus und die «Gefangenbefreiung» der merowingischen Hagiographie, Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1961, Teil 1, A. 146 und 147.

<sup>62</sup> H. Plehn, Der politische Charakter des Matthäus Parisiensis, Stadt- und sozialwissenschaftliche Forschungen, hg. v. G. Schmoller 14/3, Leipzig 1897, 4–9; W. Stubbs, The constitutional history of England I, Oxford 1903, 578; R. Holtzmann, Französische Verfassungsgeschichte, München-Berlin 1910, 259 ff., 490 f.; W. Kienast, Der französische Staat im 13. Jahrhundert, HZ 148 (1933), 484–485; H. Mitteis, Lehnrecht und Staatsgewalt, Weimar 1933, 615; ders. Der Staat des hohen Mittelalters, Weimar 1968, 375; F. Cramer, Magna Carta (Diss. Zürich), Meran 1937, 96–100 mit Literatur.

des Tübinger Theologen Gabriel Biel<sup>63</sup>. Der Charakter der Freiwilligkeit blieb dem auxilium anscheinend gewahrt, seine Leistung wurde an gewisse Bedingungen geknüpft: an das bellum iustum, die Tapferkeit des Fürsten im Kampf und an die Pflicht der vollständigen oder teilweisen Rückerstattung. Löwenherz versprach deshalb den englischen Prälaten die Restitution der Beträge und forderte nachträglich Rechenschaft «de omnibus auxiliis datis ad redemptio-nem domini regis, quis quantum promiserit et quantum reddiderit et quantum a retro sit». An Kirchen, die durch die wiederholten Schatzungen in Not geraten waren, wurden noch ehe die ganze Schuld dem Kaiser bezahlt war, silberne und goldene Kelche verteilt<sup>64</sup>.

In praxi stellte sich das Problem der Beschaffung des Lösegeldes sehr viel schwieriger dar als in der gelehrten Literatur. Das bekannte Rügelied des Richard Löwenherz erinnert daran, welchen Geduldsproben der Gefangene ausgesetzt sein konnte:

Ja nuls hons pris ne dira sa raison  
Adroitement s'ensi com dolans non;  
Mais par confort puet il faire chançon.  
Molt ai d'amis, mais povre sont li don:  
Honte en auront, se por ma reançon  
Sui ces .II. ivers pris!

Or sai je bien de voir certainement  
Que mors ne pris n'a ami ne parent,  
Quand on me lait por or ne por argent.  
Molt m'est de moi, mais plus m'est de ma gent,  
Qu'après ma mort auront reproche grant  
Se longuement sui pris<sup>65</sup>.

<sup>63</sup> Vinzenz von Beauvais, *Speculum doctrinale* X, 57, Venedig 1494, 150; Thomas Ebendorfer(?), Österreichische Nationalbibl. Wien, Cod. 3489, fol. 11–12v; Gabriel Biel, *Collectorium super IV sententiarum libros*, IV, 15, 5. – Diese Hinweise verdanke ich Frau Dr. Gerda Koller, Wien.

<sup>64</sup> Brief Richards an Eleonore, MG SS XXVII, 162; Verteilung von Kultgerät, R. de Hoveden, ed. W. Stubbs, London 1868, 290; Löwenherz selbst wandte sich nach seiner Freilassung nicht ohne Erfolg an Cölestin III. mit der Bitte, der Papst solle von Leopold die Rückgabe des Lösegeldes und der Geiseln erwirken; Heinrich VI. hat ihm noch kurz vor seinem Tod die Vergütung des Lösegeldes zugesagt, Kneller, 91, 101.

<sup>65</sup> Zwar redet ein Gefangener, übermannt  
Von Schmerz und Pein, nicht eben mit Verstand;  
Doch dichtet er, weil so das Leid er bannt.  
Freund' hab ich viel, doch karg ist ihre Hand.  
Schon lieg' ich, Schmach! weil sie kein Geld gesandt,  
Zwei Winter hier in Haft.

Von Johann dem Guten forderte Eduard III. von England im Frieden von Brétigny drei Millionen écus d'or auf verschiedene Termine. Zur Eintreibung des notwendigen Hilfsgeldes konnte der französische König im Süden seines Landes vier Schatzmeister einsetzen, im Norden stieß er dagegen auf größten Widerstand. Der leistungsfähige höchste Adel war gefallen oder gefangen, das ausgesogene Bürgertum widersetzte sich dem Ansinnen des Herrschers und das Bauerntum erhob sich in der «Jaquerie». Für die ersten sechshunderttausend écus d'or mußte Johann zu dem Mittel einer Anleihe greifen. Der Condottiere Mattia Galeazzo Visconti trat hellfend auf den Plan: er zwang dafür den König, die Prinzessin Isabella seinem Sohn Gian Galeazzo, dem künftigen Herzog von Mailand, zur Frau zu geben. Der aufsehenerregende Ehehandel empörte nicht nur den Geschichtsschreiber Villani, der zu Johann verächtlich bemerkt: «Quasi com' all'incanto sua propria carne vendesse.» Der englische König gab sich schließlich mit zwei Dritteln der geforderten Summe zufrieden, doch war fast ein halbes Jahrhundert später noch nicht alles bezahlt<sup>66</sup>.

Beim Akt der Freilassung wird es kaum je an symbolkräftigen Handlungen gefehlt haben, wie sie das Mittelalter in unerschöpflicher Fülle geschaffen hat. Ludwig der Fromme erhielt nicht zufällig an der Stelle der Abteikirche von St-Denis, wo einst Stephan II. Pippin gesalbt hatte, aus der Hand der fränkischen Bischöfe das «cingulum militare» mit dem Schwert und die königlichen Gewänder zurück<sup>67</sup>. Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne sollen bei der Entlassung das Abendmahl gemeinsam gefeiert, die Hostie geteilt und den Friedenskuß getauscht haben<sup>68</sup>. Sogar die flandrischen Bürger bemühten sich darum, die Beschwörung der Urfehde, die

Wohl ist es mir gewiß zu dieser Zeit:  
Tot und gefangen tut man niemand leid.  
Und werd' ich ob des Goldes nicht befreit,  
Ist's mir um mich, mehr um mein Volk noch leid,  
Dem man nach meinem Tod es nicht verzeiht,  
Wenn ich hier bleib' in Haft.

Übersetzung nach K. L. Kannengiesser, Gedichte der Troubadours, Tübingen 1852, 102; das Lied ist in mehreren französischen und provençalischen Varianten überliefert, J. Brakelmann, Les plus anciens chansonniers français, Marburg 1896, 1-2; G. Raynauds, Bibliographie des altfranzösischen Liedes, erg. von H. Spanke, Leiden 1955, 1891.

<sup>66</sup> A. Coville, 155.

<sup>67</sup> B. Simson II, 90-92. Zur Freilassung des Löwenherz, der dem Kaiser den Lehenseid zu leisten hatte, Th. Töche, 565 f.; H. Mitteis, Der Staat des hohen Mittelalters, Weimar 1968, 265-266.

<sup>68</sup> Johannes von Viktring, o.c. II, 125.

Übergabe der Geiseln und die Freilassung Maximilians in ein pomposes Zeremoniell einzukleiden. Auf dem Marktplatz von Brügge errichteten sie eine mit köstlichen Teppichen und frischem Grün ausgeschmückte Estrade, auf dieser einen Altar für die Reliquien und einen Thronsessel für den König. Als aber der feierliche Zug der Ständevertreter, Hofleute, Prälaten und Ritter, in ihrer Mitte Maximilian selbst, dort angekommen war, wich der König unversehens in ein nahegelegenes Patrizierhaus aus. Da erhob sich ein gewaltiger Tumult, alles schrie wild durcheinander, die Kleriker stürzten in ihren Chorröcken kopflos hierhin und dorthin. Nur mit Mühe gelang es den Ständevertretern, das Volk zu beruhigen und in dessen Namen den König um Verzeihung für alle ihm zugefügte Schmach zu bitten. Der König vergab alle Untaten, sagte zu, Flandern in vier Tagen zu räumen; doch zur Ausführung dieses Versprechens mußte er sich die Mittel, fünfundfünftausend Pfund Groschen, erst von den niederländischen Ständen borgen und vornehme Geiseln stellen sowie auf die Vormundschaft über seinen Sohn Philipp den Schönen verzichten. Dann nahm Maximilian seinen Platz ein, um vor dem Sakrament den demütigenden Eid zu leisten, der als einer der kräftigsten Reflexe mittelalterlichen Widerstandsgestes gilt. Messe, Te Deum, Prozession zum Dom, ein Bankett und Tanz in allen Straßen beschlossen die bewegte Szene<sup>69</sup>.

Das Friedensmahl spielte bei der Entlassung meist eine große Rolle. Nach dem Frieden von Brétigny gab Johann der Gute im Tower ein großes Essen für Eduard III., der ihm dabei erklärte: «Beau frère de France, moi et toi sommes, la Dieu merci, en bon amour!» Die beiden umarmten sich, spendeten einander den Friedenskuß, tauschten Geschenke aus: Eduard überreichte dem Franzosen den Becher, dessen er sich bis dahin bedient hatte, Johann gab dafür einen Humpen hin, der Ludwig dem Heiligen gehört haben soll. Der französische König verließ London in fast ebenso großer Aufmachung wie er gekommen war, wiederum begleitet vom Prinzen von Wales, gefolgt von sechs eisenbeschlagenen, schwerbepackten Wagen, die unter anderm das köstliche Tafelgeschirr enthielten. Freigelassen wurde er aber erst in Calais, nachdem der erste Teil des Lösegeldes eingetroffen war. Da reihte sich dann durch vierzehn Tage hindurch eine Festivität an die andere, bis zuletzt nach der Besiegelung des Friedensvertrages Eduard im Schloß «un moult grand souper et bien ordonné» offerierte. Johann wurde von seinen Landsleuten angeblich begeistert empfangen, eine große Zahl von Geschenken wurde ihm präsentiert, deren Liste

<sup>69</sup> Jean Molinet, ed. G. Doutrepont et O. Jodogne, II, Bruxelles 1935, 6ff; H. Ulmann, 30f.; J. E. Vandendriessche, 12.

noch erhalten ist. So gewaltig kann zwar der Wert dieser Pokale, Platten und Schüsseln nicht gewesen sein, muß man doch bedenken, welche Lasten das ausgeblutete Land zu tragen hatte<sup>70</sup>.

Sehr genau kennt man das Zeremoniell bei der Freilassung Franz I. Um einen ungestörten Verlauf zu sichern, vereinbarte Karl von Lannoy mit dem König, die Heere hätten sich je zwanzig Meilen von dem ausgewählten Grenzpunkt zurückzuziehen, französische Edelleute dürften sich nicht über Bayonne hinaus nähern und in der unmittelbaren Umgebung würden keinerlei Menschenansammlungen geduldet. Den Grenzfluß Bidassoa zu befahren, war nur zwei gleich großen Booten erlaubt, die ausschließlich dem Transport jener Personen dienten, welche die Freilassung vorbereiteten, sonst hatten selbst die Meerschiffe fünf Meilen Abstand von der Küste zu halten. Inmitten des Flusses verankerte man ein Schiff, das am frühen Morgen Franz und der Vizekönig von Neapel von der spanischen, der Dauphin und der Herzog von Orléans, die beide als Geiseln ausersehen waren, von der französischen Seite her zugleich betraten. In demselben Augenblick, indem die Prinzen ausgeliefert wurden, erklärte der Vizekönig, der Franz einst gefangen genommen hatte: «Sire, vous êtes libre maintenant, que votre Altesse, comme un bon roi, accomplisse ce qu'elle a promis!» Der König, der das Gegenteil zu tun gedachte, antwortete: «Tout sera accompli ponctuellement.» In gegensätzlicher Richtung verließen die Parteien das Schiff. Franz schwang sich auf ein bereitstehendes Pferd und jagte im Galopp davon, indem er ausrief: «Je suis roi encore!<sup>71</sup>».

Bis ins späte Mittelalter hinein wurde die Gefangenschaft des Königs als mehr oder minder schwerer Verlust an herrscherlichem «splendor» empfunden, galt doch Glücksglanz als Ausdruck sowohl des heidnischen Königsheils wie des christlichen Gottesgnadentums. In edler Geburt und glückhafter Tat manifestierte sich der «splendor fortunae»; doch konnte er leicht verlorengehen, und dazu brauchte der König nicht einmal zum Tyrannen abzusinken, er mußte nicht selbst dafür verantwortlich sein, um schuldig und kraftlos zu werden. Wer nicht mehr durch seine Taten glänzen konnte, bewies schon, daß das Heil von ihm gewichen war<sup>72</sup>. Dieses magische Denken steckt noch in der Sage von dem goldenen Ring, die Johannes von Viktring überliefert. Ohne persönliche Schuld wurde Friedrich der Schöne bei Mühldorf geschlagen und gefangen.

<sup>70</sup> A. Coville, 155–156.

<sup>71</sup> Vorbereitung: Champollion-Figeac, Nr. CCXL, 510–511, CCXLIV, 513; Freilassung: M. Gachard, 90–92.

<sup>72</sup> H. Wolfram, MIÖG Erg.-Bd. 20 (1962/63), 123 ff.

Trotzdem erlosch nun der Glanz eines Ringes, den die habsburgische Sippe als Reliquie und Heilszeichen verehrte, denn er war aus dem Golde der Heiligen Drei Könige gemacht und zeigte durch sein Leuchten an, daß Gott dem Besitzer beistehe<sup>73</sup>.

Umso größer erwies sich die Einbuße an «splendor», wenn dem König ein schuldhaftes Verhalten nachgesagt wurde. Geistliche deuteten die Gefangenschaft des Löwenherz als Gottesurteil über die Sünden eines ausschweifenden Lebens und einer willkürlichen Herrschaft<sup>74</sup>. Die Eintreibung des Lösegeldes erregte tiefe Erbitterung gegen den König. Im Londoner Volksaufstand des Jahres 1196 wurden schwere Klagen laut, einzelne wünschten Richard an den Galgen oder nach Deutschland zurück<sup>75</sup>.

Schon die Zeitgenossen brachten Wenzels Unglück mit seinem zügellosen Wandel und seiner Unbelehrbarkeit zusammen. Der österreichische Dichter Suchenwirt läßt in seinem Werk Aristoteles seinem Schüler Alexander dem Großen Ratschläge erteilen und fügt dann, ohne Zweifel auf Wenzel gemünzt, die Überlegung an:

«Hiet ein chunig die rêt gelesen,  
Es wer im paz ergangen,  
Und wêr auch ordenlich gewesen  
Er wêr nie gevangen<sup>76</sup>.»

Um den Verlust an «splendor» und Autorität wieder wett zu machen, erschien bis ins hohe Mittelalter hinein die Wiederholung der Krönung als geeignetes Mittel. Noch ein Jahr nach der rechtlich durchaus einwandfreien Wiedereinsetzung Ludwigs des Frommen in St-Denis erachtete man es als notwendig, den Kaiser in der Stephanskathedrale von Metz nochmals zu krönen, wobei wohl der Gedanke mit im Spiel war, etwas von der Heilkraft des hier bestatteten karolingischen Sippenahns, des hl. Arnulf, auf dessen Nachkommen wirken zu lassen<sup>77</sup>. Um den Makel der Erniedrigung zu tilgen, wurde in England an den Königen Stephan von Blois und Richard Löwenherz eine Zweitkrönung vollzogen. Zu diesem Zweck ersann man einen eigenen Ordo: die Krönung und die

<sup>73</sup> Ebenda, 128.

<sup>74</sup> R. de Diceto, ed. W. Stubbs, London 1876, 107; R. de Coggeshale, ed. I. Stevenson, London 1875, 57.

<sup>75</sup> Kneller, 90f.

<sup>76</sup> Th. Lindner II, 170.

<sup>77</sup> O. G. Oexle, Die Karolinger und die Stadt des heiligen Arnulf, Frühmittelalterliche Studien I (1967), 347.

Übergabe des Zepters erfolgte nicht in der Kirche, sondern im Gemach des Königs, jedoch unter den Gebetsformeln, die für die Erstkrönung in Gebrauch waren<sup>78</sup>.

Kaum je wurde der sakrale Charakter des französischen Königstums stärker herausgestrichen als durch Karl V., den Nachfolger Johanns des Guten. In einer feierlichen Urkunde für das Kapitel der Krönungskathedrale in Reims (1380) «erklärt sich der König ausdrücklich als Wundertäter und definierte, was man als titulature divine der französischen Herrscher bezeichnet hat, von der sie bis zuletzt den Titel très chrétien beibehalten haben». Unter dem direkten Einfluß Karls V. verherrlichte zur gleichen Zeit der Karmeliter Jean Goléin das himmlische Salböl der Könige, die ebenfalls vom Himmel stammenden Fleurs de Lis und die Oriflamme von St-Denis. Damals wurde «in Reims ein achtes Sakrament kreiert»; Jeanne d'Arc lebte von dem Glauben an seine Kraft<sup>79</sup>.

Daß zu allen Zeiten Geschichtsschreiber die Gefangenschaft des Königs als unerforschlichen Ratschluß Gottes dem Urteil der Menschen entrücken oder bloßer Arglist der Feinde oder treuloser Verbündeter zuschreiben wollten, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Während außerdem dem Ergreifer nicht selten ein böser Tod nachgesagt oder Naturkatastrophen in seinem Land als Folge des wegen seiner Missetat verhängten Kirchenbannes gedeutet wurden<sup>80</sup>, rückte die Erinnerung den Gefangenen mitunter in die Nähe des *rex regum*, Christus. Man stilisierte den gefangenen König zum Märtyrer oder Helden, seine Qualen erweckten Mitgefühl, seine Standhaftigkeit Bewunderung. «Qui dum viveret, Simplex dictus est... sanctus nunc recte potest vocari,» bemerkte der Chronist von St-Bénigne über Karl den Einfältigen<sup>81</sup>. Wie kein zweiter ist Löwenherz schon in einem Teil der englischen Chronistik und erst recht in der rasch einsetzenden Sagenbildung als Heros und halber Heiliger gesehen worden<sup>82</sup>. Bei Richard II. genügte offenbar ein geheimnisumwittertes Verschwinden, daß sich der hartnäckige Glaube verbreitete, der König sei gar nicht tot, sondern lebe in Schottland. Dort wurde wirklich ein falscher Richard, der zwar selbst die Identität

<sup>78</sup> P. E. Schramm, Geschichte des englischen Königtums im Lichte der Krönung, Weimar 1937, Neudruck Darmstadt 1970, 58–60.

<sup>79</sup> Ders., Der König von Frankreich I, Weimar 1960, 236 ff.

<sup>80</sup> Für die Feinde Karls des Einfältigen: A. Eckel, 135; für Herzog Leopold VI.: Kneller, 104.

<sup>81</sup> Chronique de St-Bénigne, ed. Garnier et Bougaud, 126.

<sup>82</sup> Kneller, 4 ff. Nach einem altfranzösischen Gedicht hat der König mehr gelitten als alle heiligen Bekenner, «deren es doch soviele gibt», zit. bei Kneller, 56.

mit dem König verneinte, in allen Ehren gehalten. Das englische Volk wurde in einem öffentlichen Aufruf vor dem Aberwitz gewarnt, aber lange umsonst; es kam gar zu einer Revolte zugunsten des vermeintlichen Königs<sup>83</sup>.

Wie zahllose Quellen belegen, empfand das ganze Mittelalter das Unglück eines Königs in besonderem Maß als Zeichen göttlichen Waltens und beispielhaft erlebte es dabei die Unbeständigkeit der Welt. «Wie machtlos ist die Macht der Welt, wie ungewiß, wie unstet», erkennt der Verfasser der Vita Heinrichs IV. am Schicksal seines Kaisers<sup>84</sup>. Es entspricht ganz dieser Erfahrung, wenn es Gekrönte sind, die auf den Glücksrädern mittelalterlicher Kathedralen in den Abgrund stürzen. Und ohne Zweifel gibt etwa der Chronist Jean Molinet die Empfindung vieler seiner Zeitgenossen wieder, wenn er bei der Schilderung der Gefangennahme Maximilians in die Klage ausbricht: «O très soudaine, très caducque et très inconstante roe de mutabilité de fortune! Comment tu charies et reverse à ta mode felle et poindant les plus honourés de ce monde<sup>85</sup>!»

<sup>83</sup> H. Wallon, 379ff., 525ff.

<sup>84</sup> Vita Heinrici IV., c. 10, Quellen zur Geschichte Kaiser Heinrichs IV., hg. von F. J. Schmale, Darmstadt 1968, 450; dazu vgl. A. Doren, Fortuna im Mittelalter, Vorträge der Bibliothek Warburg 2 (1922/23), 71ff.; K. Hampe, Zur Auffassung der Fortuna im Mittelalter, Archiv für Kulturgeschichte 17 (1927), 20ff.; und besonders H. F. Haefele, Fortuna Heinrici IV. imperatoris, Veröffentlichungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 15 (1954).

<sup>85</sup> Jean Molinet, ed. G. Doutrepont et O. Jodogne, I, Bruxelles 1935, 592; einen verwandten Gedanken äußert z. B. R. de Coggeshale in bezug auf Löwenherz: «Tanti principis deiectione non est imputanda tue virtuti (Leopoldi), immo potius divine dispositioni, ad nutum cuius rota fortune volubilis celerius volvitur, hunc humilians et hunc exaltans, illum erigens et istum deprimens, . . . qui potentes deponit de sublimi et effundit despectionem super principes», MG SS XXVII, 349.

# Das Haus Aragon und Bonifaz VIII.

*Nachrichten aus dem Briefwechsel Jakobs II.*

von

Berthe Widmer

Manche Ereignisse und manche Gestalten der Weltgeschichte sind von solcher Schicksalsschwere belastet und von soviel Schuld und Leid geprägt, daß der Betrachter angesichts des offensären Elends kaum auf den Gedanken kommt, nach einer weniger düstern, vielleicht sogar heitern Seite des Geschehens Ausschau zu halten. Und doch besitzen bekanntermaßen nicht wenige der traurigsten Ereignisse und der trübsten Erscheinungen eine kleine Zutat an Komik, sei's geradezu als wesentlichen Bestandteil, sei's gleichsam als zufällig aufgesetzten Flitter, gerade wie die lebenswahrsten unter den Trauerspielen Shakespeares. Die kleine Farce wird aber nicht selten aus dem gewöhnlichsten Alltag gespendet, der nicht völlig zu Recht als grau verurteilt wird. Freilich wirkt manches vergnüglich nur als Gegenstand der Betrachtung, der von außen und aus der Entfernung sowie in bestimmtem Zusammenhang besehen wird; doch erweist sich das Vergnügliche auch auf diese Art als wirklich vorhanden. Wer also die Geschichte recht beurteilen will, muß neben viel Ernst auch etwas Humor mitbringen, um in der Vergangenheit ebenfalls beides zu entdecken: Im Jammer und dicht neben ihm den Scherz, das Glück im Unglück. Und wollte man gar im Irrtum das Körnchen Wahrheit und in der Masse von Schuld die Unschuld finden, so müßte dieser Humor wohl noch mit Güte, Zuversicht und etwas Weisheit gewürzt sein.

Zu solchen allgemeinen Überlegungen Zuflucht zu nehmen, ist wohl dem erlaubt, der sich den Machtkämpfen zwischen Papsttum und Königtum vom Ende des 13. Jahrhunderts zuwendet und der insbesondere die Gestalt eines Bonifaz' VIII. und ihre Umwelt ins Auge faßt, ohne viel Lust zu verspüren, die große Zahl der Kritiker anzuhören, die den berühmt-berüchtigten Kirchenfürsten, seine Räte und seine Gegner auf Herz und Nieren geprüft haben. Für die Historie ist diese Untersuchung unerlässlich gewesen, doch sie immer mit gleichem Ernst fortzuführen, ist kaum nötig. Nachdem man die fürchterliche Tragik und die schwere Verschuldung, die sich in den angedeuteten Kämpfen auf allen Seiten bekunden, schon häufig

geschildert hat, ist es nicht falsch, einmal zu beachten, daß nicht alles wie Blitz, Hagel und Sturmwetter aussieht, sondern daß manches wie ein sommernächtliches Feuerwerk mit seinen sprühenden Funken ergötzlich anmutet. Wohl wäre es gewagt, vor einem strengen Sittenrichter die Ereignisse und die handelnden Personen von der heitern Seite zu nehmen; ich tue es nur vor einem Historiker, dem ein Buch wie «*Homo ludens*» immer viel bedeutet hat<sup>1</sup>.

Was den erwähnten Papst betrifft, so ist z. B. die Charakteristik, die unter andern Heinrich Finke in seinen «*Funden und Forschungen*», «*Aus den Tagen Bonifaz' VIII.*» gegeben hat, so wohlerwogen, daß sie immer ihren Wert behalten wird<sup>2</sup>. Er gesteht dem Papst «eine gewaltige, über alles hervorragende Begabung» zu und läßt keinen Zweifel an seiner Klugheit in politischen Dingen, an seiner «Löwenkühnheit und beharrlichen Stetigkeit» gelten<sup>3</sup>. Was er ihm vorwirft, sind vor allem Hochmut, Lieblosigkeit, Verachtung, Jähzorn, Tadelsucht und dann – wohl weniger ausgeprägt – auch Geldgier<sup>4</sup>. Doch darf man Bonifaz dieses letztgenannte Laster nicht nachsagen, ohne zu beherzigen, was Friedrich Baethgen über die wirtschaftliche Notlage der Kurie und was neuere Forschung zum Zeugnis für korrektes Verhalten des Papstes mitgeteilt haben<sup>5</sup>.

Gerne würde man dasjenige Porträt Bonifaz' als besonders gut gelungen bezeichnen, das Johannes Haller in seiner Geschichte des Papsttums mit verhältnismäßig wenigen, aber sichern und klaren Strichen entworfen hat<sup>6</sup>. Der hochgescheite Forscher, der als Protestant mit beabsichtigter Strenge die Fehler der Päpste aufdeckt, schenkt dieser vielgeschmähten Persönlichkeit unverkennbare Bewunderung und eine Sympathie, die er den meisten andern Oberhirten vorenthält. Das diffamierende Geschwätz der Zeitgenossen hört er wohl, aber mit einer energischen Geste vertreibt er es wie Fliegengeschmeiß, ohne sich weiter damit abzugeben<sup>7</sup>. Und mag er

<sup>1</sup> J. Huizinga, *Homo ludens*, Amsterdam 1939.

<sup>2</sup> Heinrich Finke, *Aus den Tagen Bonifaz' VIII.; Funde und Forschungen (= Vorreformationsgeschichtliche Forschungen II)*, Münster i.W. 1902.

<sup>3</sup> Ebenda S. 290f. Das Urteil stammt vom Arzt des Papstes, von Arnald von Villanova.

<sup>4</sup> Ebenda S. 291.

<sup>5</sup> Friedrich Baethgen, *Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung unter Bonifaz VIII., Quellen und Forschungen aus Italienischen Archiven und Bibliotheken 20, 1928/29, 114–237*, besonders 139ff. – Überholt sind die Ausführungen S. 193; vgl. P. Fedele, *Arch. Soc. Rom.* 44, 1921, 319ff.

<sup>6</sup> Johannes Haller, *Das Papsttum, Idee und Wirklichkeit*, Bd. 5, Basel 1953, 97ff.

<sup>7</sup> Ebenda S. 239. Haller streift die Anklagen «nur mit einem Blick» und erklärt sie für «ungeheuerlich» und «abgeschmackt».

Lust empfunden haben, eine schöne Zahl unter den Vorgängern und Nachfolgern in Dantes Hölle zu verstößen, Bonifaz selber scheint er eher daraus erlösen zu wollen<sup>8</sup>. Zu den Fähigkeiten, die Finke an diesem Papste lobt und die Haller selbst mit ähnlichen Worten angibt, fügt er unter andern eine erstaunliche Arbeitskraft, und als «unzweifelhaft» bezeichnet er «seine fromme Gesinnung», während er den Vorwurf der Geldgier als widerlegt zurückweist und nur von der besondern Tüchtigkeit in Geldgeschäften spricht<sup>10</sup>. Bei der Schilderung politischer Zwiste hat er stets die Neigung, die Partei des Papstes zu ergreifen, und auf Grund seiner genauen Kenntnis der Papstgeschichte erklärt er, wirklich Neues habe Bonifaz mit seinen Machtansprüchen nicht gefordert, nur das «hergebrachte» Recht der Kirche und das «in ihrem Gesetzbuch niedergelegte» habe er verteidigt; dies freilich bei den sich verstärkenden Angriffen von seiten der weltlichen Herren mit sich steigernder Schroffheit<sup>11</sup>.

Wie immer die Persönlichkeit dieses «letzten großen römischen Hierarchen»<sup>12</sup> beurteilt werden solle, wird in dieser Arbeit nicht das Hauptproblem darstellen; vielmehr soll mit möglichst ausgiebigen Zitaten gezeigt werden, auf welche Art der Briefwechsel des aragonesischen Königs Jakob II. vom Streit der Mächte mit Bonifaz berichtet, wobei eben die Ausdrucksweise der *Acta Aragonensia* selber wegen ihres besonderen Reizes zur Beachtung empfohlen wird. Karl Wenck hält die Mitteilungen der Gesandten für «schnöde Berichterstattung» und hebt hervor, daß in dieser Korrespondenz die Päpste «so schlecht wegkommen»<sup>13</sup>. Heinrich Finke kennt nur ein «düsteres Bild» des Papstes, und malt dieses mit vorwiegend denjenigen Farben, die ihm auf der Palette der genannten Korrespondenz geliefert werden<sup>14</sup>. Weiter ist Richard Scholz – um nur einige von den Kennern zu erwähnen – seinerseits überzeugt, daß nach der Auffindung dieser Dokumente und ihrer Edition unsre Meinung über Bonifaz sich entscheidend verschlechtere; so deutlich spreche aus den Briefen die Roheit, Brutalität und Bosheit des Papstes<sup>15</sup>. Ob diese traurige Feststellung aber richtig sei, muß man

<sup>8</sup> Der für Bonifaz von Dante bestimmte Platz in der Hölle ist das dritte Abteil im achten Kreis bei den Simonisten; s. Inf. XIX, 52 ff.

<sup>10</sup> Haller, *Das Papsttum*, a. O. S. 99 und vor allem S. 355.

<sup>11</sup> Ebenda S. 155 und 199. Neben den Talenten kennt Haller die Fehler des Papstes natürlich sehr genau; er nennt ihn rücksichtslos, hart, verletzend, hochfahrend, maßlos, unbeherrscht; so S. 99.

<sup>12</sup> Karl Wenck, *Acta Aragonensia*, Hist. Zs. 122, 1920, 92.

<sup>13</sup> Ebenda S. 94.

<sup>14</sup> Finke, *Aus den Tagen Bonifaz' VIII.*, a. O. S. VIII.

<sup>15</sup> Richard Scholz, *Zur Beurteilung Bonifaz' VIII. und seines sittlich-religiösen Charakters*, Historische Vierteljahrsschrift 9, 1906, 470–515, speziell S. 471.

ernstlich bezweifeln. Haller wäre mit seiner Interpretation wohl zu einem andern Ergebnis gekommen und ebenso Friedrich Bock, der zu neuen Studien aufgemuntert hat: «per una visione più imparziale della sua grandiosa e complessa personalità»<sup>16</sup>.

Um die Dokumente, die Schreiber, die Schilderungen, die Adressaten der *Acta Aragonensia* nicht völlig mißzuverstehen<sup>17</sup>, muß man zu historischen Kenntnissen und andern Voraussetzungen tatsächlich etwas Humor mitbringen und dazu das Bewußtsein, daß man es mit mittelalterlichen Menschen und insbesondere mit Südländern zu tun hat. Man hat doch gewiß zu beachten, mit wie viel Lust jener Menschenschlag dramatisiert, was immer er kann, weil seine Heißblütigkeit es so verlangt und weil er seiner Anlage und Erziehung nach die starken Gegensätze, die Spannungen, Steigerungen, die Sensation, jede mächtige Bewegtheit liebt, weshalb er das Theater gleichsam zu seinem Lebensstil macht. Er verfällt leicht in große Töne, er schätzt gewandte Rede, die elegante, geistreiche Wendung, das alles ein bißchen als *l'art pour l'art*, selbst wenn Médisance mit eingeschlossen ist, und er tut das immer schon, auch im Mittelalter, da der «vir facetus» eben nicht ein Ideal erst der Renaissance ist. Aber wie er die Neigung besitzt, sich mit großem Gefluche in einen Ärger hineinzusteigern, so ist er auch fähig, sich den Ärger vom Herzen wegzufluchen, hier wieder Platz zu schaffen für Einsicht, Dankbarkeit, überschwängliche Freude und Rührung. Wie sehr daher König Jakob dem Papst zu Zeiten gram gewesen ist, nicht er hat ihn schließlich haßvoll vernichtet, sondern jener Philipp IV. hat das zustande gebracht, von dem uns kaum ein persönliches Wort überliefert ist, der vielmehr seinen Groll in sich hineingewürgt hat. Bonifaz aber, der charakteristischerweise einen König Karl II. von Neapel in höchster Erregung als «vilissimus ribaldus» anschreien konnte (hat sich der nicht häufig übel betragen?)<sup>18</sup>, kann deswegen nicht als unaufrechtig gelten, wenn er die Fürsten als seine

<sup>16</sup> Friedrich Bock, *Bonifacio VIII nella storiografia francese*, Rivista di storia della chiesa in Italia 5, 1952, 258. – An Darstellungen seien hier noch erwähnt: W. Drumann, Geschichte Bonifacius des Achten, Königsberg 1852; T. S. Boase, *Boniface VIII*, London 1933; G. Caetani, Domus Caietana I, Sancasciano-Pesa 1927.

<sup>17</sup> H. Finke, *Acta Aragonensia* (= AA), Quellen zur deutschen, französischen, spanischen, zur Kirchen- und Kulturgeschichte aus der diplomatischen Korrespondenz Jaymes II. (1291–1327), Berlin/Leipzig, Bd. 1 und 2, 1908, Bd. 3, 1922. Dazu Nachträge vom selben Herausgeber in: Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, Reihe 1, Bd. 4, Münster 1933, 355–536 und Bd. 7, Münster 1938, 326–346. – Vgl. Bertha Wehling, Zur Charakteristik der diplomatischen Korrespondenz Jaymes II. von Aragonien, Diss. Freiburg i. Br. 1915.

<sup>18</sup> Finke, Aus den Tagen Bonifaz' VIII., a.O. S. XLV.

«geliebtesten Söhne» bezeichnet<sup>19</sup>, und man kann an seinen heftigen Ausbrüchen unmöglich ermessen, wie oft und mit welcher Gewalt er sein Temperament gebändigt und mit welcher innern und äußern Not er zu kämpfen hatte.

Gilt das vom Papst, so muß man andererseits von den Menschen seiner Umgebung, die ihn beschimpften, sagen, daß sie – weniger reflektiert als der moderne – ihrer gemüthaften Schwankungen sich weniger bewußt und diesen somit auch leichter unterworfen waren. Immerhin darf man hinter dem lebhaftesten Wechsel der Gefühle und Stimmungen eine gewisse Stete des grundsätzlichen Wollens und Wissens annehmen, was – bezogen auf Kirche und Religion – bedeutet, daß man sich ihnen verpflichtet fühlte, bald gern und bald ungern und indem man sich einmal unterwarf und einmal auflehnte, sei's mit einem guten, sei's mit einem – von tausend Ausflüchten – beruhigten Gewissen. Zu keiner Zeit haben die weltlichen Herren es aber einfach dulden wollen, wenn ein Papst in ihre Machtssphäre eingriff, und schon immer unterschied man zwischen Papsttum als solchem und einzelnen Trägern dieser Würde wie auch zwischen Amt und Person; ja, wenn nötig, wußten selbst die kirchen- und papsttreusten Fürsten, die nach ihrem Ableben heiliggesprochen wurden<sup>20</sup>, sehr genau die wirklichen Rechte des geistlichen Oberhirten von den bloß angemaßten zu scheiden und an der einen und gleichen Person den Kirchenmann und den weltlichen Machthaber, gemäß den Vorstellungen eines gesunden Menschenverstandes, auseinanderzuhalten. Umgekehrt jedoch sind auch sehr viele Fürsten der Versuchung erlegen, den Papst in ihre politischen Affären, aus denen sie ihn prinzipiell heraushalten wollten, jedesmal dann hereinzu ziehen, wenn sie für ein Unternehmen den kirchlichen Segen als nützlich erachteten. Um sich vom Papst Rechte bestätigen, Hilfsmittel und Besitztümer zusprechen zu lassen, haben sie ihn als obersten Richter jeweils nur allzu leicht anerkannt. So zeigen die Herren von Aragon in ihrer Einstellung zur Kurie keinen Sonderfall, sondern nur mit besonderer Anschaulichkeit eine Variante des Üblichen.

Die Berichte nun von Jakobs Gesandten, die Wenck als «schnöde» bezeichnet hat, darf man vielleicht als frech, aber witzig ausgeben, und man tut gut daran, sie nicht so ernst zu nehmen, als hätten die Schreiber hier ihr letztes Wort über Papst und Papsttum gesagt. Man liest sie mit Vergnügen und wird geradezu bedauern, daß ihrer nicht mehrere sind, obwohl sie in der unerhört großen und reich-

<sup>19</sup> AA III, 46; hier ist derselbe König als teuerster Sohn bezeichnet wie oft in offiziellen Schreiben, die trotz ihrem Amtscharakter eine persönliche Note besitzen.

<sup>20</sup> So Ludwig IX. von Frankreich.

haltigen Sammlung der «*Cartas reales diplomaticas*», die Finke in Auswahl als «*Acta Aragonensia*» herausgegeben hat, einen guten Prozentsatz ausmachen<sup>21</sup>. Gewiß nicht alle Dokumente sind gleich frisch von der Leber geschrieben. Zwar ist unter ihnen keines langweilig und bedeutungslos, aber manche sind meisterhaft und fesselnd, nicht weil sie unbekümmert tönen, sondern umgekehrt durch ihre höchst präzise und gar ausgeklügelte Redeweise. Ein wunderbares Gemisch verschiedener Stile und verschiedener Sprachen offenbart hier eine Vielfalt von Charakteren, Ständen, Bildungsarten und Absichten. Großer Ernst, Pathos und Weihe sind Vorrechte und Stileigenheiten der römischen Kurie, während Jakob in den Briefen an den Papst Würde mit Devotion verbindet und ganz allgemein beim Darlegen seiner Lage und seiner Absichten (weil deren weltlicher Geruch ohnehin durch keinen Weihrauch zu beheben ist) von trockener Nüchternheit selten wegkommt, es sei denn, er verlege sich aufs Klagen über Unrecht und Geldnot. Unbesorgt um guten Stil und meist in der Volkssprache, also auf Katalanisch oder Italienisch<sup>22</sup>, und ohne Bedenken vor Unverfrorenheiten, schreiben seine Vertrauensleute und kehren in ihren Schilderungen, gewollt-ungewollt, ihre Person mit ihren Eigenarten, Voreingenommenheiten, Launen besonders unvermittelt heraus. Daß gerade sie den Papst, ihre Umwelt überhaupt, schlicht widergespiegelt hätten, wird niemand behaupten wollen.

Im Mittelpunkt der meisten Schreiben steht der Kampf um Sizilien, ausgefochten zwischen Kurie, Aragon und angevinischem Neapel und verbunden mit Verhandlungen um Sardinien und Korrika wie mit Kreuzzugsplänen. Solchen Fragen schließen sich Diskussionen über die Bulle «*Clericis laicos*», also über das Recht der Besteuerung des Klerus durch Laien an, dann über Geldsachen anderer Art mit Forderungen und Lamento, nicht zuletzt Bitten um Ehedispensen, endlich unvergeßliche Szenen aus dem Streit des Papstes um seine höchste Gewalt gegen die Familie Colonna und erst recht gegen Philipp den Schönen von Frankreich. Damit sind aber nur die Themen aus der Zeit von Bonifaz angedeutet. Was in der Korrespondenz König Jakobs erst nach dem Tode dieses Papstes besprochen wurde, kann hier gar nicht aufgezählt werden.

\*

<sup>21</sup> Das respektlose Schreiben des Ritters Bernhard des Fonollar hat Finke zuerst auszugsweise gegeben in AA I 61ff., dann ohne Auslassung in den Nachträgen, Spanische Forschungen, Reihe 1, Bd. 4, 1933, 439ff. mit deutscher Übersetzung; so gut hat ihm dieser Bericht gefallen.

<sup>22</sup> Ohne die freundliche Hilfe von Herrn G. Colón hätte ich manche Stelle in den katalanischen Texten nicht übersetzen können; ihm sei herzlich gedankt.

Das erste Wort, das man über die Beziehung Jakobs II. zu Bonifaz vernehmen kann, klingt nach bestem Einvernehmen. Freilich hieß Bonifaz damals, im Jahre 1291, als der neu gewählte König sich in einem Schreiben an ihn wandte, noch Kardinal Benedikt Gaëtani<sup>23</sup>, aber seine väterliche Güte hatte er dem Haus Aragon schon immer erwiesen: «cum . . . paternitatis vestre affectum semper inveniremus», schrieb Jakob. Eitel Freude bezeugte der Monarch in Mitteilungen an die Städte seines Reichs, als ihm anfangs 1295 die Kunde überbracht wurde, daß eben dieser viel vermögende Kirchenfürst, dem er sein besonderes Vertrauen schenkte, zum Papst gewählt worden sei<sup>24</sup>. Natürlich zahlte er mit seinen rühmenden Reden einen Tribut an die politische Höflichkeit, doch wenn er bei seinen Untertanen die Hoffnung weckte, in Zusammenarbeit mit einem solchen Papst könnten die schon lang währenden Verhandlungen bald zum Frieden führen, so hatte er dafür zweifellos gute Gründe und täuschte sich nicht. Der Vertrag, der schon im Juni am Geburtsort des Papstes, in Anagni, zustande kam, wurde zur Rechtsgrundlage für alle Diskussionen der folgenden Jahre, weshalb seine wichtigsten Punkte hier kurz angeführt seien: Jakob sollte die umstrittene Insel Sizilien bis in zwei Jahren an die Kirche zurückgeben (zu Gunsten des Hauses Anjou von Neapel); dafür sollte er, von allen kirchlichen Strafen befreit, die Krone Aragons vor dem Bruder des französischen Königs, vor Karl Valois, retten; auch sollte er eine Tochter Karls II. von Anjou ehelichen, die ihm als Mitgift eine bedeutende Summe einbringen würde. Wohl in einer Geheimklausel ist ihm schon jetzt Sardinien – als Ersatz für Sizilien – zugesprochen worden<sup>25</sup>.

Von der großen Feierlichkeit, bei welcher der Friede im Konsistorium verkündet wurde, hat Bonifaz dem aragonesischen König mit überschwänglichen Worten selbst berichtet<sup>26</sup>. In seinen Jubel mischten sich deutlich vernehmbar liturgische Frohlockungen der Osternacht; man hört diese nicht allein aus dem häufig wiederholten Ausdruck «Exultamus» oder «Exulta», sondern auch in Wendungen wie «Gaudet sancta mater ecclesia», in den vielen Ausrufen

<sup>23</sup> Schreiben vom 12. Oktober; s. AA III 14f. Auch Jakobs älterer Bruder, König Alfons III., hatte mit dem Kardinal Gaëtani verhandelt; vgl. z.B. das Schreiben vom 4. März 1291, AA I 7f.

<sup>24</sup> Schreiben aus Gerona vom 23. Januar 1295, AA I 26f.

<sup>25</sup> Siehe *Les registres de Boniface VIII* (ed. G. Digard), Nr. 184. Verschiedene Friedensentwürfe sind überliefert, s. AA I 21ff.; AA III 19f., 21f., 33ff. – Zum Frieden von Anagni vgl. Hans E. Rohde, *Der Kampf um Sizilien in den Jahren 1291–1302, Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte* 42, Berlin/Leipzig 1913, 146–152 (die Ausführungen reichen bloß bis 1295).

<sup>26</sup> AA III 44f. Schreiben aus Anagni, 22. Juni 1295.

und den hymnischen Anklängen überhaupt. Nach dreizehnjährigen Kämpfen sah Bonifaz in jener Stunde wohl hoffnungsvoll einer neuen Ära entgegen, und er mochte wähnen, daß das Omen seines Namens sich bewahrheiten werde. Auch Reminiszenzen an die Evangelien fehlten nicht: Jakob, die verlorne Drachme, war wiedergefunden, das verirrte Schaf zur Herde zurückgekehrt; das Ärgernis der Welt war beseitigt; dem reuigen Sohn eilte der Vater – Bonifaz selber – mit offenen Armen entgegen, um ihn mit dem Kuß treuer Liebe an sich zu ziehn. «O wären doch», so rief der Papst dem Wiedergefundenen zu, «die Worte der Gott Benedeinden und Gott Lobenden, vor allem der Prälaten, zu Deinen Ohren gedrungen und hättest Du mit enthülltem Angesicht ihre Augen erschaut, die von Tränen überflossen!» («O si verba benedicentum domino et nomen eius laudantium precipue prelatorum in tuis sonuissent auribus et revelata facie ipsorum oculos deducentes lacrimas inspexisses!»).

Wie vieles an Ermahnung und Beschwörung war in dieser Schilderung mitgeliefert! Jakob hatte sich nie als verirrtes Schaf betrachtet; und er wird sich immer hüten, von einer Schuld Aragons zu sprechen. Die Rührung über seine Bekehrung hat er den neunundneunzig Gerechten aus der Entfernung zwar gegönnt, aber sie tränenfeucht vor sich zu sehen, hätte ihn nur peinlich berührt. War das alles nicht überhaupt gespielt? Vielleicht! Jedoch, man war solche Szenen der Kirche und sich selber schuldig, und wer spielte, meinte das Spiel wohl ernst.

Leider zeigte sich Friedrich, der aragonesische Statthalter in Sizilien, mit den Abmachungen seines königlichen Bruders nicht einverstanden, obwohl er vom Papst mit gleicher Liebe umworben wurde. Er war vielmehr zu gescheit, als daß er die Insel, die er bereits regierte, aufgegeben hätte, nur um sich von der Kurie das Kaiserreich im Osten zubilligen zu lassen, das er erst noch hätte erobern müssen<sup>27</sup>. Somit sah Bonifaz die Friedensära mit ihrem Anfang auch gleich ihr Ende nehmen. Man muß versuchen, sich seine Enttäuschung auszumalen, als der junge Fürst im Frühling des folgenden Jahres zu Palermo die Krone Siziliens entgegennahm und von Ermahnungen unangefochten neue Kriegsrüstungen gegen die Franzosen meldete, anscheinend ohne von seiten seines Bruders Jakob einen Einspruch zu erwarten<sup>28</sup>.

<sup>27</sup> Siehe das Schreiben vom 8. Juni 1295, AA I 28f. und die Instruktion für eine Gesandtschaft nach Sizilien vom Anfang des Jahres 1296, AA III 49ff.

<sup>28</sup> Friedrich teilt seinem Bruder die Krönung am 3. April 1296 von Palermo aus mit; AA III 53ff. – Zu den nachfolgenden Kämpfen vgl. Michele Amari, *La guerra del vespro siciliano o un periodo delle istorie siciliane del secolo XIII*, <sup>2</sup>Parigi 1843, Bd. I, 78ff.

Obwohl die *Acta Aragonensia* nicht alle diplomatischen Schritte von Seiten der Kurie und Jakobs festhalten und manche Gesandtschaften nur mittelbar zu erfassen sind, kann man das langsame Anwachsen der Spannung zwischen den Höfen anhand der genannten Dokumente doch sehr genau verfolgen. Selbstverständlich hatte Bonifaz keine andre Wahl, als auf das Einhalten der Friedensbedingungen zu pochen; eine Modifikation des Vertrages von Anagni zu Gunsten der Aragonesen, von seiner Person vorgeschlagen, hätte bei den Anjou und beim französischen König einen heftigen Protest hervorgerufen und alles Erreichte in Frage gestellt. Er hatte die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das kirchliche Lehen Sizilien den Anjou erhalten bleibe. Jakob anderseits befand sich in der mißlichsten Lage. Er durfte seine Verpflichtungen gegen den neuen Schwiegervater Karl II. von Anjou so wenig verletzen als er den eigenen Bruder, der an seine Zuneigung appellierte, mit Krieg überziehen mochte. Daß er die Kirche zum Dank für Verzeihung und andre Wohltaten im Stiche lasse und verrate, davor warnte ihn Bonifaz zwar «*paternaliter*», aber mit unverhohlener Drohung, um ihn daran zu erinnern, daß die Verleihung Sardiniens an Bedingungen geknüpft sei<sup>29</sup>. Das heißt: Jakob sollte für die Herausgabe Siziliens besorgt bleiben, wollte er nicht den Bruch mit dem hohen Gönner wagen. Nun war es nicht ratsam, sich und das Reich Aragon schon wieder der Gefahr von Interdikt und Exkommunikation auszusetzen; denn mochte Jakobs eigenes Gewissen ruhig bleiben, es waren doch Revolten des frommen Volkes zu befürchten. In der Ausweglosigkeit wählte der König – das geht aus den *Acta Aragonensia* klar hervor – die Politik des Zögerns, die Taktik der vagen Versprechen und der nachträglichen Entschuldigung. Vor allem beteuerte er ständig, die ihm vom Papst zugesicherten Gelder nicht oder nicht rechtzeitig ausgehändigt zu erhalten, weswegen er an Reisen und Feldzügen aus finanzieller Not verhindert sei. Der Papst durchschaute ihn sofort.

Denn was immer er geltend machte, wurde von Bonifaz genau erwogen und auf seine Berechtigung geprüft. «Die angeführten Hindernisse», so schrieb er dem König tadelnd, «haben wir auf die Waage gelegt und erkennen, du hast dich in einige von ihnen aus freien Stücken und nicht ungern hineingestürzt, die du zweifellos hättest vermeiden können» («excusationibus tuis positis in statera, videmus, quod te in earum aliquas iniecisti voluntarie, non invitum, a quibus abstinere procul dubio potuisses<sup>30</sup>»). Die geforderte Geldsumme gewährte er – wie er betonte – nicht als wäre er sie schuldig,

<sup>29</sup> AA III 55 ff. Das Schreiben datiert aus Anagni, 15. Juni 1296.

<sup>30</sup> Ebenda S. 57.

sondern «ex intima . . . caritate», um ihn vor dem Abfall zu schützen<sup>31</sup>. Ein solches Entgegenkommen, das neben einem Liebeserweis auch einen politischen Schachzug darstellte, hatte Jakob vielleicht nicht erhofft. Er trat wohl oder übel die verabredete Romreise an, die er gerne als «zu kostspielig» hätte umgehen wollen.

Die Vorsicht hätte ihm nun geboten, neue Ehrungen, welche die Kirche ihm anbot, abzuwehren. Doch ob er nicht mehr frei war abzulehnen, oder ob er aus Ehrgeiz nicht ablehnen wollte, die *Acta Aragonensia* verraten, daß er im Frühling 1297 in der Petersbasilika, gemäß den früheren, bedingten Versprechungen zum König von Sardinien und Korsika erhoben, aus des Papstes eigener Hand das Diadem empfing, daß er gleichzeitig zum Bannerträger der Kirche, zu ihrem Admiral und Generalkapitän erkoren wurde und daß er der genannten Basilika dafür eine jährliche Abgabe schenkte<sup>32</sup>. Es ist klar, jetzt war er mit goldenen Ketten an die Kirche gebunden und hatte die Aufgabe übernommen, in ihrem und der Anjou Namen die Insel Sizilien zurückzufordern, und sei's mit Waffengewalt, darauf bei nächster Gelegenheit einen Kreuzzug in den Osten anzuführen. Noch bittet er seinen Bruder dringend um Gespräch, doch ohne Erfolg. Dann droht er ihm mit Krieg unter folgender Begründung: «Wir haben so viele und so große Gunsterweise und Ehren von der römischen Kirche empfangen und sind wegen ihrer Anliegen, die wir vertreten, mit so starken Banden an sie geknüpft, daß in genannter Sache sich zu entziehen uns nicht möglich noch erlaubt und der Erhabenheit unsres Ansehens nicht angemessen ist<sup>33</sup>.» Bezeichnenderweise hat er persönlich dem Bruder nichts vorzuwerfen, wie er es auch immer umgeht, die Eroberung der Insel durch seinen Vater Peter, gemäß dem Urteil der Kirche, als Frevel zu bezeichnen<sup>34</sup>. Er ist überzeugt, daß das aragonesische Haus nur sein Erbrecht verteidigt, sich aber mit Schande nicht befleckt hat, und er spricht seinem Bruder nur darum von Krieg, weil die Kirche, die ihn mit Ehren überhäuft hat, es so fordert. Aber während er der Kirche zu gehorchen vorgibt, scheint er immer

<sup>31</sup> Ebenda. Vgl. *Les registres* Nr. 1560 vom 5. Februar 1296 mit der Aufforderung an Jakob «ut adventum . . . festinet».

<sup>32</sup> AA I 33. Schreiben vom 6. April. Vgl. *Les registres* Nr. 2337.2344.

<sup>33</sup> AA I 35 f. Der lateinische Text lautet: «. . . quod nos tot et tantas gracias et honores a Romana ecclesia recepimus et tantis propter negotia eius, que assumpsimus, sumus eidem nexibus alligati, quod non potuimus nec etiam debuimus nec ullo modo honoris nostri culmini congruebat deficere in predictis.» – Von Friedensverhandlungen mit Friedrich sprechen AA III 61 f. und 65 f., AA I 34.

<sup>34</sup> Jakob weiß nur, daß sein Vater Peter III. einer Beleidigung gegenüber der Kirche beschuldigt wird: «dicitur . . . offendisse»; s. AA I 23.

noch auf eine Hintertüre zu hoffen, durch die er rechtzeitig aus der selbstgewählten Zwangslage würde entschlüpfen können. Der Feldzug zur Unterwerfung Friedrichs und der von ihm besetzten Insel wurde von Jakob im Einverständnis mit Bonifaz und den angevinischen Herrschern Neapels auf den kommenden Sommer 1297 festgesetzt. Er fand jedoch nicht statt; Rom erwartete ihn umsonst<sup>35</sup>.

Nun erst begannen die Beziehungen zwischen Bonifaz und Aragon allmählich dramatische Formen anzunehmen; erst von jetzt an treten in Jakobs Korrespondenz auch seine Gesandten stärker hervor. Verschiedenes Gemunkel, daß der König den Krieg aufschieben wolle, kam dem Papst schon im Juli zu Ohren. Er schrieb darauf unverzüglich an Jakob, solche Gerüchte hätten ihn und die Kardinäle, obwohl sie sich nach außen nichts anmerken ließen, bis ins Innerste gepeinigt: «licet id non extendamus exterius, usque ad intima cruciarunt.» Er und seine geistlichen Brüder seien voll Verwunderung, ja vielmehr Bestürzung, und er bitte um klaren Bescheid über die Gründe des geplanten Aufschubs<sup>36</sup>. Seine Erregung ist mehr als begreiflich. Bereits waren die Kardinäle Colonna in hellem Aufruhr gegen ihn begriffen und hatten die Papstwahl, die sie einst selber mitvollzogen hatten, aus persönlicher Rachsucht als unrechtmäßig verschrien. Daß sie sich mit dem Hause Aragon in verräterische Beziehungen gesetzt hätten oder setzen würden, war eine Vermutung, die sich Bonifaz geradezu aufdrängte, wie uns andre Briefe belegen<sup>37</sup>. Ein Glück war es, daß der Papst im Streit um die Besteuerung des Klerus soeben wichtige Konzessionen gemacht und damit den Sturm am französischen Hof beschwichtigt hatte<sup>38</sup>. Denn die Anfeindungen, die er ohnedies noch auszuhalten hatte, waren heftig und gefährlich genug.

Vom folgenden September datiert ein vielsagender Entwurf zu einer Instruktion für den aragonesischen Staatsmann Bernhard des Fonollar, der vor Bonifaz die Sache Jakobs vertreten sollte<sup>39</sup>. Den Feldzug gegen Sizilien mußte der Gesandte auf den kommenden April, spätestens auf Mitte Mai versprechen; daß Jakob sich zu

<sup>35</sup> Jakob verhandelte mit seinem Bruder und bat ihn um eine Zusammenkunft; s. AA III 61f.

<sup>36</sup> Schreiben aus Orvieto, 22. Juli 1297; AA III 62f. – Vgl. AA I 42ff.

<sup>37</sup> AA I 73ff. – Vgl. Ludwig Mohler, Die Kardinäle Jakob und Peter Colonna, Paderborn 1914; Annelise Maier, Due documenti nuovi relativi alla lotta dei cardinali Colonna contro Bonifazio VIII, Rivista di storia della chiesa in Italia 3, 1949, 344–364; Hefele-Leclercq, Histoire des conciles VI, Paris 1914, 378ff.; Korrekturen bei Haller a. O. S. 360ff.

<sup>38</sup> Ebenda S. 357ff. – Vgl. Georges Digard, Philippe le Bel et le saint-siège de 1285 à 1304, 2 vols., Paris 1936; hier besonders I 257ff.

<sup>39</sup> AA I 37ff.

diesem Kampf neu verpflichtet habe, das könne dem Papst der Erzbischof von Otranto, der es gehört, bezeugen. Alles Folgende der Instruktion, bestehend aus einem Dutzend Item, ist lauter Bitte. Bitte um Verständnis für Schwierigkeiten und um Abhilfe, mit dem immer gleichen Kehrreim, der Kriegsdienst für die Kirche könnte sonst stark gefährdet oder sogar verhindert werden. Daß die Kirchenzehnten, die Bonifaz dem König zugesprochen hatte, auch wirklich bezahlt würden, das sollte der Papst durch schriftliche Mahnungen an gewisse Bischöfe, an Templer und Hospitaliter erzwingen. Auch sollte er Kastilien zum Frieden mit Aragon anhalten, weil die Kriege dieses Reichen Jakob an seiner kirchlichen Aufgabe stark hinderten: «con la guerra del regne de Castella don gran embark al serviy, quel senyor rey ha a fer en la esgleya de Roma»; dem Onkel Jakobs aber, dem König von Mallorca, solle der Papst unter Strafe der Exkommunikation jeden Streit gegen Aragon verbieten, natürlich aus dem gleichen Grund, und die betreffenden Briefe solle er dem König von Aragon zusenden, damit dieser – je nach seinem Gutdünken – sie dem Adressaten zustellen lasse oder nicht: «Et aquestes letres sien trameses al rey Darago, per ço que, si el veu, que faça a donar que la do, sino que la retinga<sup>40</sup>.» Dann erinnerte Jakob den Papst, daß auf Allerheiligen die Summe von zwanzigtausend Mark fällig sei, und darauf fügte er noch den Wunsch an, die Zugeständnisse, die Bonifaz dem französischen König gemacht habe, hinsichtlich der Bulle «Clericis laicos», die möchten auch für ihn Geltung erhalten<sup>41</sup>.

Wer könnte beweisen, daß diese Bitten berechtigt oder daß sie nicht berechtigt gewesen seien? Die Gesandtschaften gingen hin und her; Bonifaz antwortete dem König Ende Dezember in ruhig-freundlichem Ton<sup>42</sup>, gab ihm aber zu bedenken, mit wie vielen Wohltaten die Kirche ihm zuvorgekommen sei, «prevenit», und wie es nun an der Zeit wäre, daß er seinerseits einmal etwas Nennenswertes und Großes als Gegenleistung vorausschicke: «aliquid notabile et grande obsequendo premittere.» Aus diesem Grunde und weil er mit dem Prozeß gegen die Colonna voll beschäftigt sei, habe er beschlossen, die Ankunft des Königs erst abzuwarten, um dessen Bitten mit ihm mündlich durchzubesprechen und ihm den Zehnten eben dann auszahlen zu lassen; in diesem Sinne habe er die

<sup>40</sup> Ebenda S. 40.

<sup>41</sup> Ebenda. Die Konzessionen sind niedergelegt in den Bullen: «Ineffabilis», dann «Romana mater ecclesia» und «Etsi de statu». Vgl. dazu Hefele-Leclercq und Digard (oben Anm. 37 und 38).

<sup>42</sup> AA III 63; auch Les registres Nr. 2384. Bonifaz erwähnt Bernhard des Fonollar und nimmt auf dessen Bitten genauen Bezug.

Kollektoren unterrichtet. Vorläufig werde er bemüht sein, zwischen ihm und den kastilischen Parteien Frieden zu stiften. Das hieß: weitere Gesandtschaften nach Rom zu schicken sei nutzlos, solange der König seine Dienstbereitschaft nicht durch die Tat bewiesen habe. Mit diesem Bescheid in der Tasche ist der Ritter Bernhard des Fonollar – wie man aus andrer Quelle erfährt – wütend abgereist<sup>43</sup>.

Auf welches Jahr ein beschwörendes Schreiben des Kardinals Matthäus Orsini, gerichtet an König Jakob, anzusetzen ist, kann man nur vermuten; Finke gibt mit guten Gründen 1298 an. Der Jahrestag, 2. Januar, ist überliefert<sup>44</sup>. Der Kardinal war ein sehr würdiger Mann, dem man vielleicht nichts anderes vorwerfen kann, als daß er zum Dienst der Kirche die Weltpolitik mitrechnete, in die sich der Römische Stuhl im Verlauf der Jahrhunderte immer unseliger verwickelt hatte. Die Dringlichkeit, mit welcher er König Jakob zum Krieg aufforderte, ließ kaum eine Steigerung zu, aber er betonte gleich zu Anfang des Briefes, die alte Aufrichtigkeit, in welcher er stets dem Hause Aragon verbunden gewesen (wenigstens solange es der Kirche gehorcht habe), nur sie bewege ihn dazu, dem König «sehr vertraulich» und «vielleicht etwas kühner als richtig» zu schreiben<sup>45</sup>. Die Befürchtungen, die er selber hegen mochte, legte er geschickt in den Mund anderer Leute, solcher nämlich, die das Vertrauen des Papstes gegenüber Aragon nicht teilten, und er meinte, Jakob müsse wohl beachten, auf welche Art er dem Papste und der Kirche die Gunsterweise vergelte, «damit die Zungen auch jener gezügelt werden, die murren und sagen, daß die Kirche sich allzusehr auf Euch verlassen habe und am Schluß sich betrogen sehe<sup>46</sup>». Die abschlägige Antwort von Bonifaz ermahnte er in Geduld anzunehmen; er begründete sie mit der Unsicherheit, in welcher der Papst schwebte, und verließ dann neue Zeichen der Freigebigkeit und neue Gunst, sofern er nur komme. Die Zwecke des Krieges zeigte er von der religiösen Seite; denn der Sieg Jakobs über seinen Bruder und über Sizilien sollte Bonifaz die Möglichkeit verleihen, die Insel endlich von den Kirchenstrafen loszusprechen, unter denen das Volk Schaden litt. Und schließlich sollte nach der Befriedung Italiens der Zug gegen die Glaubensfeinde im Osten zustandekommen. Die von Jakob erwarteten Ausreden suchte Matthäus im voraus zu entwerten: «Und es ziempf sich nicht für Euch,

<sup>43</sup> AA I 60ff. und AA I 64. Vgl. unten S. 51.

<sup>44</sup> AA I 45 f.

<sup>45</sup> Ebenda: «vos nimis domestice alloqui et fortassis debito plus audacter scribere.»

<sup>46</sup> «... ut et illorum refrenentur lingue, qui murmurant dicentes, quod ecclesia nimis de vobis confisa est et quod finaliter inveniet se deceptam.»

die Artikel und einzelnen Abmachungen so sehr wichtig zu nehmen und hartnäckig auf die Waage zu legen. Und die geringen Mängel, die mit der Zeit ja behoben werden können und in betreff derer Ihr schließlich Eure Wünsche erlangen werdet, dürfen eine so hervorragend gute Sache nicht verhindern oder aufschieben... noch darf für ein so wichtiges Unternehmen gelten, daß, wer eine Silbe verletzt, den Vertrag verletze» («nec convenit vos articulos et conventiones singulas adeo ponderare et tenaciter ponere in statera, et parvi defectus, qui possunt tempore succedente suppleri et de quibus poteritis finaliter consequi votum vestrum, impedian et differant tantum bonum... nec expedit, quod in tanto negotio, qui cadit a sillaba, cadat a causa»). Die Getreuen der Kirche, so schließt der Kardinal, erwarteten den König wie einen Erlöser: «Und wenn, was ferne sei, die Flotte nicht zur bestimmten Zeit ausläuft, dann wird Euch das ganze Wasser des Tiber kaum vom Verdachte reinigen, das Unternehmen sei durch einen leeren Vorwand vereitelt worden nicht aber aus einem echten und triftigen Grund» («et si, quod absit, armata non procederet tempore ordinato, vos tota aqua Tiberis vix lavaret, quin diceretur a multis, quod ex occasione calva negotium foret omissum, non ex rationabili causa et vera»).

Ob das Eindruck machte? Fast scheint es so. Denn gleich darauf wurden von Streitkräften Jakobs so unerwartet die Inseln Pantelleria und Malta überfallen, wurde auch Sizilien selber von einer feindlichen Flotte so unmittelbar bedroht, daß Friedrich, bestürzt über den plötzlichen Wandel der Dinge, an zahlreiche Städte ein Manifest ergehen ließ, in dem er sowohl die Gefährlichkeit der Lage wie seinen unbedingten Willen zum Widerstand kundgab<sup>47</sup>. Ein echtes Pathos, lebendig und warm, durchzieht die entrüsteten Klagen; man glaubt es Friedrich aufs Wort, wenn er seine Liebe zum Bruder aufs neue beteuert und ihn wie einen Vater zu verehren erklärt. Unfaßbar und unglaublich ist es ihm, daß die vorgefallenen Greuel mit Wissen und Willen Jakobs geschehen seien, und alles will Friedrich daran wagen, um dieser haßerfüllten Verwirrung ein Ende zu setzen. Nur eines soll jedermann wissen: seine Absicht steht fest; das Reich, das ihm durch Erbrecht zukomme, will er im vollen Umfang erobern, so wie es Gott gefalle, seiner Königswürde gezieme und die Ehre Siziliens, wie Kataloniens und Aragons erhöhe. Das war eine deutliche Sprache. Wenn Jakob gehofft hatte, das Entsetzen vor einem Bruderkrieg werde Friedrich zwingen, die Waffen zu strecken, so sah er sich getäuscht.

<sup>47</sup> AA III 68 ff.; Schreiben vom 15. Februar 1298.

Übrigens ist es sonnenklar, daß der König das Hinterpförtchen ebendort suchte, wo Kardinal Matthäus Orsini vermutete: in einer Vertragsverletzung der Verbündeten, und wäre sie noch so klein. Man kann das mit einem Schreiben Friedrichs sehr anschaulich illustrieren. Dieser war Mitte Februar 1298 auf das Schlimmste gefaßt gewesen, hatte aber bis im März wieder Hoffnung geschöpft, und zwar wegen gewisser Mitteilungen, die ihm durch den obgenannten Ritter Bernhard des Fonollar zugekommen waren, nicht direkt, aber durch Freundesbriefe aus Genua<sup>48</sup>.

Wie schlecht dieser aragonische Gesandte an der Kurie behandelt worden sei und wie geringes Entgegenkommen er da gefunden, das vernimmt Friedrich mit Frohlocken; er ist entzückt zu hören, «daß die Kurie ihm das Geld für die katalanische Armada nicht habe geben wollen... und daß der König von Aragon gegenüber dem Hof von Rom seine Pflicht, wie versprochen, vollkommen erfüllt habe» («que la cort no li havia volgut donar diners per fer la armada de Catalunya... et quel seynor rey Darago havia complidament feyt son deute envers la cort de Roma de tot ço que promes li havia»). Denn so lautet die Folgerung: «Wenn der König von Aragon die Flotte nicht liefere, wie die römische Kurie es wolle, sei das nicht seine Schuld, deswegen, weil die römische Kurie ihm ja das Geld nicht gegeben noch die andern Sachen, die sie ihm versprochen habe und die sie ihm hätte geben müssen» («perque, sil seynor rey Darago no complia la armada, segons que la cort de Roma volia, no era en falta sua, perço que la cort de Roma noli complia la moneda ni les altres coses, que promeses li havia, segons que fer devia»). Und noch einmal: «no era per culpa del senyor rey Darago», nämlich: wenn die geforderte Flotte nicht auslaufe. Friedrich hat Gott dankgesagt und in seinem Herzen große Freude und Heiterkeit («gran plaer e alegria») über diese Nachricht empfunden und gedacht, wenn der König von Aragon seine Pflicht erfüllt, die Kurie aber ihre Versprechungen nicht gehalten habe, so sei er, Jakob, aus guten und vernünftigen Gründen («ab justa rahon e convenible») Rom gegenüber nicht gebunden, gegen seinen Bruder zu ziehen.

Die offenbar sehr rasch hingeworfene Instruktion mit ihrer unbeholfenen Schwerfälligkeit, besitzt den Reiz unmittelbarer Gesprächswiedergabe und entbehrt nicht einer gewissen Komik: «Und es glaubt der Herr König von Sizilien und hat es geglaubt und wird es zu allen Zeiten glauben und wird nie anders denken können, als daß der Herr König von Aragon große Freude darüber habe, daß er mit

<sup>48</sup> AA I 47ff. Es handelt sich um die Instruktion eines Gesandten Friedrichs an seinen Bruder Jakob, Messina, 28. März [1298].

gutem Grund davon abstehen könne, gegen ihn zu ziehen» («Et creu lo seynor rey de Sicilia e creech e totz temps creura ni als noy poria penssar<sup>48a</sup> quel seynor rey Darago haia gran plaer daço, que ab bona rahon se pusqua estar de venir contra ell»). Dann läßt er ausrichten: «Darum bitte der Herr König von Sizilien ihn so liebevoll und untertänig wie er nur könne als den Bruder, Vater und Vorgesetzten, daß sein Wohlgefallen darin bestehe, keinen Krieg gegen ihn und sein Volk zu unternehmen, weder für die römische Kurie noch für eine andre Person; denn es sei eine sehr harte Sache, zu hören, zu verstehen und zu denken, daß er, der ihm Vater und Regent und Bruder und Vorgesetzter gewesen, es übers Herz bringe, gegen ihn zu ziehen.» Nochmals drückt Friedrich nach solchen beschwörenden Bitten seinen festen Willen aus, als König von Sizilien zu leben und zu sterben, ja er gibt schließlich dem Bruder zu bedenken, wieviel Leid die Kirche über ihr Haus gebracht habe (an Wohltaten erinnert er sich nicht), und es sei zu befürchten, die Kirche wolle an ihnen ein Exempel für alle christlichen Fürsten aufstellen, wie sie denen vergelte, die sich ihr widersetzen. Damit ist sein Anliegen zur Sache der gesamten regierenden Laienwelt gemacht, und von allen Argumenten, die Friedrich vorbrachte, ist dieses letzte, wenn nicht das stärkste, so auch nicht das schwächste gewesen.

Jakob aber wahrte seine Zurückhaltung und seine Geheimnisse. Auf den zitierten Brief und auf solche ähnlichen Inhalts hätte er zwar manches antworten mögen, wozu er durch brüderliche Liebe («affeczione fraterna») bewogen wurde, allein er wagte nicht, das gestand er, in so wichtiger Angelegenheit seine Gedanken den Boten und Briefen anzuvertrauen<sup>49</sup>. Somit kann sich jedermann in Vermutungen frei ergehen, welche Wege die geheimen Sorgen Jakobs einschlügen, von denen er immerhin versicherte, sie beschäftigten sich mit dem Vorteil und der Ehre Friedrichs so gut wie mit dem Frieden Siziliens allgemein. Nur von einer persönlichen Zusammenkunft, einer «vista», hätte er sich Aussprache und Verständigung erhofft; doch da solche von Friedrich nicht gewährt wurde, machte er aus seinen Drohungen Ernst: Er begann die Kriegshandlungen anfangs September 1298.

Unnötig, die Kämpfe zu verfolgen, die ohne Größe waren und an denen sich Jakob offenbar nur mit halbem Herzen beteiligte, wäh-

<sup>48a</sup> Finke: penssat.

<sup>49</sup> Schreiben vom 25. August 1298, AA III 71. – Im Oktober des voraufgehenden Jahres hatte Jakob sich für einen Feldzug von 4 Monaten verpflichtet und 70 Galeeren, 500 Reiter, 3000 Mann Fußvolk versprochen. Dagegen hatte Karl von Anjou die Zahlung einer restlichen Schuld und die Sendung von 20 Galeeren zugesagt; vgl. die Angaben AA I 43.

rend er eifriger auf diplomatische Lösungen sann<sup>50</sup>. Auch seine Mannschaften waren zum Kämpfen wenig aufgelegt; er schilderte sie dem Papst als «gentem... delicate condicionis et lepide voluntatis»; sie müßten, betonte er, umso pünktlicher bezahlt werden<sup>51</sup>. Geldforderungen gegenüber der Kurie, die auf fünf Monate für fünfhundert Ritter und dreitausend Unberittene aufzukommen versprochen hatte, gingen dem Kriege unmittelbar voraus, und sie begleiteten ihn auf die ganze Dauer<sup>52</sup>. Von den Anjou in Neapel war an finanzieller Hilfe wenig zu erhoffen; sie öffneten ihre Hand allein, um selber von Bonifaz Geld entgegenzunehmen, und ihre militärische Unterstützung war mangelhaft, zumal der fromme Herzog Robert von Kalabrien, nie ein Held, just erkrankt war<sup>53</sup>. Als tüchtiger und kampfbereiter Krieger kann auf Seite der Verbündeten nur Roger de Loria angesehen werden.

Am 25. Oktober meldete der König, von Syrakus aus, dem Papst in verärgertem, anklagendem Ton, die zehntausend Mark, die immer noch ausständen, seien ihm dringender nötig, als sich sagen lasse: «ultra quam dici valeat»<sup>54</sup>. Er sei infolge der Auslagen im Dienste der Kirche in solche Not geraten, daß er fürchten müsse, gewisse Kastelle, die er verpfändet habe, nicht einlösen zu können und sie daher zu verlieren. Umso unerträglicher sei es für ihn zu hören, Bonifaz habe seinen Gesandten, der um die Summe hätte bitten sollen, zur Audienz gar nicht zugelassen; so jedenfalls sei ihm durch gewisse Leute berichtet worden. Wie sehr sich die Stimmung Jakobs gegenüber Bonifaz verschlechterte, gibt auch ein Brief zu verstehen, den er im November – noch immer vor Syrakus – an seine Mutter Konstanze, die Tochter des Staufers Manfred, richtete. Sie befand sich nicht mehr auf der Insel bei Friedrich, sondern auf dem Festland mit der Kirche versöhnt, doch klagte sie Jakob, daß der Papst ihr seit Monaten die Unterstützung (sie war «de gracia», also nicht geschuldet) vorenthalte und sie fürder zu gewähren sich weigere. Nun schrieb ihr der König, die fleischliche Liebe eines Sohnes («carnalis affectio filii») werde ihr reichlich das ersetzen, was die rechte Hand des geistlichen Vaters («spiritualis patris dextera») ihr entziehe. Sein früherer Dank an die Kirche wich der bittern Ironie, und er besann sich mehr denn je auf die Rechte der Blutsverwandt-

<sup>50</sup> Über die Kämpfe informiert Michele Amari (s. oben Anm. 28) Bd. 2, 168 ff. – Von den Verhandlungen spricht AA III 73; Jakob hoffte, seinem Bruder die Insel auf zwei weitere Jahre zu sichern.

<sup>51</sup> AA I 52; Schreiben vom 4. August 1298.

<sup>52</sup> Ebenda und AA III 71 ff.

<sup>53</sup> AA III 73.

<sup>54</sup> AA I 50 ff. und AA I 53; Schreiben vom 5. November 1298.

schaft. Doch war die Freigebigkeit, mit der er den Heiligen Vater beschämen wollte, vielleicht weniger großherzig als er vorgab.

Wenn er für den Unterhalt der Mutter selbst aufkommen konnte, warum überhaupt war diese Last zu allen andern dem Papst auferlegt worden? Und befand sich Jakob wirklich in finanzieller Misere, wie er behauptete, oder täuschte er solche vor? Sicher ist, daß er etwas zu verdecken suchte. Denn er empfahl seiner Mutter freundlich, sich durch keine Neugier beunruhigen, durch den Stachel keines Mißtrauens anfechten zu lassen, wenn er sie mit Überfluß versorge, während er seinem eignen Munde die nötige Nahrung zur Linderung des Mangels im Grunde entziehen müßte: «*In hoc enim vestra maternitas nulla curiositate laboret nec stimulo alicuius diffidencie animus vester pungatur interius, cum, si ori proprio alimenta subtrahere debita nobis necessitate expediret, ... vos curabimus habunde refficere.*» Man hört die Mahnung, und man stutzt<sup>55</sup>.

Später erfuhr Jakob, vor allem eine Krankheit des Papstes habe die rechtzeitige Zahlung der geschuldeten Summe verhindert. Daß Bonifaz ihm günstig gesinnt sei, versicherte ihn noch im Januar des folgenden Jahres der Kardinallegat Gerhard von Sabina. Indessen nützte das alles dem König wenig. Denn war im Herbst die Lage schon schlecht gewesen, so war sie jetzt im Frühling bedeutend schlechter<sup>56</sup>. Der König von Mallorca zürnte seinem Neffen, weil er sich auf ein solches Abenteuer überhaupt eingelassen habe; er genehmigte eine Flotte, um ihn aus seinem Unglück zurückzuholen, konnte jedoch zu keiner weitern Hilfe bewogen werden<sup>57</sup>. Die Kampfhandlungen wurden unterbrochen; Jakob fiel in schwere Krankheit, und als er sich erholt hatte, reiste er zum Papst<sup>58</sup>. Erst im Sommer rückte er wieder aus. Und nun endlich, am 2. Juli 1299, erlangte er beim Cap Orlando an der Nordküste Siziliens in einem Segefecht einen Sieg, der nach etwas Rühmlichem aussah und als solches triumphierend dem Papst berichtet wurde<sup>59</sup>.

Das Verdienst kam ganz ihm allein zu, denn Herzog Robert von Kalabrien hatte – zwar ungern und «non sine lacrimis» – auf die Teilnahme am Kampf verzichtet. Friedrich von Aragon aber («o daß ich den Bruder verschweigen dürfte»): «quem o utinam fratrem

<sup>55</sup> Ebenda.

<sup>56</sup> Im Dezember 1298 wurde Jakobs Transportflotte vernichtet; s. AA III 73.

<sup>57</sup> Jakob von Mallorca wollte ihm 200 Mann und 30 Schiffe schicken «per tornar vos e vostres gens, no pas per aydar a conquerir Sicilia contra Frederic»; AA III 79; Schreiben vom 16. März [1299].

<sup>58</sup> AA III 75.

<sup>59</sup> AA I 57. Das Schreiben datiert vom 4. Juli.

tacere possem») war mit knapper Not der Gefangenschaft durch Flucht entkommen. Zweiundzwanzig Schiffe hatte man gekapert, die man sofort in den Dienst der Kirche stellte, und in der Freude am Erfolg war Jakob mit dem genannten Herzog übereingekommen, unverzüglich («sine intermissione ac remissione qualibet») an die Unterwerfung der ganzen Insel zu gehen. So jedenfalls meldete er nach Rom. Natürlich antworteten der Papst und ein Kardinal um den andern auf diese langersehnte Freudenbotschaft mit Glückwünschen und ließen wissen, daß bei ihrem Unvermögen, die ungeheure Seligkeit auszudrücken, der Lobgesang Magnificat emporgedrungen sei («ingentem leticiam exprimere non valentes: „magnificat anima mea dominum“... assurgit»)<sup>60</sup>. Wir wissen nicht, in welcher Laune König Jakob solche Gratulationen entgegengenommen hat. Aber Geldsendungen wären ihm lieber gewesen als geistliche Salbung.

Sein schon erwähnter Gesandter, Ritter Bernhard des Fonollar, war inzwischen erneut an die Kurie gereist, um für die Weiterführung des Krieges Geld zu fordern. Hier erlebte er die gleiche Behandlung, die ihn schon früher in Harnisch gebracht hatte, und seine Manieren, mit denen er der hohen Geistlichkeit begegnete, waren demzufolge auch nicht die besten. Sein Bericht, den er am 16. August aus Salerno abschickte<sup>61</sup>, äußerst unwirsch und erregt zu Papier gebracht, ist ganz dazu angetan, dem König den Dienst an der Kirche gänzlich zu verleidern. Die Verhandlungen zu schildern, so meint Bernhard, würde viel zu lange dauern; so große Umstände, «traffecs», hätten der Papst und die Kardinäle gemacht. «Und ich habe gut gesehen, daß alles nur Lügen waren und leere Worte, was sie mir gaben» («Et yoveya be, que tot eren monçonegues et paraules ço queels me deyen»). Den Zugang zum Papst konnte er sich nur mühsam erkämpfen; er stritt sich mit den Kardinälen herum, die seine Bitte um Audienz schließlich weiterleiteten, während er selber draußen stand und dann den Bescheid erhielt, er möge fünf bis sechs Tage warten, der Papst sei gewillt, dem König «großen Vorteil» («profit») zu gewähren. Das tröstete ihn wenig, da ihm niemand sagen konnte, was unter dem großen Vorteil zu verstehen sei. Was er selber begehrte, waren die zehntausend Florenen, deren der König dringend bedurfte, und so entschied er sich auf Zureden hin, die Summe «der Teufelsgewalt zu entreißen, dafür fünf Tage zu bleiben und nicht mehr!» («...los X milia florins, volent trer de poder de diable, atorgue de romanir aquels

<sup>60</sup> AA I 59f.; Schreiben vom 23. Juli aus Anagni.

<sup>61</sup> AA I 60ff.

V dies he no pus! »). Die Audienz wurde ihm schließlich auf neues Drängen hin gewährt, aber sonst erreichte er nichts als «schöne Worte» («de beles paraules»), es sei denn, man rechne noch die Vorwürfe hinzu, die er von Bonifaz einheimste.

Denn an der Kurie war ruchbar geworden, Jakob habe im Sinn, den Kampf abzubrechen und heimzukehren, obwohl er versprochen hatte, Sizilien der Kirche zu unterwerfen oder zu sterben. Bonifaz war außer sich und Bernhard auch: «Und dem Tode, Herr, seid ihr mehrere Male sehr nahe gewesen. Und nach dem, was ich aus mehrern Worten gehört habe, die sie im Konsistorium sagten, würden sie aus Eurem Tod und aus Eurer Vernichtung und der Eures Volkes sich nicht viel machen» («et de la mort, senyor, sots estat vos ben prop algunes vegades. E segons que yo he oyt per algunes paraules, ques digueren en consistori, en la mort vostra ne en destruccio de vos ne de vostres gens no darien molt»). Immerhin versprach der Papst, eine Zahlungsanweisung dem Erzbischof von Benevent zu schicken. Aber eine Unterredung über andre, nicht genannte Fragen war noch schwieriger obwohl sehr kurz. Bonifaz verließ mehrmals den Raum und erklärte, er werde mit dem König nicht früher eine Vereinbarung treffen als mit dem Teufel. Dann sagte er schließlich, er sei müde und krank, und der Gesandte möge, was noch zu verhandeln sei, den Kardinälen sagen. «Und ich sagte ihm, daß ich nichts den Kardinälen zu sagen hätte, sondern daß ich es ihm zu sagen hätte, und es möge ihm gefallen, daß ich antwortete auf das, was er gesagt habe. Und er hörte nur sehr wenig zu» («Et yo dix li, que yo no avia res a dir als cardenals, que a el ho avia a dir, et queli plagues, que yo resposes aço, que el avia dit. E escoltam molt poc»). Empört war Bernhard nicht zuletzt darüber, daß Bonifaz einem Sohne des kastilischen Königs und einer Tochter des portugiesischen einen Ehedispens erteilte, was Aragon, wegen des Streites um Murcia, sehr nachteilig sei. Doch auf dieses Reich, so behauptete der Papst, «hättet Ihr keinen Schatten von Recht» («en que el diu, que no aveu neguna color dedret»). Mit dieser missliebigen Nachricht endet der Brief.

Mit welcher Offenheit der Papst seinen Widerwillen bekundete, mit welchen Kühnheiten der Ritter parierte: als etwas schlechthin Außergewöhnliches kann man diese Audienz nicht betrachten, sondern hat sie sich als peinliche Abweichung im Rahmen des damals allgemein Üblichen zu denken.

Zu ungefähr gleicher Zeit wie dieses Schreiben des Ritters muß bei Jakob eines aus Barcelona eingetroffen sein, verfaßt von einem andern Staatsmann mit Namen Bernhard de Sorriano, der in der Korrespondenz häufig auftaucht. Hierin war unter Aufwand vieler

Worte mit aller Dringlichkeit nur eines gefordert: die unverzügliche Rückkehr des Königs in seine Heimat<sup>62</sup>. Seine Anwesenheit verlangten verschiedene Übelstände im eigenen Land; den Friedensschluß legten Betrachtungen über die hohen Menschenverluste und die enormen Ausgaben nahe. Mitten unter dem Schreiben empfing Sorriano die Nachricht vom Sieg über Friedrich, was ihm neue Argumente eingab: Friedrich hatte seine Schuld jetzt gebüßt, jetzt war es Zeit, an Milde und Barmherzigkeit zu denken. In aller Loyalität habe Jakob seine Pflicht erfüllt, nun müsse er Frieden schließen, denn die Sünde des Undanks und des Hochmuts seien Gott mißfälliger als alle andern, und ebendeswegen – der Schreiber wiederholte sich – «devets aver clemencia e misericordia.» Nichts tönte den Ohren Jakobs angenehmer als dies. Und während Rom zauderte, die nötigen Gelder zu zahlen, ermahnte man ihn von Barcelona aus, auf der Bezahlung strikt zu beharren: Und nehmt Euch in acht, heißt es in dem Brief, «daß Ihr Euren Sold erhaltet und Eures ganzen Soldes sicher seid und sorgt dafür, daß schon vor dem Winter Eure Angelegenheiten in Ordnung sind; denn wenn die Zeit vergangen ist, dann werden Eure Leute den Sold verlangen, und dann könnt Ihr sie nicht bezahlen, und dann wird der Winter kommen, und dann wird es nicht mehr in Eurer Macht sein zu kommen» («...Guardets, que ans del ivern vostres fets sien endreçats; cor quant lo temps seria passat, los homens demanarien la paga e vos nols poriets pagar, livern sera vengut, e puys no seria en vos del venir»). Und noch einmal: «Ihr wißt, daß Ihr mehrmals getäuscht worden seid!» Nun solle der König endlich Frieden und Eintracht stiften zwischen den Christen.

Zwar wollte auch Papst Bonifaz den Frieden, aber er wollte ihn auf eine andre Weise, und alle Gesichtspunkte, die der aragonesische Staatsmann seinem Könige gezeigt hatte, waren mit dessen Verträgen völlig unvereinbar. Der eine Ausweg blieb immerhin bestehn: War Jakob von seinem Vertragspartner betrogen worden, so war er seinerseits an keine Abmachung mehr gebunden. Ein Jurist aus Barcelona meldete Ende August<sup>63</sup>, an der Kurie schreibe man den Sieg von Cap Orlando gar nicht dem König, sondern Herzog Robert zu, und sein Admiral Roger de Loria verbreite dort die Ansicht, wenn Jakob nur gewollt hätte, so wäre Friedrich in der Schlacht gefangen worden. Aber was kümmerte Jakob dieses Geschrei hinter ihm her! Er war schon auf der Fahrt nach Aragon. Gegenüber dem Kardinal Matthäus Orsini rechtfertigte er sich am

<sup>62</sup> AA III 82ff.; Schreiben vom 8. August [1299] aus Barcelona. Vgl. dazu ebenda S. 80f.

<sup>63</sup> AA I 63f.; Schreiben vom 29. August [1299] aus Barcelona.

1. September vom neapolitanischen Hafen Baja aus: Er habe seinen Leuten zum vornherein versprochen, wenn der Sold ausbleibe, werde er mit ihnen heimkehren; die Kurie habe die nötigen Summen nicht bezahlt, und so sei er gezwungen zu gehen<sup>64</sup>.

Man hatte an der Kurie an den Sieg von Cap Orlando große Hoffnungen geknüpft. Wie viele Konzessionen man Friedrich und den Sizilianern zu machen bereit gewesen war, um ihnen die Unterwerfung zu erleichtern, kann man aus den Papstregistern ersehen<sup>65</sup>. Als man immer nur auf Ablehnung stieß, erlahmte die Zuversicht. Vor einem langdauernden Krieg scheint Bonifaz umso größern Schrecken empfunden zu haben, als barbarische Grausamkeit, «barbarica feritas», wie er sich entrüstete, von den Kämpfenden nicht vermieden wurde<sup>66</sup>, und er, der Papst, die finanzielle Hauptlast zu tragen hatte. Doch daß er die Abfahrt Jakobs hätte gutheißen sollen, konnte niemand von ihm erwarten; er hätte die Anwesenheit des Königs und seines Heeres wenigstens als Druckmittel benötigt.

Berengar de Pavo, aragonesischer Prokurator an der Kurie, war der erste, der dem Könige berichtete, wie Bonifaz die Neuigkeit aufgenommen habe: «Als Ihr in Salerno... wart, hat der Papst wegen Eures Abzugs harte und rauhe Worte gegen Euch gesprochen, im Glauben, er werde Euch Furcht einjagen und Euch damit zum Bleiben bewegen. Doch was immer wahr sei, vermuten manche, Euer Abzug werde ihm nicht lästig sein, besonders wegen der Ausgaben, obwohl er das Gegenteil vorzugeben scheint» («... Salva tamen veritate creditur a pluribus, non molestum sibi fore recessum vestrum, presertim propter expensas, licet contrarium dissimulare videatur<sup>67</sup>»). Man sieht, welcher Verstellung man Bonifaz für fähig hielt!

Aber später schwanden dem Gesandten die Zweifel daran, daß der Zorn des Papstes echt sei. Und über dessen Stimmung zu berichten, nahm er sich jetzt alle vierzehn Tage die Mühe; Jakob wollte auf dem laufenden sein. Man sprach im Konsistorium von Betrug und Verrat und wollte gegen den König einen Prozeß einleiten, doch wurde man durch die politische Lage zur Vorsicht gemahnt<sup>68</sup>. Und so sehr sich Bonifaz hintergangen fühlte, den Beweis dafür zu

<sup>64</sup> AA I 64f.

<sup>65</sup> Les registres (oben Anm. 25) Nr. 3393.3394.3395 usw. bis 3404.

<sup>66</sup> AA III 75; Schreiben von Bonifaz an den Kardinallegaten Landulf: «... Aliquos barbarica feritas privavit lumine, quosdam mutilatio membrorum immaniter deformavit.» Das geht zu Lasten Karls II.: «dicto regi gravato diversis oneribus onus addunt.»

<sup>67</sup> Finke, Aus den Tagen Bonifaz' VIII. (oben Anm. 2) S. XIV. – AA I 65 ff.; Schreiben vom 1. Oktober aus Anagni.

<sup>68</sup> Ebenda.

erbringen, ward ihm schwer gemacht. Als man ihm meldete, aragonische Kriegsleute hätten in Astura ein Schiff gekapert und auf die Mitteilung hin, daß der Ort einem seiner Neffen gehöre, wieder freigegeben, soll er sich zu einem jener wütenden Ausfälle haben hinreißen lassen, für die er berühmt geworden ist: «Es paßt uns gar nicht («*displacet nobis valde*»), daß sie dieses Schiff freigelassen haben, und es hätte uns gepaßt («*et placuisse nobis*»), wenn sie Astura, Terracina, Gaëta und andre Seestädte der Kirche verbrannt und völlig verwüstet hätten («*penitus devastassent*»); denn dann hätten wir einen bessern Vorwand («*colorem*») gefunden, gegen ihn und die Seinen vorzugehen<sup>69</sup>.» Vorausgesetzt, die Rede des Papstes habe so gelautet, wie sie Berengar hinterbracht wurde, man dürfte sie dem schwer enttäuschten Papst nicht allzusehr verübeln; denn der Schaden, den ihm die Hinterlist – wie er meinte – bescherte, war gewaltig, und so hätte er ein offenes, handgreifliches Vergehen dem schön getarnten, das sich nicht packen ließ, bei weitem vorgezogen.

Wie der Kampf zwischen blindem Zorn und hellsichtiger Vernunft ausgehen werde, das wagte der Gesandte seinem König immerhin vorauszusagen; er kannte den Papst: «Es fürchte sich Eure königliche Hoheit nicht, daß sich der Papst erkühne, gegen Euch vorzugehen; denn wenn sein aufbrausendes und ungeordnetes Verlangen («*urgens et inordinata voluntas*») seine Urteilskraft und Vernunft zu überwinden suchte: die offbare Ursache und der bekannte Grund Eurer Rückkehr würden ihn von einem solchen Plan abwenden («*evidens tamen causa et nota vestri recessus ratio ipsum a tali proposito revocaret*»)<sup>70</sup>.

Schließlich war es nicht der Wegzug, den man Jakob am wenigsten verzeihen wollte, denn daß er «nicht von der Luft habe leben können», sahen viele, auch die Kardinäle, ein; «*si auderent, cardinales vos etiam excusassent*<sup>71</sup>.» Es war vielmehr die Halbheit der voraufgehenden Kriegsführung, die man dem König vorwarf. Man legte ihm zur Last, daß er bei seiner ersten Ankunft in Sizilien sogleich die ganze Insel oder wenigstens ihren größern Teil hätte erwerben können und es nur an seinem Willen gefehlt habe; man sagte auch, daß er in der Seeschlacht seinen Bruder Friedrich hätte gefangennehmen können und daß nachher Messina zu erobern für ihn ein Leichtes gewesen wäre. Schließlich hieß es noch, der König habe gegen den Papst und die römische Kirche übel geredet, und diese Anklage wurde selbst vom Kardinal Matthäus Orsini, der sich

<sup>69</sup> Ebenda S. 66.

<sup>70</sup> Ebenda S. 68 f.

<sup>71</sup> Dies und die folgenden Zitate ebenda S. 66 f.

noch immer für einen Freund Aragons ausgab, als durchaus glaubhaft angenommen; er ließ den Gesandten, der seinen Herrn verteidigen wollte, gar nicht zu Wort kommen, sondern sagte gleich: «das sei bei Euch nichts Ungewöhnliches und nichts Neues» («non esse istud apud vos insolitum nec novum»). Wenn aber die geistlichen Herren gar so gut darüber Bescheid wußten, wie man die Insel in kürzester Frist hätte einnehmen können, so hielt es Berengar, selbst ein geistlicher Herr, für nutzlos, irgendwelche Einwände vorbringen zu wollen. Im Waffenhandwerk, so erklärte er seinem König, benehmen wir Kleriker uns wie Frauen: «Wenn wir in unsren Kammern sind, behaupten wir, die Rebellen unsrer Macht mit einem Wort zu unterwerfen und bilden uns dabei ein, Winde und Meere würden unserm Befehl gehorchen ganz nach Wunsch» («cum in cameris nostris sumus, dicioni nostre subicere nobis rebelles verbo contendimus credentes, quod venti et maria dispositioni nostre subiaceant iuxta votum»).

Nur von einem einzigen Verdacht wollte er den König unbedingt reinigen: daß dieser nämlich seinem Bruder Truppen schicke. Das Gegenteil sei wahr, erklärte er dem Kardinal Matthäus, sein Herr versuche selbst diejenigen zurückzuhalten, die unter Verzicht auf den geschuldeten Sold zum Feind überlaufen wollten. Offenbar ist die Zahl dieser Kriegsleute nicht gering gewesen.

Damals gelangte an die Kurie ein Gerücht, wonach sich die Könige Philipp von Frankreich, Eduard von England und Adolf von Deutschland zum Widerstand gegen die Papstgewalt verbunden hätten, und auch mit dieser Neuigkeit wurde die Abreise Jakobs in Zusammenhang gebracht<sup>72</sup>. Zum Verzweifeln schwierig muß es gewesen sein, aus dem verworrenen Knäuel von Klatsch, Mutmaßungen und Intrigen die Wahrheit herauszufinden und unter den Berichterstattern diejenigen herauszubekommen, die einen Sachverhalt richtig darstellen konnten und wollten. Ein Staatsmann Karls II. von Neapel, Bartholomäus von Capua, ist dem König von Aragon unter seinen Gegenspielern an der Kurie als der schlimmste bezeichnet worden, und ihn vor dem Papst zu widerlegen, galt den Freunden Jakobs als eine Hauptaufgabe. Doch wenn diese froh waren, Bonifaz zur Entlastung ihres Herrn auf die katalanischen Schützen hinzuweisen, die mit der Flotte der Anjou nach Sizilien übersetzten, so wendete Bartholomäus ein, diese Schützen seien nicht mit, sondern gegen Willen und Absicht des aragonesischen Königs bei den Anjou zurückgeblieben<sup>73</sup>. Zum Glück stellte der

<sup>72</sup> Ebenda S. 68.

<sup>73</sup> AA I 71; Schreiben des genannten Prokurator Berengar de Pavo, Anagni, 14. Oktober [1299].

päpstliche Legat für Sizilien, Kardinal Landulf, dem König ein gutes Zeugnis aus und versicherte, dieser sei von seinem Schwiegervater Karl im besten Einvernehmen geschieden; eine Meuterei der Soldaten habe ihn zur Heimreise schlechterdings gezwungen<sup>74</sup>. Dank solcher wertvollen Unterstützung behielt der Beweis mit den katalanischen Schützen seinen Wert, so daß der genannte Berengar seinem Herrn schon Mitte Oktober mitteilen konnte, der Papst beginne ihn wieder einigermaßen zu lieben und sogar für entschuldigt zu halten: «*papa reincipit aliqualiter vos diligere et de contrario vos excusatum habere*<sup>75</sup>.» Nach jedem Anzeichen irgendwelcher freundlicheren Regung des Papstes spähte dieser Gesandte sehr aufmerksam. Man wird sich erinnern, daß Bonifaz in der heiklen Lage des August dem König Jakob «jeden Schatten eines Rechts» auf Murcia abgesprochen hatte. Jetzt, als ein Kastilier ihm Pferde zum Geschenk überbrachte, unter Klagen, daß Aragon jenes Königreich wider alles Recht an sich gebracht: «antwortete der Herr Papst nicht auf diese Worte, sondern fragte nach der Zahl der Pferde» («*Verbis vero istis dominus papa non respondit, set peciit, quot essent equi*»)<sup>76</sup>. Und wie viel bedeutete dem Gesandten dieses Nichts!

Bis im November blieben die Verhältnisse in der Schwebe; der Papst ging über den Anfang zum Einlenken nicht hinaus: «[Papa] incipit vos habere quodammodo excusatum», sagt Berengar noch jetzt<sup>77</sup>. Wie dieser schwankte auch Kardinal Matthäus zwischen Hoffen und Bangen; er traute dem neuen Kardinallegaten Gerhard von Sabina, der wegen Friedensverhandlungen nach Sizilien reiste, offenbar großes Geschick zu; aber weil um die gleiche Zeit einige Glieder der Familie Colonna vor dem Papst nach Sizilien flüchteten – wie jedenfalls ein Gerücht verbreitete – so fürchtete er, Friedrich könnte die Rebellen aufnehmen und sich damit besonders harte Kirchenstrafen zuziehen. Nicht wenig wunderte sich Matthäus, so meldete Berengar, daß König Jakob seinen Bruder nicht mit allen Mitteln zum Friedensschluß dränge<sup>78</sup>. In der Tat zeigen die Papstregister, daß am 20. November 1299 der Prozeß sowohl gegen Friedrich wie gegen die Colonna erneuert und daß auch nachher jeweils im Frühling und im Herbst die Zitationen und Sentenzen gegenüber diesen Sündern regelmäßig wiederholt wurden, am

<sup>74</sup> Nachricht aus dem obgenannten Brief, AA I 69.

<sup>75</sup> Ebenda S. 71.

<sup>76</sup> Ebenda S. 72.

<sup>77</sup> AA I 74; Bemerkung aus einem Schreiben des erwähnten Prokurators vom 11. November [1299].

<sup>78</sup> Ebenda S. 73 f.

Gründonnerstag und um Martini<sup>79</sup>. Die Bemühungen, König Jakob zu weitern Angriffen zu bewegen, verstärkten sich nach Friedrichs Sieg von Falconaria, und wie beschwichtigend die Meldungen der aragonesischen Gesandten tönen mochten, Jakob mußte sich im Frühjahr 1300 vom Papst doch einen ernsten Tadel gefallen lassen: «Wenn Du gegen Friedrich und die Sizilianer Deinen siegreichen Vormarsch unentwegt und männlich fortgeführt hättest, so wären sie zu den Geboten des Apostolischen Stuhles, gezwungen oder willig, ohne langen Zeitverlust zurückgekehrt.» Aber dem Papst lag nun weniger an Vorwürfen als an Mahnungen zum Neubeginn; sie waren «*paterno affectu*» gegeben und galten – die Anrede war offiziell, doch wohl ehrlich – dem «*carissimo in Christo filio Jacobo*»<sup>80</sup>.

Mit allem konnte man nun wieder von vorne anfangen. In den folgenden Monaten reisten verschiedene Geschäftsträger wie der Bischof von Ravello, der Minorit Wilhelm de Curia und der Abt Gaufrid von Foix die Strecke zwischen Barcelona und Rom hin und her, um neue Abkommen zu vermitteln. Bonifaz verbot alle Friedensverhandlungen mit Friedrich, verlangte, daß diesem alle Hilfe entzogen, keine neue gewährt, sondern ein neuer Kriegszug gegen ihn gerüstet werde<sup>81</sup>. Jakob seinerseits war bereit, dem Papste in allem zu gehorchen, hielt aber an seiner Behauptung fest, daß er Geld benötige. Seine Ritter und sein übriges Kriegsvolk, sagte er, seien über den Papst und den König Karl, ja selbst über ihn, ihren eigenen König, tief empört und aufgebracht, weil sie auf der vorangehenden Kriegsfahrt schweren Schaden erlitten und den ihnen geschuldeten Sold noch nicht erhalten hätten: «*sunt graviter scandalizati et commoti tam contra dominum papam, quam contra dominum regem Carolum, quam eciam contra dominum regem Aragonum pro eo, quia gravia dampna sustinuerunt in viagio preterito, et nondum est eis satisfactum de stipendiis, que debent habere*<sup>82</sup>.» Man müsse ihm daher, so argumentierte er gegenüber den verschiedenen päpstlichen Gesandten, bestimmte Summen zum vornherein aushändigen, damit er seine Leute bezahlen könne, denn sonst fürchte er, daß die Armada wegen des Aufruhrs im Volke verhindert werde; unmöglich sei es ihm, sie ohne großen Skandal zum Besteigen der Flotte zu zwingen. Gewisse Gelder müßten ihm sogleich abgegeben, über andre Einkünfte müsse er fest versichert

<sup>79</sup> Les registres (oben Anm. 25) Nr. 3419.3420.3879.4327.4420.5015.5024.

<sup>80</sup> Les registres Nr. 3427, Lateran, 15. Januar 1300.

<sup>81</sup> Ebenda Nr. 3870, Lateran, 1. Februar 1300. – Vgl. AA I 76ff.

<sup>82</sup> AA I 78. Verhandlungen Jakobs mit dem erwähnten Wilhelm de Curia, wohl auf Ende Februar oder Anfang März 1300 zu datieren.

werden, sonst könne er keine Schiffe absenden «propter comotio-nem gencium»; darauf beharrte der König<sup>83</sup>.

Und darum begann wieder das Feilschen und Markten um Abgaben aller Art, besonders um Zehnten und um Besteuerung des Klerus trotz der Bulle «Clericis laicos»<sup>84</sup>. Der Zuverlässigkeit Jakobs fühlte man sich an der Kurie nie ganz sicher, wie umgekehrt der König den Versprechungen des Papstes nie ganz traute. Die Kardinäle hatten wieder Grund, sich heftig aufzuregen, als ihnen gemeldet wurde, Jakob habe zu Barcelona jedermann gestattet, Friedrich Hilfe zu bringen, ja er lasse es sogar zu, daß man von seinem Land aus den Ungläubigen nach Ägypten Waffen liefere. Diese Anschuldigung war so schwer, daß auch Jakobs Schwieger-vater Karl von Neapel für ihn mit Beteuerungen einstand: «daß Ihr ein guter Christ waret und zu keiner Sache Euer Einverständnis geben würdet, die gegen die Kirche sei» («que vos erets bon cres-tian et no consentriets res, que fos contra lesleya»)<sup>85</sup>. Inzwischen war Friedrich weder untätig noch von allem Glück verlassen, und die Kampfhandlungen in Kalabrien, begleitet von einer grauenhaf-ten Hungersnot, hätten von Jakob ein unverzügliches Einschreiten gefordert<sup>86</sup>.

Heimlich wird sich der König gratuliert haben, daß er an diesem Eingreifen verhindert war. Als echter Sohn Peters III. wußte er sich so gut zu verstehen, wie man es Bonifaz zutraute. Aber der Papst übersah seine Schlauheit nur so lange, als er geflissentlich gute Miene machen wollte. Obwohl der König offizieller Bundes-genosse der Kurie und der Anjou war, verzichtete er doch nie auf den vertraulichen Kontakt mit den Parteigängern seines Bruders, und diese meldeten ihm die Erfolge Friedrichs, als wären es seine eigenen. «Facta Scicillie sunt prospera», schrieb ihm der Kaufmann Christian Spinula aus der Comune Genua, die es mit Friedrich hielt. «Feliciter . . . militant» meldete ihm Karl von Anjou, indem er die Feinde Friedrichs meinte<sup>87</sup>; und beide Berichterstatter hofften glei-cherweise, den König zu erfreuen. Was dieser lieber hörte, ist klar; die Nachricht, daß Genua seinem Bruder Schiffe und Truppen lie-

<sup>83</sup> Ebenda.

<sup>84</sup> Ebenda und I 79 ff. – Neue Verhandlungen über die Bulle «Clericis laicos» werden angedeutet in Instruktionen von Juni oder Juli 1300: «declaretur et interpretetur, ut declarata et interpretata fuit pro rege Francie»; AA I 83.

<sup>85</sup> AA I 80, aus einem Schreiben des Admirals Roger de Loria aus Neapel, 27. April [1300].

<sup>86</sup> Vgl. M. Amari (oben Anm. 28) II 208 f.

<sup>87</sup> AA III 93, aus einem Schreiben des genannten Kaufmanns von wahr-scheinlich dem 19. Mai 1300; und AA III 106, aus einem Schreiben Karls vom 20. Mai 1301; vgl. auch AA III 88 ff. und etwa AA I 88.

fere, schenkte ihm einen ruhigeren Schlaf als das beste Gewissen der Welt zu geben vermochte<sup>88</sup>.

Schließlich wurde es immer fraglicher, wer denn gegen Friedrich noch kämpfen wolle. Der Papst und die Geistlichkeit hatten gut reden; auch wenn sie es gewünscht hätten, durften sie doch selber nicht zu den Waffen greifen; die Anjou, kriegsunlustig wie sie waren, gerieten ins Schlepptau ihres fröhlichen Erbfeindes, mit dem sie Verwandtschaftsbande geknüpft hatten, und hofften, sich mit diesem irgendwie zu arrangieren<sup>89</sup>. Von Karls Sohn, Herzog Robert von Kalabrien, erklärte der Kardinallegat Gerhard von Sabina, daß er für Kriegsgeschäfte, für Schlachten und Eroberungen nichts tauge und daß er nur seiner Gattin zu gefallen trachte (sie war eine Schwester Jakobs und Friedrichs), ausschließlich auf ihren Rat höre und auf den der Katalanen («que el duch no es hom, qui vale re a obs de guerra ne de batala ne de fer conquesta ne vol entendre en neguna re sino a plaer a sa mulier, ne no vol creure sino la mulier et los Cathalans»)<sup>90</sup>. Daher gingen um die gleiche Zeit, nämlich im November 1300, Gerüchte um, Papst Bonifaz suche sich Waffenhilfe von einem tüchtigeren Mann. Aber das teilte Abt Gaufrid von Foix seinem König erst ganz heimlich mit, «molt secretament», und wollte nicht, daß er es weitersage<sup>91</sup>.

Im gleichen Brief taucht immerhin schon der Name dieses Mannes auf: «mossenyor en Karles frare del rey de Fransa.» Das ist Karl von Valois. Ihm wurde die schwierigste Aufgabe zugemutet, da die Sizilianer noch immer beteuerten, sie wollten lieber sterben, das Schwert in der Hand, als in die Hände der Franzosen fallen («ante mori cum spata pre manibus quam pervenire ad manus Francigenorum»)<sup>92</sup>.

Wie großartig dieser Fürst ungefähr ein Jahr darauf in Rom als Judas Makkabäus gefeiert wurde, das muß man sich unmittelbar vom aragonesischen Prokurator Gerald de Albalato erzählen lassen. Ihm aufs Wort zu glauben, sollte man sich freilich hüten, denn er ist besonders sarkastisch, wenn er von allen Berichterstattern nicht

<sup>88</sup> Ebenda I 88, aus einem Schreiben Christian Spinulas vom 1. Dezember [1300].

<sup>89</sup> Ausdrückliche Verbote, Friedrich Hilfe zu schicken, ergehen von Rom aus an den König von Mallorca am 1. Februar 1300 und an Genua am 26. Januar 1301; s. Les registres (oben Anm. 2) Nr. 3872 und 4324. – Verhandlungen mit Friedrich müssen immer neu verboten werden, so z.B. gegenüber Karl am 1. Februar 1300 (Les registres Nr. 3870).

<sup>90</sup> Aus den Tagen Bonifaz' VIII. (oben Anm. 2) S. XX; Nachricht aus einem Schreiben des Abtes Gaufrid von Foix, Rom, 7. Dezember [1300].

<sup>91</sup> Ebenda S. XXI.

<sup>92</sup> AA I 88; aus einem Schreiben Christian Spinulas (oben Anm. 88).

überhaupt der bissigste ist. Nicht immer wird klar, ob ihm seine Ironie bewußt war, doch ist es anzunehmen, wenn er zuerst umständlich der Ehrungen Karls von Valois und seiner neuen Würden gedenkt, dann einen Blick auf den früheren Günstling des Papstes, auf Karl von Anjou, wirft und nur festhält, am folgenden Mittwoch sei dieser von der Kurie mit ungeheurem Fieber und völlig verfärbt nach Neapel fortgezogen: «Die mercurii vero sequenti rex Karulus recessit de curia cum febre ingenti et pessimo colore versus Neapolim<sup>93</sup>.» In der Tat hatte dieser König damals nichts mehr zu lachen; Bonifaz schob ihn rücksichtslos beiseite, denn seine Geduld war aufgebraucht.

Überhaupt war er jetzt reizbar wie nie zuvor, und seine Krankheiten hatten das erträgliche Maß längst überschritten. Sein Arzt, Arnald von Villanova, ermunterte ihn, Frieden zu schließen, nur schon damit die «tempestates» ihn nicht persönlich ruinierten<sup>94</sup>. Der Prokurator Gerald schildert ihn, wie er herumging, «vultum tristissimum ostendens»<sup>95</sup>, oder wie er nach langen Unterredungen im Konsistorium die Gesandten «auf seine Füße hinwies, wie sie geschwollen seien, darum vor allem, daß sie nicht länger redeten, indem er Schweigen gebot; und darob fühlten sich die genannten Boten völlig vernichtet und verstört» («ostendendo eis pedes, quomodo erant grossi, super hoc specialiter, ne ei amodo verbum facerent, silencium imponendo, propter quod nuncii supradicti se reputant mortuos et confusos»)<sup>96</sup>. Wie Kardinal Matthäus bestätigte, war Bonifaz jetzt kaum mehr zu bewegen, eine Sache im Konsistorium zu behandeln und zu bereden, was ihm von Gerald wie offenbar von jedermann sehr verübelt wurde<sup>97</sup>. Dem Nachfolger wollte man es später dann nicht verzeihen, daß er im Gegenteil alles nur zusammen mit dem Konsistorium erledigte, obwohl der Geschäftsgang unter dem Gezänk der Kardinäle sich erheblich komplizierte<sup>98</sup>.

In jenem Augenblick allgemeiner Verwirrung und großer diplomatischer Mißerfolge müssen sich das Selbstbewußtsein und die

<sup>93</sup> AA I 101; aus einem Schreiben Geralds de Albalato aus Anagni, 14. September [1301]. – Vgl. dazu die Aufzeichnungen desselben Prokurators von Anfang desselben Monats, Aus den Tagen Bonifaz' VIII (oben Anm. 2) S. XXIVff.

<sup>94</sup> AA I 102.

<sup>95</sup> Ebenda.

<sup>96</sup> Aus den Tagen Bonifaz' VIII. S. XXVII.

<sup>97</sup> Ebenda S. XXIX.

<sup>98</sup> Ebenda S. LVIII; Nachricht über Benedikt XI.

Eigenwilligkeit des Papstes enorm gesteigert haben, da eben nicht allein in Italien der Widerspruch der Mächte gegen seine Politik zunahm, sondern auch in England, Frankreich, Ungarn, Böhmen die Entwicklung der Dinge eine ganz unerwünschte Wendung nahm<sup>99</sup>. Daß neben diesen äußern Umständen, die Bonifaz zutiefst bedrückten, auch seine Krankheiten, von denen sein Steinleiden vielleicht noch die geringste war, sich auf seinen ohnehin schwierigen Charakter unheilvoll auswirkten, muß für höchst wahrscheinlich gelten. Aber in dem Maße, als ihm seine Aufgabe unerträglich wurde, konnte die Umwelt auch seine Person kaum mehr ertragen. Im Herbst 1301 wünschte man offenbar allgemein seinen baldigen Tod und machte kein Hehl daraus, was nun wiederum den Papst beleidigte und ihn in seinem unbedingten Lebenswillen bestärkte. Man verwünschte seinen Arzt Arnald von Villanova unter so vielen Flüchen, daß Gerald sie unmöglich alle aufzählen konnte, und die Meinung lautete einstimmig «magister Arnaldus utinam ad curiam non venisset», weil sich dieser eine Ehre daraus mache, den Papst am Leben zu erhalten, und sei's mit der sonderbarsten Magie, über welche die Kardinäle ihre Köpfe schüttelten<sup>100</sup>. Nach Auffassung des Prokurators hatte jener Alchimist den Sonnenstich «qui mense Julii capud et eius cerebrum perforavit ac etiam penetravit»<sup>101</sup>. Aber weil Arnald rasch den Propheten herauskehrte, große Veränderungen der Dinge ankündigte und die Gesandten der Fürsten mit geheimnisvollen Voraussagen verblüffte, hielt es Gerald für besser, sich mit ihm gutzustellen und seine Orakel gewissenhaft weiterzumelden, ob er an sie glaubte oder nicht. Denn jedenfalls besaß Arnald beim Papst großen Einfluß, war selber Katalane und tat, als wolle er bei Bonifaz für Jakob und seinen Bruder gut Wetter machen<sup>102</sup>.

Daß der Papst auf ebendiese Fürsten wie auf alles, was aus ihrem Reich kam, sehr schlecht zu sprechen war, ist selbstverständlich. Denn, wenn wir Gerald glauben wollen, schimpfte er jetzt auf durchaus alles und jedes: «licet papa omnem hominem vituperet et de quocunque etiam malum dicat<sup>103</sup>.» Die Aragonesen bezeichnete

<sup>99</sup> J. Haller, Das Papsttum (oben Anm. 6) V, 135 ff.

<sup>100</sup> «Dixerunt michi eciam aliqui cardinales, ... quod papa etiam dixit eis, quod magister Arnaldus modo mense Julii preterito, dum sol esset in signo Leonis, fecit quendam denarium et quoddam bracale pape, que cum portaret, malum lapidis amodo non sentiret. De quo dicti cardinales valde mirati fuerunt.» Bericht Geralds de Albalato, Aus den Tagen Bonifaz' VIII. S. XXX.

<sup>101</sup> Ebenda S. XXXII.

<sup>102</sup> Ebenda S. XXIII und XXXVI.

<sup>103</sup> AA I 105. Aus einem Bericht Geralds vom 14. September 1301.

er als «falsos et infideles»<sup>104</sup> und von allen Katalanen war ihm einzig der genannte Arzt unverdächtig<sup>105</sup>. Von Jakob sagte er, daß er ihn, den Papst, doppelt betrogen habe, nämlich weil er Friedrich hätte zum Frieden mit der Kirche zurückführen, dann weil er ihn hätte gefangennehmen können, wenn er nur gewollt hätte<sup>106</sup>. Da er sich hintergangen fühlte, zeigte er keine Lust mehr, den König weiter zu begünstigen und behandelte daher die Streitfrage um Murcia und die um die kastilische Thronfolge ohne Rücksicht auf aragonische Wünsche, wodurch er die böse Zunge Geralds womöglich schärfte<sup>107</sup>. Dieser, entrüstet, empört über diesen Papst, klammerte sich an die Kardinäle, besonders an den oftgenannten Matthäus Orsini und an Gerhard von Sabina, der seine Zurückhaltung bald fallen ließ und spätestens im Frühling 1302 auf dem Punkt war, den Papst nicht mehr ernst zu nehmen, daher den Aragonesen seiner Hilfe versicherte und ihn ermunterte, sich um die Worte des Papstes nicht zu kümmern: «quia juvabimus te in omnibus secundum posse nostrum et non cures de verbis pape»<sup>108</sup>.

Zu den Teufeleien des Papstes, «dyaboliis, quas facit et dicit»<sup>109</sup>, sind vor allem seine unwirschen Antworten gegenüber den Gesandten zu rechnen, seine Ausfälle selbst gegenüber einem König Karl. Auf die Begehren Jakobs erwiderte er: «Volo facere prius negotia propria et postea aliena»<sup>110</sup>. Den Gesandten des genannten Karl wollte er um keinen Preis empfangen, und als jener trotzdem unter der Tür erschien, schrie er: «Fort mit ihm!» («caxalo!» schreibt der Katalane), wozu ein Kardinal bemerkte, es wäre besser zu sterben, als mit einem solchen Menschen zusammenzuleben: «Er hat nichts mehr als Zunge und Augen, und in allen übrigen Teilen ist er völlig verfault» («putrefactus»)<sup>111</sup>. Zur Ergänzung

<sup>104</sup> Aus den Tagen Bonifaz' VIII. (oben Anm. 2) S. LIII.

<sup>105</sup> Ebenda S. XXXVI: «Pater, multi Catalani sunt boni. Dixit papa: Immo est magnum miraculum, quod aliquis Catalanus faciat bonum, et ego non inveni unquam, qui faceret, nisi modo[?]; inveni enim unum Catalanum facientem bona, scilicet magistrum Arnaldum de Villanova.» Aus einem Schreiben Geralds vom 14. September 1301.

<sup>106</sup> AA I 102; Bericht des Prokurators Gerald, Anagni, 14. September [1301].

<sup>107</sup> Ebenda S. 102ff.; AA III 107; Aus den Tagen Bonifaz' VIII. S. XXIXf.

<sup>108</sup> Ebenda S. LIII. Die Fortsetzung des Textes lautet: «Et sic [Guerardus] valde suspiravit et osculatus est me et cum magna leticia dixit multa bona de persona vestra et comendavit vos, inclite domine, usque ad nubes et reprehendebat tacite persequentes et vos non exaudientes...». Schreiben vom 18. März [1302] aus Rom.

<sup>109</sup> Aus den Tagen Bonifaz' VIII. S. XXXV, aus dem Schreiben Geralds vom 14. September [1301].

<sup>110</sup> Ebenda S. XXXIV.

<sup>111</sup> AA I 104 aus einem Schreiben desselben Prokurators vom obgenannten Datum.

dieser Schilderung von seiner unbeherrschten Rede fehlt noch die Beschimpfung König Karls selber: «quod non erat homo, ymmo vilissimus ribaldus»<sup>112</sup>; aber die Szene, in der sich die beiden Herren hitzig ihre Meinung sagten, darf nicht ohne die nächste berichtet werden, in der verschiedene Kardinäle vermittelten, die Streitenden sich versöhnten und wieder Freunde wurden: «et tandem facti sunt amici»<sup>113</sup>.» Schlimmer und offenbar ungerecht ist der andre Vorwurf, den Gerald immer wieder gegen Bonifaz erhebt: seine Geldgier: «Nur noch um drei Dinge kümmert sich der Papst, und um diese dreht sich seine ganze Sorge: daß er lange lebe und daß er Geld erwerbe und drittens daß er die Seinen bereichere, erhöhe und erhebe.» Da sein ganzes Streben auf diese Ziele gerichtet sei – so ergänzt der Gesandte sein Urteil – habe er für geistliche Dinge den Sinn verloren<sup>114</sup>. Von vornherein komplizierte er jedes Geschäft zu keinem andern Zweck, als um größere Summen zu erpressen: «nisi ut maiorem peccuniam posset extorquere.» Das sei so seine Methode: «Talem enim modum servat in omnibus, a quibus peccuniam sperat habere»<sup>115</sup>. Schließlich ist es auch teuflisch, «dabolum», daß er bereit ist, die Söhne des Königs Sancho von Kastilien zu legitimieren, die nach dem Thronfolgegesetz Alfons' des Weisen nicht den mindesten Anspruch auf Herrschaft haben. Er ist eben ein höchst sonderbarer Mann, der nur tut, was ihm gefällt: «Est enim homo mirabilis in factis suis. Nichil enim vult facere, nisi quod sibi placet»<sup>116</sup>.

Man könnte Zitate solcher zorniger Reden bis zum Überdruß häufen. Sie stammen alle aus dem Jahr, das sich vom Herbst 1301 bis zum Sommer 1302 hinzieht, sind fast durchweg den Schreiben des genannten Prokurator Gerald entnommen, zu einem ganz geringen Teil einer Aufzeichnung des Pfarrers Lorenz Martini, der im Gegensatz zum erstgenannten nur schildert und sich giftiger Kommentare enthält. Aber seine flüchtig hingeworfenen Notizen sind auch ohne die Zugabe von Reflexionen vielsagend genug; so der vom Kontext völlig isolierte Satz: «Der Herr Papst ist ein Jüngling, gesund und kräftig und sagt, daß er leben werde, bis seine Feinde alle unterdrückt sind» («Dominus papa est iuvenis sanus et

<sup>112</sup> Aus den Tagen Bonifaz' VIII. S. XLV, aus Aufzeichnungen des Pfarrers Lorenz Martini vom März [1302].

<sup>113</sup> Ebenda S. XLIV. Der Bericht des genannten Pfarrers wird bestätigt durch den Prokurator Gerald: «reconciliationes et paces factas inter papam et regem, qui ei bene fortiter plus solito respondebat»; ebenda S. LI.

<sup>114</sup> Ebenda S. XXXI aus dem Schreiben Geralds vom 14. September [1301].

<sup>115</sup> Ebenda S. XXVIII.

<sup>116</sup> AA I 104, aus einem Schreiben desselben Prokulators vom selben Datum.

robustus et dicit, quod vivet, donec sui inimici omnes fuerint subfocati»)<sup>117</sup>.

Äußert sich hier sprachloses Entsetzen über einen schwerkranken Greis, dessen Gebaren man schon für Wahnsinn hält? Es ist jedenfalls höchst wahrscheinlich, daß sich Bonifaz in dem vom Schreiber angedeuteten Sinn tatsächlich benommen hat, aufgereizt durch eine Umgebung, die es ihm kaum verhehlte, wie gerne sie ihn sogleich begraben hätte und der gegenüber er seine Niederlage nicht wahrhaben wollte. Denn es gibt auch Anzeichen dafür, und diese findet man ebenso in den *Acta Aragonensia*, daß Bonifaz, als er seine Autorität verloren und die Macht der römischen Kirche ausgehöhlt sah, die Papstwürde mit äußerem Pomp so aufdringlich herauszuputzen und fast marktschreierisch zu propagieren begann, wie wenn blinde Verzweiflung ihm eingeredet hätte, unter glänzenden Hüllen werde sich Erstorbenes wieder beleben. Von einer aufsehenerregenden Macht demonstration des schon Ohnmächtigen wird noch zu sprechen sein. Den hartnäckigen Trotz gegenüber seinen Feinden hat man verhöhnen können, doch seine unerbittliche Festigkeit beim Überfall auf seine Person in Anagni verriet später soviel echte innere Größe, daß er ein Stück seines verlorenen Ansehens kurz vor dem Tod zurückgewann.

Im Frühling 1302 ist es noch nicht so weit. Daß Bonifaz jeden Frieden ablehnte, der den früheren Abmachungen widersprach, schien niemand mehr begreifen zu können<sup>118</sup>. Selbst der tüchtigste Kämpfer unter den Verbündeten, Roger de Loria, gesellte sich zur Friedenspartei<sup>119</sup>. Und da «alle den Frieden wollten außer dem Papst»<sup>120</sup>, kam er zustande, und zwar ohne ihn, den Oberherrn des

<sup>117</sup> Aus den Tagen Bonifaz' VIII. (oben Anm. 2) S. XLVII.

<sup>118</sup> Am wenigsten Friedrich selber: «rex Fridericus valde miratur, quod predictus dominus papa, qui inter reges et principes et omnes alias christianos concordiam et pacem ponere, stabilire et firmare deberet, ut omnes christiani per pacem et concordiam in unum adducti ad recuperacionem Terre sancte potenter intenderent, non consensit, immo dissensit in pace et compositione ipsa actus predicti»; AA III 110; aus einer Instruktion Friedrichs, Frühjahr [1302]. – Aber die Anjous waren auch kriegsmüde: «Et eadem die rex [Carolus] ivit vias suas et dux [Robertus] iratus, quia pax non fit, et omnes de hoc dolent papa excepto»; Aus den Tagen Bonifaz' VIII. S. XLVI, aus den Aufzeichnungen des Pfarrers Lorenz, März [1302]. Vgl. auch ebenda S. LII und AA I 125 ff. die Friedenvorschläge.

<sup>119</sup> Roger wird von Finke als «größter Seeheld des Mittelalters» bezeichnet, AA III 105. Seine politische Haltung in den Kämpfen ist nicht ganz durchsichtig; Bonifaz verdächtigt ihn des Verrats, AA I 102; Friedrich dagegen meinte, er wolle zwischen ihm und seinem Bruder Jakob Zwietracht säen, AA I 99. Vgl. dazu AA I 107.

<sup>120</sup> Vgl. Anm. 118.

Königreichs Sizilien. Bonifaz konnte sich zieren, das Abkommen der weltlichen Mächte anzuerkennen<sup>121</sup>, aber das änderte nichts an dem Umstand, daß niemand mehr kämpfte und daß Friedrich die Insel als König von Trinacrien behielt<sup>122</sup>. Soviel immerhin sah der Papst ein: es war höchste Zeit, die Exkommunizierten in die Kirche zurückzuholen<sup>123</sup>. Von Jakob ist zu sagen, daß er schon vor dem Vertrag von Caltabellota in Rom gebeten hatte, das Amt eines Bannerträgers der Kirche niederlegen zu dürfen<sup>124</sup>, und die Friedensnachricht hat er nachher seinem Bruder mit Beteuerungen seines lang schon dauernden Wohlwollens beantwortet<sup>125</sup>. Die Kurie machte ihm die Anrechte auf Sardinien und Korsika, obwohl sie ihm als Ersatz für Sizilien zuteil geworden waren, jetzt nicht streitig, weshalb er den Erfolg des Hauses Aragon nicht gering anschlagen, die Gunst der römischen Kirche ebensowenig leugnen konnte<sup>126</sup>. Wenn er Bonifaz je hatte Dankbarkeit erweisen wollen, so war er dazu nun besonders aufgelegt, und der günstige Augenblick, es zu tun, war schon gekommen. Denn nun lag es in seinem eigenen Interesse, die Angriffe des französischen Hofes auf die Papstwürde zu entkräften.

Das Kapitel über den Streit um Sizilien könnte man damit beschließen und hier ein neues beginnen, in dem zu schildern wäre, welche Rolle König Jakob in jenem Prozeß spielte, den Philipp der Schöne gegen Bonifaz eröffnete<sup>127</sup>. Kurze Hinweise darauf müssen jedoch genügen und reichen wohl aus, um Aragons Einstellung zu illustrieren.

Da Philipp nach dem Beispiel seines Vaters die Jurisdiktionsgewalt systematisch als Mittel zur Machterweiterung benützte, ist es nicht verwunderlich, wenn er außer zahlreichen weltlichen Herren schließlich auch den Papst zum Widerstand gegen seine Übergriffe in fremde Rechtssphären herausforderte. Die Art, wie er den Bischof Saisset von Pamiers vor sein Gericht zog, bedeutete für Bonifaz, um eine Wendung Hallers zu gebrauchen, «einen Schlag ins Gesicht»<sup>128</sup>, und die Antwort des Papstes, die Rücknahme der

<sup>121</sup> Les registres (oben Anm. 25), Nr. 5070ff.

<sup>122</sup> Anerkennung des Friedens: Anagni, 21. Mai 1303; ebenda Nr. 5348.

<sup>123</sup> Ebenda. Vgl. die Bemerkung von Matthias von Neuenburg über die Folgen der langjährigen Exkommunikation. Nach ihrer Aufhebung «iuvenes . . . ante non visam celebracionem deriserant divinorum»; aus Chronica c. 6.

<sup>124</sup> AA I 116; Schreiben Jakobs an einen Prokurator, 12. Juni 1302.

<sup>125</sup> AA I 118.

<sup>126</sup> AA I 110ff. und AA I 129ff.

<sup>127</sup> Vgl. G. Digard, Philippe le Bel et le Saint-Siège (oben Anm. 38), vol. 2.

<sup>128</sup> Haller, Das Papsttum (oben Anm. 6) V, 163.

früher dem König konzidierten Privilegien, war nach aller vorausgegangenen, geduldigen Nachsicht geradezu ein Erfordernis. Aber die heftige Entrüstung und Empörung des Königs und seiner Ratgeber übertraf dann bei weitem die Erwartung der Kurie. «Papa valde exstitit perturbatus», schrieb der oftgenannte aragonesische Prokurator Gerald<sup>129</sup>. Die Furcht vor Intrige und Verrat war so groß, daß die Boten in der Toscana durch päpstliche Agenten fast alle um ihre Last erleichtert wurden: «set in Tuscia omnes cursores quasi spoliantur et eis littore auferuntur<sup>130</sup>.» Von Philipp wußte derselbe Berichterstatter schon im März 1302, daß er die Ausreise seiner Prälaten zum Konzil nach Rom verhindere<sup>131</sup>.

Die päpstlichen Bullen und ihre Erläuterungen über die kirchliche Jurisdiktionsgewalt müssen hier nicht besprochen werden. «Die Kirche forderte nichts Neues», entschied Johannes Haller wie viele andre Kenner der Papstgeschichte; «Angreifer ist der Staat, der dieses Recht nicht anerkennen will<sup>132</sup>.» Als sich Philipp nach Helfern für seinen Streit umschaute, fiel sein Blick sogleich auf seinen Vetter Jakob von Aragon.

Die Rede, die sein Gesandter Dionys von Sens vor dem aragonesischen König hielt, ist uns dem Inhalt nach bekannt<sup>133</sup>. Philipp empfahl sich dem «speciali et intimo amico suo» und hob emphatisch die «naturalis ac germana consanguinitas» hervor, die «concreta afinitas», die «indissolubiliter firmata confederacio», das «contractum matrimonium». Von der ersten Wendung an ist es klar, wo er hinaus will: Verglichen mit den Bindungen, die zwischen ihm und Jakob bestehen, sind die Verpflichtungen Jakobs gegenüber dem Papst unbedeutend. Mit Fleiß übersieht er die geistliche Würde und das priesterliche Amt, die Bonifaz eigen sind, er, Philipp, ist ja bereits der mächtigste Beschützer der Colonna, und diese haben es ihm schon beigebracht, daß Bonifaz nie rechtmäßiger Papst gewesen ist. Bereits auch hat er in einem Schreiben an die Kurie den Papsttitel weggelassen. Als gäbe es an diesem seinem Gegner in Rom nur die rein menschliche, profane Seite, gibt er Jakob zu bedenken, «papa est homo unicus, mortalis et graviter egrotus». Die Gunst eines solchen Menschen aber ist vergänglich, da sie auf keinen natürlichen Banden beruht: «favor talis hominis est transitorius, vobis nullo vinculo naturali astrictus.» Dagegen ist würdig und wertvoll der Bund mit dem König von Frankreich,

<sup>129</sup> Aus den Tagen Bonifaz' VIII. (oben Anm. 2) S. LV.

<sup>130</sup> Ebenda S. LVI.

<sup>131</sup> Ebenda S. LI.

<sup>132</sup> Haller, Das Papsttum (oben Anm. 6) 155 und 199.

<sup>133</sup> AA I 119 ff.

dank nämlich dem «vinculo naturali ac stabili». Das Königseschlecht ist das Dauernde, das Sicherheit verleiht, der Familienstolz des Capetingers, die Verachtung des Herrschers von Geblüt für einen Herrscher durch Wahl – und sei dieser Kaiser oder Papst – sind aus solchen Reden nicht wegzudenken<sup>134</sup>.

In diesem Zusammenhang muß ein Schreiben angeführt werden, das von neuem die alte Frage aufwirft, ob Bonifaz sich tatsächlich je die Kaiserwürde angemaßt und ob er – wie Quellen des 14. Jahrhunderts berichten – die Gesandten des deutschen Königs Albrecht gewappnet auf dem Throne sitzend, ein Diadem auf dem Haupt und ein Schwert in der Hand empfangen und so unterwiesen habe: «Ego sum imperator<sup>135</sup>.» Sollte sich der Papst als Kaiser aufgespielt haben, so war das für Philipp besonders lästig, weil die römische Kirche das französische Königreich noch immer zum Imperium rechnete und die Meinung vertrat, nur die «superbia gallicana» wolle die Zugehörigkeit leugnen<sup>136</sup>.

Gemäß den einleuchtenden Ausführungen Giuseppe Martinis hat Bonifaz nach dem Tode Adolfs von Nassau und während er mit dem Habsburger Albrecht über dessen Krönung verhandelte, den Kaiserthron für vakant erklärt und ganz im Sinne eines Innozenz III. behauptet, das Kaisertum sei durch den Papst und durch sonst niemand von den Griechen zu den Germanen transferiert worden und während einer Sedisvakanz lägen die Herrschaftsrechte eben beim Papst, der sie dann nach eigenem Gutdünken einem Geeigneten weitergebe<sup>137</sup>. Seine abweisende Haltung gegenüber Albrecht ist begreiflich; denn dieser war ihm als Rebell und als Mörder Adolfs geschildert worden. Daß er aber seine Lehre von der Papstgewalt durch irgendwelche imponierenden Herrschaftszeichen und Manifestationen veranschaulicht hat, ist bekannt, hat doch gerade er den Doppelreif der Papstmitra aufgebracht<sup>138</sup>. Dagegen sind die Erzählungen vom Empfang der deutschen Gesandten reichlich primitiv

<sup>134</sup> Für Robert von Artois lehnen die Gesandten Ludwigs IX. die deutsche Krone – nach dem Bericht des Matthäus von Paris – mit folgender Argumentation ab: «credimus enim dominum nostrum regem Galliae, quem linea regii sanguinis provexit ad sceptrum Francorum regenda, excellentiorem esse aliquo imperatore, quem sola provehit electio voluntaria; sufficit domino comiti Roberto fratrem esse tanti regis.» *Chronica maiora* (ed. H. R. Luard in *Rer. Brit. Script.*), t. 3, London 1876, 626.

<sup>135</sup> Vgl. dazu Giuseppe Martini, *Per la storia dei pontificati di Niccolò IV e Bonifacio VIII*, *Rivista storica italiana* 58, 1941, 3–41, besonders 17ff.

<sup>136</sup> Ebenda S. 38.

<sup>137</sup> Ebenda S. 19ff.

<sup>138</sup> Percy Ernst Schramm, *Zur Geschichte der päpstlichen Tiara*, *Hist. Zs.* 152, 1935, 308ff. Schramm hält es für unrichtig, *drei* Reifen zu zählen.

und stammen, so wie sie sich erhalten haben, nicht von Augenzeugen, sondern bieten eine naive Wiedergabe von herumgeredetem Klatsch. Sie richtig oder wenigstens plausibel zu interpretieren, ist im 14. Jahrhundert offenbar nur dem Historiker Ferreto von Vicenza gelungen<sup>139</sup>.

Von einer ungewöhnlich theatralischen Schaustellung der päpstlichen Macht durch Bonifaz geben uns allein die *Acta Aragonensia* eine zeitgenössische ausführliche Nachricht; die andern uns bekannten Meldungen stammen aus späteren Werken. Doch mit einer deutschen Gesandtschaft wird die in einem Brief an König Jakob erwähnte Demonstration nicht in Zusammenhang gebracht. Sie hat sicher an einem Gründonnerstag stattgefunden und ist höchst wahrscheinlich ins Jahr 1303 zu datieren. Was uns von ihr geschildert wird, braucht wieder nicht in jeder Einzelheit genau zu stimmen; im ganzen paßt es doch ausgezeichnet zum hochdramatischen Charakter dieser Papstfigur und ebensogut zu den vielen Anzeichen stärkster seelischer Erschütterungen des zweifellos schwerkranken, nur durch Willenskraft lebenden Mannes. Die Kardinäle haben das Schauspiel willig mitgemacht, weil sie an Ähnliches vielleicht schon gewöhnt waren, und weil sie prinzipiell die Papstdoktrin anerkannten, aber die Art, wie sie nun propagiert wurde, als Zeichen von Krankheit werteten und umso weniger ernst nahmen, als sie mit dem baldigen Tod des Papstes rechnen konnten.

Dem Bericht zufolge, der im Brief eines Unenannten nach Montpellier gelangte und von dort durch einen Beamten Jakobs nach Aragon weitergemeldet wurde<sup>140</sup>, hatte Bonifaz am Gründonnerstag vor versammelten Prälaten gepredigt und sich dann mit der Frage an sie gewandt, wer er wäre. Dreimal hatte er gefragt, bevor ein Kardinal die gewünschte Antwort erteilte: «daß er Stellvertreter Gottes auf Erden und Stellvertreter Sankt Peters sei und daß alles, was er binde auf Erden auch im Himmel gebunden sei.» Was er gesagt, wurde darauf von allen Anwesenden wiederholt. Darauf fragte der Heilige Vater, ob sie das also wirklich glaubten, und alle antworteten einstimmig, daß dem so sei. «Darauf sagte er zu jedem, der anwesend war, er wolle, daß sie abgesetzt seien und daß sie ihm ihre Hüte und ihre Ringe gäben; und so taten sie alle («Sobraço el dix a tot hom, que aqui fos, que el volia, que els fossen depossats tots, que li donasen los capels els anels; et feeren ho cascuns»). Nach einer kurzen Ansprache lobte der Papst ihren Gehorsam, erklärte sie darum der abgelegten Würden für wert, setzte sie wieder

<sup>139</sup> Martini (oben Anm. 135) S. 18.

<sup>140</sup> AA I 133 ff. Der Beamte Arnald Sabastida war Schatzmeister des Königs.

ein und ließ neue Diplome ausstellen («el los dix, que els eren obediens a sancta esg[leya et quel]s eren dignes daver aquela dignitat, que avien dabans, et que lals dona et lals confermava a tots... feu fer cartes noveles»). Er ließ sie nun warten, zog sich in eine Kammer zurück, zog seidene Strümpfe, vergoldete Schuhe, vergoldete Sporen und Kleider ganz aus Seide an, und dann nahm er ein Schwert und ging hinaus und sagte zu allen, ob sie glaubten, daß er Kaiser sei, und sie sagten Ja. Ich, sagte er, habe mich so gekleidet, weil ich über allen Dingen der Christenheit bin. Das Kreuz, das ich hinten trage, trage ich, weil ich Papst bin; das Schwert, das ich in den Händen halte, das müßt ihr alle glauben, daß unser Herr es Sankt Peter gegeben hat, zum Zeichen, daß es einerseits rechtsprechen soll in himmlischen Dingen und andererseits rechtsprechen soll im Irdischen. Und aus diesem Grunde habe er dieses Schwert genommen» («... Jo, dich el, me som axi vestit per ço, con yo som sobre totes coses de la chrestiandat. La creu, que port detras, port per ço con son papa, lespaa, que tench ab m[es mans], os devets creure cascuns, que nostre senyor la dona a sent Pere en significança, que dela I tayl deges tenir dretura per lo celestial e per laltre deges tenir dretura terrenal, e que per aquela raho avia presa aquela espaa»).

Wir hören noch, daß auf des Papstes Befehl die Kardinäle gehorsam in die Peterskirche gingen, um dort nochmals auf ihn zu warten, bis er Trauergewänder angezogen hatte («vestis altres vestidures totes negres») und wieder vor ihnen erschien. «Und er begann überaus heftig vor ihnen allen zu weinen und sagte ihnen: „Herren, Ihr dürft Euch nicht wundern, wenn ich mich ganz in Schwarz gekleidet habe, denn jener, den die heilige Kirche zum Erben eingesetzt, bereichert und groß gemacht hat, wendet sich gegen sie und ist ungehorsam gegen die heilige Kirche“. – Und darum ist er tief betrübt und unzufrieden, und es müssen alle so sein, die der Kirche gehorchen, und aus diesem Grunde anerbiete er hier seinen Geist und seinen Glauben dem Monsignore Sankt Peter und allen Reliquien, daß er, solange Leben in seinem Leibe sei, solches weder dulde noch fördere, bis die Ungehorsamen zurückgekehrt seien zum Gehorsam an ihn und an die heilige Kirche» («... e aqui el comensa fort regeament<sup>140a</sup> a plorar davant tots et dix los: „barons, vos altres nous devets maraveyollar, can jom som vestit de negre, per ço con veig, que aquel, que sancta esgleya ha eretat et enrequit et montat alt, li ven<sup>140b</sup> contra, et es desobedient a sancta esglea.“

<sup>140a</sup> Finke: regrament.

<sup>140b</sup> Finke: veu.

Per que el nes molt dolent et despagat, et deven eser tots cels, qui son obediens a sancta esglea, e que per aquela raho, que el offria aqui son esperit et sa fe a monseynor sen P. et a totes les reliquies, que el, mentre vida ages el cos, que no duraria ne armaria, tro que els desobediens fossen tornats obediens a el et a sancta esglea »).

Aufgefordert, ihren Willen zu bekunden, beteuerten die Kardinäle ihre Bereitschaft, den Befehlen des Papstes nachzukommen unter Einsatz von Leib und Gut. Und dann opferte jeder vor dem Heiligen Petrus eine brennende Kerze («cascu ana offerir davant sen P. un ciri cremant»).

Damit schloß der Brief und schloß auch die Zeremonie, die man wohl – um ein ironisches Wort des obgenannten Pfarrers Lorenz zu gebrauchen – zu den «mirabilia» des damaligen Rom zählen muß. Der Name des Undankbaren und Ungehorsamen, der sich gegen die Kirche gewandt hatte, läßt sich mit größter Wahrscheinlichkeit bestimmen; setzt man an die Stelle des Unbekannten Philipp den Schönen, so geht die Rechnung am besten auf. Bonifaz wußte am Gründonnerstag 1303 – so hat Martini festgestellt<sup>141</sup> – mit welcher Heftigkeit der König auf seine Bullen geantwortet hatte. Er erneuerte am gleichen Tag den Prozeß gegen alle (selbst Könige oder Kaiser), die eine Reise nach Rom verhinderten: «etiamsi imperiali aut regali fulgeant dignitate<sup>142</sup>», wobei er wieder denselben Namen verschwieg, den er vor allem meinte. Zehn Tage später exkommunizierte er den König Philipp, und das nun tat er namentlich<sup>143</sup>, offenbar nach langem Zögern und nicht unüberlegt. Sicher war ihm klar, was auf dem Spiele stand, daß nämlich bei der absoluten Anerkennung, die Philipp für seine Königsherrschaft – wenn zwar nicht theoretisch, wohl aber praktisch – forderte, für das Papsttum kein Platz mehr übrig blieb.

Während Bonifaz für den König eine Exkommunikationsbulle bereithielt, war dieser mit den Vorbereitungen für den Prozeß gegen Bonifaz beschäftigt, um ihn als einen Simonisten, Eindringling und Ketzer vor ein Konzil nach Frankreich zu schaffen. Im Juli 1303 hörte König Jakob von Mallorca gerüchteweise von diesem Plan und meldete ihn seinem Neffen Jakob nach Aragon in der Furcht vor einem «magnum scandalum»<sup>144</sup>. Die Antwort, die offenbar postwendend abgesandt wurde, nahm den Ausdruck «scandalum» auf; Jakob erwähnte eine «non modicam turbacionem» und

<sup>141</sup> Martini 34ff.

<sup>142</sup> Les registres (oben Anm. 25) Nr. 5345.

<sup>143</sup> Ebenda Nr. 5342.

<sup>144</sup> AA I 136. Es ist von einer Appellation gegen den Papst die Rede; aber die Anklagepunkte «non sunt dicenda». Schreiben vom 20. Juli.

unterstrich, daß er im ganz besondern Maß gegenüber Rom verpflichtet sei, das weit über das übliche hinausgehe, um schließlich den Herrn von Mallorca zu beschwören, kein Mittel zur Beseitigung der Gefahr außer acht zu lassen<sup>145</sup>. In einer Instruktion für aragonische Gesandte<sup>146</sup>, die sich mit französischen treffen sollten, ließ Jakob umständlich alle Ehren und Ämter aufzählen, die er von der Kirche Roms je erhalten hatte: daß er Admiral, Gonfaloniere und Generalkapitän derselben sei, von ihr als Feudum die Königreiche Sardinien und Korsika erhalten habe und sie zu erobern mit verschiedensten Vergünstigungen ausgestattet, auch gegen Angriffe der Städte Genua und Pisa abgesichert worden sei. Mit der Schwerfälligkeit, mit der Jakob seine dringendsten Anliegen vorzubringen pflegte, ist hier mit immer neuen Worten mehrfach dasselbe wiederholt: Dem Skandal muß unter allen Umständen vorgebeugt werden und er, Jakob, der beiden Parteien, dem Papst wie dem französischen König, verpflichtet ist, will nach allen seinen Kräften den Frieden zwischen ihnen fördern: «damit diese bösen Versuchungen zu Ärgernissen beseitigt würden und aufhörten und damit der König von Frankreich umkehre und in der Liebe und Gnade der römischen Kirche und des Herrn Papstes sei wie die Seinen und er zu jeder Zeit waren und sein müssen» («que aquestes males occasions descendels sien remogudes e cessades e quel dit rey de França torn e sia en amor e en gracia de la església de Roma e del senyor papa, axi com les seus e ell an tots temps estat e esser deven»)<sup>147</sup>.

Die für den Herbst vorgesehene Zusammenkunft der Könige, von der gewisse Kreise eine Besänftigung Philipps am ehesten erhofft hatten, kam nicht zustande<sup>148</sup>. Dann starb Bonifaz am 11. Oktober, ungefähr einen Monat nach dem Attentat von Anagni. Aber weder vom genannten Überfall, noch von den letzten Tagen des Papstes ist in der Korrespondenz Jakobs die Rede, was sehr auffällig ist, und merkwürdig lange dauerte es, bis ihm der Tod bestätigt wurde. Noch anfangs Dezember wußte er nicht mit Sicherheit, ob Bonifaz lebe oder gestorben sei<sup>149</sup>. Dann richtete sich die Aufmerksamkeit auf die Papstwahl.

Als ein neuer Papst eine Versöhnung der römischen Kirche mit Philipp dem Schönen zustandebrachte, wird Jakob gerechnet haben,

<sup>145</sup> Ebenda S. 137f.; Schreiben vom 30. Juli 1303.

<sup>146</sup> Ebenda S. 138ff.

<sup>147</sup> Ebenda S. 139f.; aus einem Schreiben vom 18. August 1303.

<sup>148</sup> Ebenda S. 142 und 143.

<sup>149</sup> Ebenda S. 144; Schreiben Jakobs an seinen Onkel, König von Mallorca, aus Algeziras, 3. Dezember 1303.

der gegen Bonifaz eingeleitete Prozeß werde nun eingestellt werden. Aber noch für ein volles Jahrzehnt hat er gegen die Verketzung des Verstorbenen Widerstand leisten müssen, und ebenso lange hat er mit Argumenten, Bitten und Beschwörungen den französischen Hof und seinen Papst Clemens V. dringend davor gewarnt, Bonifaz zum Häretiker zu erklären. Ganz uneigennützig war die Verteidigung nicht. Denn der König wußte offenbar sehr wohl, welche Konsequenzen die Verurteilung des Angeklagten für ihn selber gehabt hätte. Konnte man Bonifaz zum Ketzer machen, so war damit bewiesen, daß er nie Papst gewesen war; alle seine Regierungshandlungen und Entscheide waren dann hinfällig, alle Auszeichnungen und Anrechte, die der aragonische König von ihm erhalten hatte, waren dann mitsamt der ganzen vom Papst geschaffenen Ordnung in Frage gestellt. Der Prozeß gefährdete, das sprach Jakob gegenüber Clemens V. sehr deutlich aus, den «statum universae ecclesiae» im gesamten wie in allen seinen einzelnen Teilen und die ganze Hierarchie von oben bis unten<sup>150</sup>. «Wir, die wir den Papst gesehen und gekannt haben», so erklärte er, «halten diese Anschuldigung für allzu unglaublich und abscheulich» («nos qui ipsum vidimus ac novimus, hoc incredibilius suscepimus et orribile reputamus»). Und anderswo führt er aus, er habe mit Bonifaz persönlich zu tun gehabt und sei mit ihm ziemlich vertraut gewesen («et li fo assats familiar») und vielleicht hätten einige seiner Eigenschaften besser sein dürfen («e la on per aventura ell hagues alcunes condicions, en que agra ops mellorament»), aber nie, «null temps», habe er an ihm den Makel oder Irrtum einer Häresie («alcuna macula o error de heretgia») entdeckt. Es ist ausgerechnet Ritter Bernhard des Fonollar, einst über Bonifaz besonders erbost, der im Namen des Königs solcherart das Unrecht abwehrte<sup>151</sup>.

Die Verurteilung blieb aus. Clemens V. und Philipp der Schöne starben; Jakob konnte sich, als er sich an die Eroberung Sardiniens machte, auf die Verfügung des Papstes Bonifaz als auf einen rechtskräftigen Akt berufen<sup>152</sup>. In den zwanziger Jahren ehrte das ganze Haus Aragon den frühern Oberhirten mit dem ehrerbietigsten Andenken, als wäre dasselbe nie gefährdet gewesen. Da Friedrich von Trinacrien einst zur Buße angehalten wurde, mit der Begründung, um seiner Sünden willen sei ihm all das Leid beschert, das er zu tragen habe, lehnte er solche Schlußfolgerung zurück, weil nach

<sup>150</sup> AA I 150; Schreiben vom 21. März [1308].

<sup>151</sup> AA II 778; Schreiben vom 30. März 1310.

<sup>152</sup> AA II 803; Schreiben vom 22. Februar 1325; AA III 422; Schreiben von Anfang 1323.

dem Ratschluß Gottes auch die Gerechten von Unglück heimgesucht würden. Beispiel waren ihm unter andern Sankt Ludwig in Damiette, Josua, «qui fuit bonus», und aus seiner eigenen Zeit Papst Cölestin wie auch Papst Bonifaz, «den man gefangengenommen, entehrt und in Trübsal hatte sterben lassen» («Bonifacium captum, dehonestatum et in tristitia mortuum»)<sup>153</sup>. So ist Bonifaz beinahe Märtyrer geworden. Mit diesem Ausspruch aber, der den Papst zu den Guten, Gerechten und Heiligen gesellt, mögen diese Schilderungen, die vom Verhältnis zwischen ihm und dem Hause Aragon handeln sollten, beendet werden. Für König Jakob und König Friedrich blieb dieser Papst «el sant pare Bonifaci de bona memoria»<sup>154</sup>, obwohl sie – wie sie sagten – mit ihm einige Schwierigkeiten ausgestanden hatten.

\*

Die *Acta Aragonensia* müssen zur Lektüre wohl nicht empfohlen werden. Sie sind häufig zu Wort gekommen und werden sich also selbst empfehlen, zumindest demjenigen Liebhaber der Geschichte, der aus der Vergangenheit nicht allein die Kette der großen Ereignisse und wichtigen Ergebnisse, sondern auch einzelne Menschen in ihrer besondern Eigenart und im Streit mit Fügung und Zufall erkennen möchte. Es gibt aus dem hohen und späten Mittelalter kaum eine andre Quelle, in der sich die Gestalten so deutlich spiegeln; man sieht ihre klaren Umrisse, man erkennt, wie sie selber sich darstellen oder wie andre sie zeichnen, heute so, morgen anders, ständig bewegt, lebensnah und auch alltäglich. Beinah wird man zur Täuschung verlockt, man könne ihnen hinter die Stirne schauen, obwohl sie so unfaßbar bleiben, wie sie uns verwandt erscheinen. Erleichtert wird das Urteil über jene früheren Menschen durch solche Quellen nicht; die Erkenntnis aber wird reicher und bunter. Die kleinste Episode erhält eine unerwartete Vielstimmigkeit, die wie eine krause Verzierung aus dem ernsten Thema herauswächst, indem sie dasselbe überspielt, nicht verdeckt, aber seine Dramatik mildert.

<sup>153</sup> AA II 735; Schreiben aus Messina, 15. November [1321].

<sup>154</sup> AA II 803.

# Briefformulare als Quellen zur Biographie

Stephan Irmis

von

Pascal Ladner

Noch fehlt eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Basler Predigerkonvents im 15. Jahrhundert, wie sie in der grundlegenden Arbeit Georg Boners für die Zeit vor der Einführung der Klosterreform im Jahre 1429 vorliegt<sup>1</sup>. Eine solche hätte als eines der wichtigsten Themen die Festigung der observanten dominikanischen Lebensweise, deren Übertragung in andere Konvente und vor allem den dabei maßgeblich beteiligten Personenkreis zu behandeln, wobei hinsichtlich des letztgenannten Problems geklärt werden müßte, wie weit sich auf die Observantenbewegung die Ideale des gleichzeitig immer stärker in Erscheinung tretenden Humanismus bemerkbar machten. Es kann freilich nicht die Absicht dieses kleinen Beitrags sein, die angedeuteten Fragen auch nur annähernd zu beantworten, vielmehr möchte er auf einige Quellen hinweisen zu einer Gestalt, die zwar weder zu den bekanntesten des Basler Predigerklosters noch seiner eigenen Familie gehört, deren Biographie jedoch Einblick in die skizzierte Problematik gewährt.

Wenn der Kenner der Basler Geschichte den Namen Irmī hört, denkt er zunächst nicht an den Dominikaner Stephan, sondern eher an dessen Vater Hans Irmī d. Ä., der ein aufstrebendes Handelshaus gegründet hat und seinen Wohlstand im Erwerb des Bärenfelserhofes an der Martinsgasse zeigte<sup>2</sup>, oder an Hans Irmī d. J., den ältern Bruder Stephans, der das väterliche Unternehmen ausweitete, Geschäftsfreund der Medici und Sforza in Mailand wurde und dem Herzog Galeazzo Maria während des Krieges gegen Karl den Kühnen vertrauliche Briefe mit wichtigen Nachrichten über die deutsche Politik zukommen ließ<sup>3</sup>. Angesichts der kaufmännischen und politi-

<sup>1</sup> G. Boner, Das Predigerkloster in Basel von der Gründung bis zur Klosterreform 1233–1429, in: *Basler Zeitschr.* 33 (1934), 195–303, 34 (1935), 107–259. Für die Zeit nach 1429 ist vor allem zu benützen: G. Löhr, *Die Teutonia im 15. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland)*, Heft 19, Leipzig 1924; fortan zitiert als: Löhr, *Teutonia*.

<sup>2</sup> R. Wackernagel, *Geschichte der Stadt Basel II*<sup>1</sup>, p. 525.

<sup>3</sup> R. Wackernagel, *Geschichte der Stadt Basel II*<sup>1</sup>, p. 521s, 43s und Register;

schen Aktivität von Stephan Irmis nächster häuslicher Umgebung hat Rudolf Wackernagel das Leben des Predigerbruders in etwas schroffer Weise als «ein normales Mönchsdasein» gekennzeichnet, «ganz und gar gerichtet auf die monotonen Verrichtungen des Standes; die Klausur, die auch geistig wirkt, auch den inneren Menschen einmauert, läßt Irmī auf seinen weiten Reisen nichts sehen und erleben, was außerhalb des Ordens liegt; die Stationen dieser Reisen sind nicht Städte, sondern Konvente»<sup>4</sup>. Dieses Urteil mag in einigem richtig sein, erfaßt aber kaum das innerste Wesen von Stephan Irmis Persönlichkeit, wie sie sich nicht zuletzt in seiner Biographie spiegelt.

Vor allem die richtige Einschätzung der Hauptquelle für die Kenntnis von Stephan Irmis Leben, die übrigens ein Unikum in der Geschichte der dominikanischen Frömmigkeit darstellt, überholt Wackernagels Wertung: es handelt sich um die von Gilles G. Meersseman edierten und kommentierten eigenhändig geschriebenen autobiographischen Notizen<sup>5</sup>, in welchen Irmī hauptsächlich Daten, Ereignisse und Ortschaften nennt, die er persönlich für sein Leben als wichtig erachtet hat. Trotz des annalenhaften Charakters führen diese Aufzeichnungen, die keineswegs für die Nachwelt bestimmt waren, über das «Element des Alltäglichen» hinaus, das «Einblick in die Mentalität eines reformierten Dominikaners und in seine Praxis der Observanz»<sup>6</sup> vermittelt, und dürfen als Zeugnis einer zaghaften Selbstreflexion gewertet werden. Daneben läßt sich eine Reihe weiterer Dokumente namhaft machen, die äußerlich – in ihrer Überlieferung – mit den autobiographischen Notizen zusammenhängen und das dort gegebene biographische Gerüst zu bereichern und vertiefen vermögen. Überdies betreffen diese Dokumente eine Quellengattung, die für diesen Forschungsbereich noch kaum ausgewertet ist, so daß auch in methodischer Hinsicht eine Erprobung erfolgen muß.

Es werden im folgenden zwölf Briefformulare und Briefe besprochen, die gleich wie die eben erwähnten autobiographischen Notizen in der von verschiedenen Schreibern angefertigten Sammelhandschrift Basel Univ. Bibliothek A IX 2 – von Gustav Binz auf Grund der zahllosen eigenhändigen Eintragungen Stephan Irmis dessen

A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs (Leipzig 1900), p. 566; F. Gingins le Sarra, Dépêches des ambassadeurs Milanais sur les campagnes de Charles le Hardi I, p. 42 ss, 128 ss.

<sup>4</sup> R. Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel II<sup>2</sup>, p. 841.

<sup>5</sup> G. G. Meersseman, Die autobiographischen Notizen des Basler Observanten Stephan Irmī OP († 1488), in: Zeitschr. f. Schweiz. Kirchengesch. 41 (1947), 177–214 (fortan zitiert als: Meersseman AN mit Seite oder Nummer).

<sup>6</sup> G. G. Meersseman, AN p. 177.

«Handbuch» genannt<sup>7</sup> – überliefert sind. Dieser Codex ist laut inhaltlichem Grundbestand dominikanischer Herkunft und dürfte, wie die Untersuchung einer darin erhaltenen, geschlossenen Briefsammlung ergibt<sup>8</sup>, kurz nach der Mitte des 15. Jahrhunderts in Wien entstanden sein. Ungefähr gleichzeitig, jedoch nach seinem Eintritt in den Dominikanerorden im Jahre 1452, scheint Stephan Irmis den Band erworben zu haben und seither benützte er dessen Ränder und leer gebliebene Seiten für Aufzeichnungen und Abschriften aller Art, worunter sich auch die hier erstmals veröffentlichten Stücke finden.

Damit ist aber das entscheidende Jahr in Stephan Irmis Leben bezeichnet, das die Wendung von der Welt in den Ordensstand brachte. Als er diesen Entschluß faßte – «item anno domini 1452 dominica die, 12<sup>a</sup> die mensis februarii incepit intencio mea intrandi ordinem», hat er in seinen autobiographischen Notizen vermerkt<sup>9</sup> –, war er zwanzigjährig und konnte auf mehrjährige, erfolgreiche Studien weit entfernt von seiner Heimatstadt Basel an den Artistenfakultäten in Dijon und Wien zurückblicken. Der Wiener Dominikanerkonvent stand damals zusammen mit denjenigen von Basel und Nürnberg in bezug auf die geistige Bedeutung an der Spitze der observanten Klostergruppe und übte dank einer Reihe gelehrter und vom erneuerten Ordensideal tief durchdrungener Persönlichkeiten eine beträchtliche Anziehungskraft auf die jungen Scholaren aus<sup>10</sup>. Nur umrißhaft läßt sich vorläufig erkennen, wie sehr sich Irmis gerade in den ersten Jahren seiner Ordenszugehörigkeit mit der observan-

<sup>7</sup> G. Binz, Die Handschriften der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, I 1: Die deutschen Handschriften (Basel 1907), p. 110ss, wo sich die genaue Beschreibung des Codex findet. Zu berichtigen wäre dabei die Angabe der Blattzahl: 300 statt 299 Folien, da die Ziffer 264 versehentlich doppelt gebraucht wurde. – Der Besitzervermerk f. 11: «de libris fratris Stephani Irmy.» – Die Bezeichnung «Handbuch» hat sich inzwischen eingebürgert; vgl. etwa Ph. Schmidt, Die Bibliothek des ehemaligen Dominikanerklosters in Basel, in: Basler Zeitschr. 18 (1919), 174; Löhr, Teutonia, p. 82; D. Roth, Weltverachtung, Marienlob und Tugendlehre im 15. Jahrhundert, in: Congratulantes adsumus (private Festschrift für W. Kaegi, Basel 1961), p. 113s. – Für die großzügige Benützungsmöglichkeit dieser Handschrift während längerer Zeit in Fribourg bin ich Herrn Dr. Max Burckhardt zu außerordentlichem Dank verpflichtet.

<sup>8</sup> Diese Sammlung enthält vorwiegend Briefe aus den ersten Jahren nach der Einführung der Observanz im Wienerkloster (1434) und stellt daher für die Kenntnis des täglichen Lebens eines reformierten Konvents eine wichtige Quelle dar; ihre Edition und Kommentierung ist als Beitrag zu dieser Festgabe vorbereitet worden, wegen des Umfangs muß sie jedoch gesondert erscheinen.

<sup>9</sup> Meersseman, AN Nr. 35.

<sup>10</sup> Löhr, Teutonia, p. 8ss.

ten Lebensweise auseinandergesetzt hat, aber nicht um «den innern Menschen einzumauern», sondern – wie die Überlieferungsgeschichte der oben erwähnten geschlossenen Briefformularsammlung beweisen kann<sup>11</sup> – um über deren geschichtliche Betrachtung ein Leitbild für sein weiteres Leben zu gewinnen.

Es fällt nun auf, daß hier immer wieder von Briefformularen die Rede ist, von einer Quellengattung also, deren Interpretation infolge der besondern Zweckbestimmung häufig auf große Schwierigkeiten stößt. In erster Linie als Stilmuster dem praktischen Gebrauch zuge- dacht, entbehren Formulare in der Regel aller Namen und Daten; die an ihre Stelle tretenden unbestimmten N oder etc. bezeugen zwar den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit des Formulars – dies trifft auch auf die vorliegenden Briefformulare zu –, sie lassen sich jedoch meist durch Einordnung in einen historischen Zusammenhang wieder determinieren, sofern dem Musterbeispiel ein echter Brief und nicht eine phantasievolle Stilübung zu Grunde liegt. Anderseits konnte im Mittelalter mit der Umformung eines echten Briefs in die diskretere Form des Formulars über den praktischen Nutzen hinaus ein höheres Ziel angestrebt werden, indem ein solches von allen Akzidentien befreites und aus der Einzelsituation herausgehobenes Schreiben schließlich zum Zeichen der Erinnerung wurde<sup>12</sup>. Auch dieser Vorgang scheint hinter Irmis Briefformularen ablesbar zu sein, insofern nämlich, als dieser observante Dominikaner seinem Handbuch unter der Maske der Anonymität ihn persönlich betreffende Dokumente anvertraut hat. Ihre Entlarvung legt somit ein weiteres Stück von Irmis Autobiographie frei.

Zeitlich umspannen die zwölf Schreiben rund das erste Dezen- nium von Stephan Irmis Ordensleben, bewegte Jahre des Einsatzes und des Suchens, wie aus den autobiographischen Notizen zu erfahren ist. Nach dem Empfang der Priesterweihe und der Erlangung des philosophischen Doktorats im Jahre 1454 wurde Irmi zunächst zur Mitarbeit bei der Reform der ungarischen und böhmischen Dominikanerkonvente bestimmt, die ursprünglich um die Jahr- hundertmitte von Jacob Rieher aus dem Basler Predigerkloster in

<sup>11</sup> Neben der geschlossenen Fassung enthält Irmis Handbuch von einzelnen Stücken eine weitere Abschrift von Irmis Hand, die auf die Originalbriefe zurückgehen muß, so daß Irmis Mitwirkung bei der Zusammenstellung der Sammlung in Betracht zu ziehen ist; für Einzelheiten verweise ich auf die angekündigte Publikation.

<sup>12</sup> Vgl. dazu W. von den Steinen, Notker des Dichters Formelbuch, in: Zeitschr. f. Schweizer Gesch. 25 (1945), 450ss; und C. Erdmann, Studien zur Briefliteratur Deutschlands im elften Jahrhundert (Nachdruck der Ausgabe 1938, Stuttgart 1962), p. 2ss.

die Wege geleitet worden war, dann aber auf inständige Empfehlung des damaligen Bischofs von Siena und päpstlichen Legaten Enea Silvio Piccolomini von den Wiener Dominikanern übernommen und von Stephans Mitbruder und Vorgesetzten Leonhard Huntpichler von Brixental energisch weitergeführt wurde<sup>13</sup>. Dieser war eben im Begriff, in Kaschau eine Ordensschule einzurichten, wobei ihn Irmis unterstützen sollte. In diesen Zusammenhang gehört m. E. Brief I, der kurz vor den am 3. Juni 1454 erfolgten Aufbruch Irmis aus Wien<sup>14</sup> anzusetzen ist und einen Reisebefehl sowie gleichzeitig auch einen Reiseausweis von der Hand des Wiener Priors Jacob Fabri von Stubach darstellt. Unter Berufung auf das Pauluswort «Traget einander die Last» schickt dieser seinen frommen Mitbruder nach einem in der Observanz noch ungefestigten Konvent, der nur mit Kaschau identifiziert werden kann<sup>15</sup>.

Wenige Monate später erhielt Irmis Brief II, den er fast ungeteilt in sein Handbuch übertragen hat, ohne jedoch einen entsprechenden Hinweis in den autobiographischen Notizen zu geben. Es handelt sich um ein vom 29. September aus Wien datiertes Schreiben Leonhards von Brixental, in welchem er Irmis seinen Entschluß mitteilt, ihn wegen seiner vorbildlichen Lebensführung, seines Verstandes und Eifers zum studens generalis der Theologie an der Wiener Universität zu ernennen. Irmis wurde also von seinen Obern dazu ausgewählt, sich auf das Lektorat oder die höheren Grade vorzubereiten<sup>16</sup>. Erstaunlich ist dabei allerdings, daß diese Rückversetzung schon nach so kurzer Zeit ausgesprochen wurde, denn die im Brief angegebenen Qualitäten Irmis scheinen nicht allein ausschlaggebend gewesen zu sein, ihre Aufzählung gehört zum Formular solcher Schreiben. Möglicherweise beurteilte Leonhard von Brixental anfänglich die Aussichten für die endgültige Durchführung der Reform in Kaschau als gering<sup>17</sup> und wollte seinen Gehilfen vor allzu großen Rückschlägen und Enttäuschungen bewahren. Dennoch blieb Stephan Irmis bis Mitte Mai des folgenden Jahres in Kaschau.

Die Briefe III, IV, V und VI bilden nach meiner Ansicht eine einzige Gruppe. Es sind alles Reisepässe, die mit Stephan Irmis Besuch

<sup>13</sup> Löhr, Teutonia, p. 12ss; Mortier, *Histoire des Maîtres généraux de l'Ordre des frères Prêcheurs IV* (Paris 1909), p. 467; zur Legatentätigkeit des Enea vgl. allgemein B. Widmer, *Enea Silvio Piccolomini Papst Pius II.* (Basel 1960), p. 74ss.

<sup>14</sup> Meersseman, AN Nr. 51.

<sup>15</sup> Vgl. ibid. Nr. 52.

<sup>16</sup> Vgl. G. Löhr, *Die Kölner Dominikanerschule vom 14. bis zum 16. Jahrhundert* (Freiburg 1946), p. 60s.

<sup>17</sup> Vgl. Mortier, op. cit. IV, p. 468.

bei seinen Eltern in Basel zusammenhängen. Die Erlaubnis dazu erhielt er am 22. April 1455 vom Kaschauer Prior Christian Herprunner, der sich damals sehr wahrscheinlich in Wien aufhielt (Brief III). Deshalb stellte der Vertreter des Priors ein weiteres Empfehlungsschreiben aus, dessen Datum mit Hilfe des aus den autobiographischen Notizen bekannten Abreisetages (17. Mai 1455) zu lesen ist (Brief IV). Zunächst zog Irmī über Buda nach Wien, wo er am 3. Juni eintraf<sup>18</sup> und drei Monate lang blieb. Erst am 6. September ist er zusammen mit einem Gefährten von seinem conventus nativus aufgebrochen<sup>19</sup>, versehen mit einem Ausweisdokument des Wiener Priors Jacob Fabri von Stubach, das demnach auf anfangs September datiert werden muß (Brief V). Der letzte Brief dieser Gruppe, in welchem von Rückkehr in das Stammkloster die Rede ist, setzt Irmīs Aufenthalt in Basel vom 25. September bis zum 21. Oktober voraus<sup>20</sup> und dürfte vom damaligen Basler Dominikanerprior Conrad Schlatter<sup>21</sup> unmittelbar vor Irmīs Abreise ausgestellt worden sein (Brief VI).

Rein faktisch ergeben die Briefe dieser Gruppe nichts, das über die autobiographischen Notizen hinausführt. Gegenüber diesen aber gewähren sie einerseits Einsicht in den administrativen Mechanismus, der bei einer derartigen Reise in Bewegung gesetzt werden mußte, und weisen anderseits gerade damit auf persönliche Begegnungen mit Vorgesetzten hin. Stephan Irmī hat diese unscheinbaren Schriftstücke bestimmt als besondere Zeichen des ihm von Seiten seiner Obern entgegengebrachten Wohlwollens in sein Handbuch aufgenommen.

Ähnlich ist auch Brief VII zu verstehen, der erst aus dem Jahre 1458 stammt. Inzwischen wurde Stephan Irmī kurz nach seiner Rückkehr aus Basel von seinen Mitbrüdern am 30. Dezember 1455 zum Subprior des Wiener Konvents gewählt<sup>22</sup>, und in dieser Stellung wirkte er neben seinen Verpflichtungen als studens generalis bis zum Sommer 1458. Damals erhielt er wiederum von Jacob Fabri von Stubach, der unterdessen zum Generalvikar der Observanten in der Provinz Teutonia aufgestiegen war<sup>23</sup>, die Erlaubnis zu einer längeren Studienfahrt, die – wie Brief VII ausdrücklich festhält – zur Vertiefung des Wissens dienen sollte. Zudem scheint der Wortlaut des Briefes durchblicken zu lassen, daß mit dieser persönlichen Studien-

<sup>18</sup> Meersseman, AN Nr. 58.

<sup>19</sup> Ibid. Nr. 59, 61.

<sup>20</sup> Ibid. Nr. 61, 62.

<sup>21</sup> Löhr, Teutonia, p. 133.

<sup>22</sup> Meersseman, AN Nr. 66.

<sup>23</sup> Löhr, Teutonia, p. 000.

reise auch offiziellere Aufträge des Ordens verbunden waren. Die zeitliche Einordnung des Briefes ist wiederum nur auf Grund des Abreisedatums möglich und muß daher vor den 24. Juni 1458 angesetzt werden<sup>24</sup>.

Über Buda, Zagreb, Golubovce, Hermagor und Treviso erreichte Irmis schließlich Murano bei Venedig<sup>25</sup>. Noch bevor er dort eintraf, erhielt er von einem gewissen Frater Reginald aus Wien den unter Nummer VIII abgedruckten Brief, der eine ganz andere Seite von Irmis Persönlichkeit beleuchtet und zugleich Licht auf die Zustände des Wiener Konvents wirft. Als Subprior hatte Irmis über das innere Leben der Klostergemeinschaft zu wachen, in der es jedenfalls nicht an Spannungen fehlte. Reginald gehörte zu jenen Brüdern, die sich gegen Irmis auflehnten, und nun bekennt er in bewegten Worten seine Schuld gegenüber dem ehemaligen Vorgesetzten und bittet ihn demütig um Verzeihung. Auch die Eintragung dieses Dokuments in das Handbuch scheint mir für Irmis Haltung bezeichnend zu sein: in seinen autobiographischen Notizen übergeht er in diskreter Weise alle Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, denen er je begegnet ist; es mag ihn aber mit Genugtuung erfüllt haben, wenn, wie in diesem Fall, ein Mensch zu besserer Einsicht gelangte.

Brief IX gehört schon in die Zeit von Irmis mehr als zweieinhalb Jahre dauerndem Aufenthalt in Murano, wo er die Spiritualität eines lombardischen Observantenklosters kennenlernen wollte. Dort benützte er am 3. Dezember 1459 die Begegnung mit Thomas de Lecco, dem Vikar der lombardischen Observanten, um diesem seinen Wunsch nach einer Pilgerfahrt zu den Apostelgräbern in Rom vorzutragen. Thomas de Lecco gewährte die Bitte, allerdings mit dem Hinweis, nicht länger als unbedingt notwendig von Murano fernzubleiben. Der Rombesuch fand tatsächlich im Sommer 1460 statt<sup>26</sup>.

Die drei letzten Briefe liegen wieder einige Jahre später und eröffnen das Schlußkapitel von Stephan Irmis Biographie. Im Herbst 1462 wurde er von Murano in das Basler Predigerkloster versetzt<sup>27</sup>, ohne daß im einzelnen die Gründe dafür bekannt wären. Möglicherweise bedurfte der Basler Konvent eines erfahrenen, mit der observanten Lebensweise bestens vertrauten Mannes, zu einer Zeit, wo sich das Kloster durch die Erbschaften des Konzils – es sei nur an den Bücherschatz des Kardinals Johannes Stoichowitsch von Ragusa

<sup>24</sup> Meersseman, AN Nr. 73.

<sup>25</sup> Ibid. Nrn. 73, 74, 75, 76, 175, 77, 78, 79, 88, 181, 80.

<sup>26</sup> Ibid. Nrn. 81, 82, 83, 84, 85.

<sup>27</sup> Ibid. Nr. 87.

erinnert<sup>28</sup> – zu einem bedeutenden geistigen Zentrum der jungen Universitätsstadt entwickelte und sich anschickte, die Reform von neuem hinauszutragen<sup>29</sup>. Jedenfalls läßt sich nachweisen, daß Irmis nacheinander die wichtigsten Klosterämter verwaltet hat<sup>30</sup> und dem Konvent sogar, wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung des inzwischen zum Provinzial der Teutonia aufgestiegenen Jacob Fabri von Stubach, vom 28. März 1481 bis zum 9. August 1482 als Prior vorgestanden ist. In dieser Stellung hat er bekanntlich zugunsten der Reform des Klosters Klingental eingegriffen<sup>31</sup> und den Konzilsversuch des Dominikaner Erzbischofs Andrea Zamometić unterstützt<sup>32</sup>; der Mißerfolg beider Unternehmungen ist vermutlich als Ursache für seine Entlassung aus dem Priorenamt anzusehen, denn seither hat er bis zu seinem Tode am 19. Oktober 1488 zurückgezogen als Beichtvater im Reuerinnenkloster Sankt Maria Magdalena an der Steinen gelebt<sup>33</sup>.

Die Briefe X und XI, beide vom Juli 1463 datiert, stammen von ehemaligen Mitbrüdern aus Wien und bezeugen deren persönliche Freundschaft und Anteilnahme am weiteren Schicksal Irmis. Trotz ähnlicher Ausgangslage der beiden Absender ist der Ton ihrer Briefe völlig verschieden. Frater Vogel berichtet von der unerfreulichen politischen Lage Wiens, die nach dem Tode des Königs Ladislaus infolge der Erbstreitigkeiten unter den Gliedern des habsburgischen Hauses, insbesondere zwischen Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI., entstanden ist. Albrecht konnte sich in einem Vertrag mit seinem kaiserlichen Bruder vom Oktober 1462 die Verwaltung des ganzen Herzogtums einschließlich Wiens sichern, doch wurde die vorläufige Ruhe durch die Bannbulle Papst Pius' II. gegen Wien vom 16. Januar 1463 erschüttert. Gegen diese Exkommunikation hat der Herzog Appellation eingelegt, der sich, wie Vogel bemerkt, Bevölkerung, Universität und Geistlichkeit anschlossen, außer der vier Mendikantenorden. Wegen dieser Wirren sollten viele Mitgli-

<sup>28</sup> Vgl. Ph. Schmidt, Die Bibliothek des ehemaligen Dominikanerklosters in Basel, in: Basler Zeitschr. 18 (1919), 168; G. Boner, op. cit. II, p. 160, 162.

<sup>29</sup> Von Basel aus wurden nach der Jahrhundertmitte reformiert: Gebweiler, Landshut (1461), Köln (1464), Ulm (1465), Frauenkonvente in Freiburg i. Br. (1465), Weißenburg (1466), Frankfurt (1474) usw.

<sup>30</sup> Novizenmeister, Succentor, Subprior, Corrector mensae, vgl. Meersseman, AN Nr. 246, 247, 254, 258, 266, 249, 236.

<sup>31</sup> Vgl. R. Weis-Müller, Die Reform des Klosters Klingental und ihr Personenkreis (Basel 1956), bes. p. 81 ss.

<sup>32</sup> A. Stöcklin, Der Basler Konzilsversuch des Andrea Zamometić vom Jahre 1482 (Basel 1938), p. 142 s.

<sup>33</sup> E. Erdin, Das Kloster der Reuerinnen Sancta Maria Magdalena an den Steinen zu Basel (Freiburg/Schw. 1956), Reg.

der des Wienerkonvents in andere Klöster geschickt werden; der Briefschreiber selber spricht von seiner Versetzung nach Wimpfen, und wahrscheinlich war er damals schon unterwegs, wie sich aus dem Ausstellungsort Nürnberg ableiten lässt. – Während in Vogels Brief die in Wien herrschende politische Nervosität mitschwingt, weist Frater Johannes, der sich der mißlichen Lage nicht weniger bewußt ist, in seinem predigthaften Brief von der erdengebundenen Politik weg auf den wahren Weg, den Christus vorgezeichnet hat, und bittet seinen nun in der Ferne weilenden Mitbruder im Namen der Freundschaft, sich ihm im kontemplativen Gebet zu vereinen.

Der letzte hier zu besprechende Brief betrifft nicht Stephan Irm, sondern die Familie seines ältern Bruders. Mit diesem Schreiben hat der Dominikaner General Martial Auribelli am 8. Juni 1465 Hans Irm d. J., dessen Gattin Regula und ihre Kinder in die dominikanische Gebetsbrüderschaft aufgenommen und sie der geistlichen Wohltaten des Ordens versichert. Bestimmt hat Stephan Irm dieses Schreiben veranlaßt, das beinahe zeichenhaft anmutet, indem Stephan, selbst in seine Geburtsstadt zurückgekehrt, seinen geschäftstüchtigen Bruder seinerseits wenigstens teilweise in die geistige Heimat zurückholt.

Vermutlich ließe sich eine Reihe weiterer Formulare in Irmis Handbuch von der Anonymität befreien, die Stephan einerseits um seiner persönlichen Erinnerung willen, andererseits aber auch als Briefmodelle zum praktischen Gebrauch aufgezeichnet hat, und die noch mehr Einzelheiten aus dem Leben des durchaus nicht unbedeutenden Basler Dominikaners belegen könnten; doch mögen die vorgelegten Beispiele genügen, um jedenfalls den Wert solcher Schriftstücke als nicht zu vernachlässigende historische Quelle zu erweisen und die Methode ihrer Aufschlüsselung zu zeigen.

<sup>34</sup> Zu dieser Auseinandersetzung vgl. J. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität (Wien 1865), bes. p. 235 ss.

## I

f. 250<sup>r</sup>

(Wien, 1454 Mai)

*Littera testimonialis cum frater pro sublevamine alterius conventus mittitur*

In Dei filio sibi karissimo fratri N<sup>a</sup> ordinis Predicatorum frater N<sup>b</sup> conventus N<sup>c</sup> eiusdem ordinis prior immeritus salutem et religiosam semper in Domino conversacionem. Cum apostolici mandati, quo iubemus ‘alter alterius onera portare’<sup>1</sup>, viros Deo eminenter religatos vel deditos maxime deceat esse executores conventusque N<sup>d</sup> propter suam adhuc teneritudinem et novellam plantacionem relevamine indigeat donec ad perfectum veniat, idcirco vos dilectum michi in Christo fratrem N<sup>e</sup> mitto ad iam dictum conventum ad auxilium ferendum oportunum, de vestra, qua inter nos conversatus estis, conversacione testimonium perhibens laudabile, supplicoque obnixe universis et singulis, quibuscumque laudum titulis prefulgeant, quantum intuitu Dei et ordinis benigne vos recipient ac humaniter tractent. Datum etc.

<sup>a</sup> Stephano Irmī.<sup>b</sup> Iacobus Fabri de Stubach.<sup>c</sup> Wiennensis.<sup>d</sup> Cassoviensis.<sup>e</sup> Stephanum Irmī.<sup>1</sup> Cf. Gal. 6, 2.

## II

f. 265<sup>v</sup> in marg.

Wien, 1454 September 29

In Dei filio sibi karissimo fratri Stephano de Basilea conventus Wiennensis ordinis Predicatorum frater Leonardus de Valle Brixinensi vicarius generalis conventuum reformatorum in regnis et terris serenissimi regis Ladislai domini nostri graciosissimi salutem et spiritu intelligentie dirigi semper in Domino Iesu. De venerabilium ac discretorum patrum consilio, contemplacione ydoneitatis vestre in vita, moribus, sciencia, zelo religionis et spe proficiendi in theologicis et operans auctoritate dignissimi magistri nostri unici generalis tocius ordinis nostri super promocione dignorum ac zelatorum michi specialiter tradita, vos in studentem generalem sacre page in almifico studio Wiennensi instituo et assigno cum graciis et privilegiis talibus inibi dari consuetis, mandans presidentibus ut vos benigne recipient et tractent caritative. Valete. Deum pro me orate. Datum Wienne in festo sancti Michaelis anno Domini 1454 sub sigillo maiori etc.

## III

f. 253<sup>v</sup>

Wien (?), 1455 April 22

*Littera testimonialis*

In Dei filio sibi karissimo fratri N<sup>a</sup> presencium exhibitori frater N<sup>b</sup> conventus N<sup>c</sup> fratrum Predicotorum in N<sup>d</sup> prior indignus salutem in summo salutari et semper ac ubique christiformiter conversari. Presencium vigore licenciam vobis tribuo vestram parentelam visitandi et ea perficiendi que in commissis habetis pro Dei laude et proximorum edificatione. Universis igitur, ad quos vos eundo, stando vel redeundo declinare contigerit, supplico obnixe, quatenus *{vos}* benigne recipere dignentur tractareque caritative intuitu eterne retribucionis. Testimonium quoque de vobis perhibeo per omnia laudabile. Datum Wienne<sup>e</sup> feria 3<sup>a</sup> post dominicam Misericordiam anno 55° sub sigillo officii prioratus.

<sup>a</sup> Stephano Irmi.<sup>b</sup> Christianus Herprunner.<sup>c</sup> Cassoviensis.<sup>d</sup> Hungaria.<sup>e</sup> lectio incerta.

## IV

f. 265<sup>v</sup> in marg.

(Kaschau), 1455 Mai 17

In Dei filio sibi karissimo fratri Stephano de Basilea ordinis Predicotorum frater N vicarius prioris conventus N<sup>a</sup> prefati ordinis immeritus salutem in eo qui sapienter providet universo. Quia de voluntate et iusu superiorum vestrorum ire habetis ad conventum N<sup>b</sup> ordinis fratrum Predicotorum provincie Teutonie vestrum nativum, ego tenore presencium de honesta, religiosa et matura vestra, quam in medio nostri duxistis, conversatione testimonium perhibeo laudabile, obsecrans humiliter universos et singulos, quibuscumque laudum titulis insigniti, quatenus intuitu Dei et ordinis vos recipere et humaniter pertractare dignentur. In quorum robur et fidem litteras has patentes vicariatus mei sigillo signandas dixi etc. Datum etc.<sup>c</sup> sabbato post festum Ascensionis Domini anno 1455.

<sup>a</sup> Cassoviensis.<sup>b</sup> Wiennensis.<sup>c</sup> lectio incerta, fortasse: Cass<sup>(ov)i(e)</sup>.

## V

f. 264<sup>v</sup>

(Wien, anfangs September 1455)

In Dei filio sibi karissimo fratribus N<sup>a</sup> et N conventus N<sup>b</sup> fratrum ordinis Predicotorum provincie N<sup>c</sup> frater N<sup>d</sup> in sacra theologie N<sup>e</sup> memoratorum ordinis et conventus prior inutilis salutem et ange-

lum pacis itineris comitem. Quia ex causis michi claris adire natale solum habetis, ut id ipsum execucioni mandare queatis, presencium tenore licenciam vobis concedo per omnia laudabile ferens utriusque testimonium de vite probitate morumque venustate ac virtutibus multiplicibus, quibus equissimus cunctorum dispensator illustrare vos dignatus est. Perinde humiliter universos ad quos declinare contigerit vos, supplicamus<sup>f</sup>, quatenus humaniter vos suscipiant pertractentque caritative mearum interventu precum future atque remuneracionis contemplacione. Valete. Deum pro me exorantes.  
Ex Ng etc.

<sup>a</sup> Stephano Irmī.

<sup>b</sup> Wiennensis.

<sup>c</sup> Teutonia.

<sup>d</sup> Iacobus Fabri.

<sup>e</sup> professor.

<sup>f</sup> fortasse legendum: supplicants.

<sup>g</sup> Vienna.

## VI

f. 254<sup>r</sup>

(Basel, 1455 Oktober)

In Dei filio sibi karissimo fratri N<sup>a</sup> frater N de N<sup>b</sup> prior conventus N<sup>c</sup> ordinis fratrum Predicotorum salutem in Domino Iesu et pacientiam in sancta evangelica paupertate. Quia adire habetis conventum vestrum nativum N<sup>d</sup> et expensis itineris egetis, obsecro humiliter omnes ad quos declinare contigerit, quatenus vos benigne recipiant et sanctis elemosynis adiuvent intuitu eterne retribucionis que semper operibus repromittitur pietatis. Datum N<sup>e</sup> etc. sub nostri sigilli officio.

<sup>a</sup> Stephano Irmī.

<sup>b</sup> Conradus Schlatter.

<sup>c</sup> Basiliensis.

<sup>d</sup> Wiennensem.

<sup>e</sup> Basilee.

## VII

f. 252<sup>r</sup>

(Wien, 1458 Juli)

In Dei filio karissimo venerabili patri fratri N<sup>a</sup> sacre theologie N<sup>b</sup> conventus N<sup>c</sup> provincie N<sup>d</sup> ordinis predicatorum frater [de] N<sup>e</sup> sacre theologie N<sup>f</sup> vicarius etc. salutem in eo qui est omnium vera salus. Cum universi fidei katholice cultores tam naturali equitate quam divine legis precepto sint astricti, ut fidele testimonium perhibeant veritatis, altero magis viri religiosi vel scolastici et precipue theologicē veritatis professores clarius veritatem perscrutantes de proximis debent testimonium perhibere veritatis. Cum igitur ex causis quibusdam plurimum rationabilibus visitare habeatis N, et

casus varii occurrere possunt in quibus vobis testimonium prodesse valeat, eapropter tenore presencium testimonium laudabile perhibeo de vestra venusta, religiosa, tranquilla et admodum tranquilla conversacione. Universis igitur et singulis sancte matris ecclesie katholice cultoribus, ad quos vos declinare contigerit quomodo-libet, supplico ex intimis quatenus vos benigne recipient et pertractent caritative intuitu sempiterne remuneracionis, que precipue operibus repromittitur pietatis. Datum Ng feria N sub sigillo officii mei anno Domini etc.

<sup>a</sup> Stephano Irmi.

<sup>b</sup> candidato, cf. Nr. VIII.

<sup>c</sup> Wiennensis.

<sup>d</sup> Teutonic.

<sup>e</sup> Iacobus Fabri.

<sup>f</sup> professor.

<sup>g</sup> Wienne.

## VIII

f. 254<sup>r</sup>

Wien, 1458

Venerabili ac religioso viro fratri S(tephano) I(rmi) de Ba(silea) sacre theologie candidato necnon et nativo filio conventus Wiennensis ordinis fratrum Predicorum in Austria patri sibi sincerissimo frater Reginaldus ordinis fratrum Predicorum orator utinam dignus apud altissimum. Superne contemplacionis facibus inflammati, igne quoque sacri flaminis indesinenter exuri ad offerendum Deo acceptum ‘sacrificium vespertinum’<sup>1</sup> ‘in odorem suavitatis’<sup>2</sup>. Cum ponderosi quo premimur corporis gravitas mencium se desideranter amplexari gestiencium mutuam refocillacionem non admittit, attamen caritas non utique dividet quos nectit Christi amor. Eapropter dilectissime iam pridem prelacionis cura, nunc vero singularis paternitatis amore pater, equidem cum vos merito ut obediencie filius honoris timore preveniente debuerim, e diverso proh dolor singularis secus iugum sacre observacionis et obediencie deposcens plurimum rebellando contraivi, non utique sine gravi turbacione, qua eo gravius offendit fateor quo iuncius habui vestram paternitatem michi indigno faventem, et quod amplius cumulet exaggeracione augere posset, nec ut dignum erat, veniam de meis forefactis postulans, humiliari studui ad pedes vestre paternitatis, nec iam ultimo pro sedanda et expianda conscientia mea, ut debui, veniam petivi. In quibus omnibus nonnisi meam stolidam ruditatem et cervicosam scribam pro excusacionis velamine pretendo. Scio tamen nobilem naturam leonis parcere nosse prostratis. Etsi meam ingratitudinem<sup>a</sup> dignum non sit id obtinere, vestram tamen pietatis caritatem non dubito hoc ipsum prestare roganti. Nimirum ex hoc

sumens confidencie clipeum, prosterno cordis mei pollicem. Vestre caritatis oculis rogo obnixius de cunctis male gestis veniam, pater venerabilis, iuxta magnum affectum pocius et amoris zelum, quem erga vos gerunt non minus absentem quam corporaliter presentem, recommendo obnixius conventum vestrum, cuius cause fecere annis vestre paternitatis constant, quas altissimo recommendare velitis pro laude nominis sui et consolacione nostra potissimum erga fratres vestros et presidentes vestri constat. Processu temporis sepius scribam inventa scribendi oportunitate. Recordamini pauperis. Ex Wienna etc. anno 1458.

<sup>a</sup> magnitudinem cod.

<sup>1</sup> Ps. 140, 2.

<sup>2</sup> Eph. 5, 2.

## IX

f. 216<sup>v</sup> in marg.

(Murano, 1459 Dezember 3)

In Dei filio dilecto sibi patri fratri N de N<sup>a</sup> ordinis Predicorum frater Thomas de Leuco conventum reformatorum citra Alpes eius ordinis vicarius generalis salutem in Domino sempiternam. Ut votum vestrum implere possitis, presencium tenore liberam vobis concedo licenciam apostolorum limina adeundi ibique in Urbe commorandi prout expediens fuerit, vobis imponens districte ut post vestre rei expedicionem statim ad conventum Murianensem regressum habeatis, rogans insuper conventum presidentes, ad quos declinare contigerit, quatenus vos benigne suscipiant et caritative pertractent. In quorum testimonium sigillum officii mei duxi presentibus apponendum. Valete et orate pro me. Ex conventu N<sup>b</sup>.

<sup>a</sup> Stephano Irmi de Basilea.

<sup>b</sup> Murianense.

## X

f. 250<sup>r</sup> in marg.

Nürnberg, 1463 Juli 3

De totum venerande desiderantissime mi pater incolumitas paternitatis vestre michi si constat gauderem utique, cum meum reputem quidquid paternitati vestre boni arriserit. Etsi nichil dare possum, optando saltim, omnia vestra bona mea facio et precibus apud eum, qui dare potest, toto affectu appetendo. Ipse novit, qui ‘corda intuetur’<sup>1</sup> que pro veneranda paternitate vestra hucusque quotidie in oracionibus meis a sua clemencia peto. Omnes, Dei gracia, patres et fratres in N<sup>a</sup> in optata persistunt corporis sanitatem et victualium

competenti necessitate. Negocia patrie in ambiguo stant. Adhuc nulle venerunt ad nos censure et spes est quod non veniant ex causis de quibus scribere in particulari non est satis cautum. Universitas, prelati et clerus civitatis omnis, preter quatuor ordines mendicanticum, cum duce Adalberto appellaverunt. Quare Dominus noster sanctissimus sine fructu vellet gladium auctoritatis sue evaginare magis contra obedire volentes et sue sanctitati devotos quam contra repugnantes etc. Michi dilectus pater Iohannes de Ross scripsisset plura si oportunitas affuisset. Ad conventum Wimpinensem assignatus sum, ad quem me modo confero. Si quid amicicie in corde paternitatis vestre erga me est, oro non differat michi saltem per modica scripta intimare de bono statu paternitatis vestre, cum modicam curam multi patres ac fratres conventus paternitatis vestre <sup>N<sup>b</sup></sup> habent. Si quando potero me conferre non pigritabor ad locum, ut que forte scriptis adipisci non valeo, oculis videam. Multi fratres emittuntur de conventu propter guerras. Valeat in Dei proteccione amantissimus meus, cuius me et domum nostram oracionibus in tantis discriminibus devotis commendo. Deus ea que quotidie pro vobis affectuosissime peto, concedat, et mea in vobis desideria impleat. Valeat atque iterum valeat amicorum dulcissimus. Ex Nurenberga dominica post festum visitacionis virginis gloriose 1463. Vestre paternitatis filius frater N Vogel de Yglavia conventus N<sup>c</sup> fratum Predicorum.

<sup>a</sup> Wienna.<sup>b</sup> Basiliensis.<sup>c</sup> Wiennensis.<sup>1</sup> Cf. 1 Reg. 16, 7.

## XI

f. 250<sup>v</sup> in marg.

Wien, 1463 Juli 15

Salutem in Domino. Quoniam secundum verba sapientis, sicut ‘veritatem mediatur eius guttur, sic illius labia detestantur impietatem’<sup>1</sup>, nec mirum hoc modo intellectui hominis debere posse circa contraria occupari, quinimo eiusdem rationis est, ut cum veris perfecte intelligitur, ipso facto falsum eliminatum sit. Inde contingit ut una et eadem voluntas, cui intellectus habet presentare, sit inclinata ad bonum quasi amatum *(et)* malum eciam si*(c)* abominetur. Sed forsitan in discursu annorum, ut ita dixerim infantilium, diu obtenebrata manet ipsa voluntas, presertim ignorans modum in particulari quo tendat vel unde recedat, quod utique ideo contingit, cum pro tempore dirigere perpreceps nondum edocta *(sit)* in ple-

nius, ut sciat reprobare malum et eligere bonum. Si igitur, carissime pater et frater, individue vos et ego affectus in nobis unius ad alterum conspexerimus avidiores atque fervenciores, propter quod consequens sit, ut alteri alter continuum velit bonum, quod utique in ratione amoris includitur, hoc eciam oro velit voluntas ipsa, sive iugiter dicam iam voluntas mea, ubi vel quomodo dormiat dilectus michi in Domino, quam dormicionem devotam intelligo vestri ad Deum contemplacionem et experienciam veritatis firme. Cupio denique quibus vobis, caris, pariterque adiuro, ne ab huius amore vos excitet donec vos ipse velitis<sup>2</sup> ut videlicet de Dei gratuita voluntate a contemplacione supernorum pro tempore ad ima tendatis, saluti proximorum vacando, sicut scriptum est: ‘inclinavit celos et descendit’<sup>3</sup> et habetis, Dei gracia, sermones divinos scripture sacre, ‘cui etsi pro consolacione vestra et aliorum attenditis, quasi in loco caliginoso’<sup>4</sup>, quia primum omnium verum ibi ex parte tantum cognoscitis, tamen avidius illi insistendo, cum mistice significacionis intellectu exculpitis quasi de obstrusis favorum cellis mella producitis vel certe Christi discipulos imitando spicas manibus confricatis<sup>5</sup>, ut ad latencia grana perveniens inveniatis vitam illam, que est essencialiter vita et que dat nobis vitam sine qua perimus, morimur et ad nichil redigimur. Hec vita Iesus Christus, sicut et veritas ac via, ‘sicut illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum’<sup>6</sup>, sic vos et me illuminet. Rogo et vos pariter rogate, ut si quid impium in preteritis excrevisset forsitan ob dilacionem scriptorum utriusque ad alterum sive ob causam quamcumque detestemur pariter excusantes nos nichilominus secundum quod possumus, et infirmitatis causa mei qua Zagrabie per annum febri corripiebar et ob incertitudinem nunciorum, et sic facile erit utrique per viam Christi incedere. Si enim uterque nostri secundum Deum ambulare voluerit, disponat aspera in vias planas, et tunc, si iusticia quemlibet precesserit, ipso facto gressus in via posuit, quibus peractis nichil superest quod videatur, quod non sit ‘veritas et vita’<sup>7</sup>. Vita autem hec est eterna, in qua cognoscitur Deus verus et missus Iesus Christus<sup>8</sup>. Amen. Valete, carissime in Domino pater et frater amantissime. Salutate obsecro, si qui vobiscum sive quos salutare me estimaretis, cognita eorum apud vos mansione. De statu autem vestro et valore rescribite sepesepius. Ex Wienna idibus iulii 1463. Frater Iohannes de N vester in Domino.

<sup>1</sup> Cf. Prov. 8, 7.

<sup>5</sup> Cf. Matth. 12, 1. Marc. 2, 23.

<sup>2</sup> Cf. Cant. 8, 4.

<sup>6</sup> Joh. 1, 9.

<sup>3</sup> Ps. 17, 10.

<sup>7</sup> Joh. 14, 6.

<sup>4</sup> 2. Petr. 1, 19.

<sup>8</sup> Cf. Joh. 17, 3.

## XII

f. 216<sup>r</sup> in marg.

Novara, 1465 Juni 8

*Littera confraternitatis ad beneficia ordinis etc.*

Devoto vel devotis et in Christo sibi dilectis Iohanni Irmi iuniori et Regule eius uxori cum liberis eorundem Basiliensis dyocesis frater Martialis Auribelli de Avinione sacre theologie professor ac tocius ordinis Predicatorum generalis magister et servus salutem et omnium virtutum plenitudinem. Vestre devocationis affectus quem audivi ad nostrum ordinem vos habere exigencia digna requirit beneficia nostro ordini collata a copiosa clemencia Redemptoris vobis graciosius impertiri. Quapropter vobis omnium missarum, oracionum, predicacionum, vigiliarum, iejunorum, abstinenciarum, laborum ceterorumque bonorum que fratres et sorores nostri ordinis dominus Jesus Christus per mundum fieri dederit universum participationem concedo tenore presencium specialem in vita pariter et in morte ut multiplici suffragiorum presidio et hic augmentum gracie et in futuro eterne vite premium possidere mereamini. In cuius concessionis testimonium sigillum officii mei duxi presentibus appendendi. Datum Novarie post nostrum generale capitulum in festo Pentecostes ibidem celebratum die octava mensis iunii anno Domini 1465.

# Mino Celsi von Siena

*Ein Diskussionsbeitrag zur Beurteilung von  
Nikodemismus und Glaubensexil im 16. Jahrhundert*

von

Peter G. Bietenholz

Auf Grund neuerer Publikationen<sup>1</sup> sollte man meinen, Celsis Lebensgang, seine Persönlichkeit und die Bedeutung seiner Schriften seien im wesentlichen bekannt. Nun können aber bei einer gründlichen Überprüfung der Quellen verschiedene wichtige Resultate der bisherigen Forschung nicht unbestritten bleiben. Der Sienese sei 1499 geboren und habe sich 1518 an der Universität seiner Vaterstadt die Laurea beider Rechte erworben, hat man versichert. Beide Angaben stammen erst aus dem 18. Jahrhundert<sup>2</sup>. Mit den im Erzbischöflichen Archiv von Siena<sup>3</sup> noch vorhandenen Taufregistern lässt sich Celsis Geburtsdatum nicht ermitteln; aber zu allen sicher überliefer-ten Daten seines späteren Lebensganges würde es besser passen, wenn man sein Geburtsjahr um 1507 herum ansetzte. Das gleiche Archiv bewahrt das offizielle Verzeichnis der sienesischen Doktor-promotionen. Auch hier ist Celsis Namen nicht anzutreffen, und die rechtstheoretischen Kenntnisse, in denen man ein Hauptverdienst seiner späteren Schrift gegen die Ketzertötung hat sehen wollen<sup>4</sup>, wären erst noch nachzuweisen. Überholt ist auch Delio Cantimoris Annahme, der Sienese sei nach langen Jahren der Emigration schließ-

<sup>1</sup> G. Catoni, Un copialettere di Mino Celsi nell'Archivio di Stato di Siena, Critica storica, No. 4 (Juli 1967), 470–479; L. Fimpel, Mino Celsis Traktat gegen die Ketzertötung, Basel und Stuttgart 1967; D. Cantimori, Italienische Haeretiker der Spätrenaissance, deutsch von W. Kaegi, Basel 1949, 281 ff. In Maschinen-schrift: Emanuela Fantacci, Mino Celsi e la sua opera «De haereticis capitali sup-plicio non afficiendis», Tesi di Laurea, Facoltà di Magistero, Università di Firenze, 1968–69.

<sup>2</sup> Bibliotheca Comunale di Siena (im weiteren: BCS) ms. P. IV. 7: Indice degli scrittori di nazione sanese, 1740, fol. 67r; D. M. Manni, Vita di Pietro Perna Lucchese, Lucca 1763, 50f. In Celsis Korrespondenz findet sich kein Hinweis auf einen akademischen Titel; in der Basler Matrikel, wo vorgängig erworbene Grade gewöhnlich erwähnt werden, lautet Celsis Eintrag: «Minios Celsus Senensis secretarius»: Die Matrikel der Universität Basel, ed. H. G. Wackernagel et al., Basel 1951 ff., 2.204.

<sup>3</sup> Vgl. L'Archivio Arcivescovile di Siena, Inventario, ed. G. Catoni und Sonia Fischi, Rom 1970, 50ff.

<sup>4</sup> Vgl. Fimpel, op. cit. 45 ff., 57.

lich in die Stadt und zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt<sup>5</sup>. Vielmehr läßt alles darauf schließen, daß er gegen Ende 1575 in Basel gestorben ist<sup>6</sup>.

Vom Umstand seines Glaubensexils und von seiner umfangreichen Studie *In haereticis coercendis quatenus progredi liceat* haben sich fast regelmäßig das Interesse der Nachwelt für Mino Celsi sowie ihr Urteil über ihn hergeleitet – wohl nicht ganz zu recht. In fünf ungedruckten Abhandlungen zu theologischen und philosophischen Fragen, die alle rund fünfzehn Jahre vor seiner Flucht entstanden sein dürften, hat man vergeblich nach Indizien für eine Hinneigung Celsis zu den Idealen der Reformation geforscht. Wenigstens eine intensive Beschäftigung mit religiösen Problemen hat man dem Gutsherrn und Amtmann auf Grund dieser Versuche zusprechen wollen<sup>7</sup>. Das wird in gewissem Maße zutreffen, nur finden die oberflächlich theologischen Probleme im Grunde eine philologische Behandlung; auch melden sich beim Lesen leicht Bedenken über die Originalität der Darlegungen Celsis. Konnte er wirklich Hebräisch oder schmückte

<sup>5</sup> Catoni, Copialettere, op. cit. 479: Der von Cantimori (op. cit. 289) angeführte Brief ist 1485, nicht 1585, datiert und an den Großvater unseres Mino Celsi gerichtet.

<sup>6</sup> In der Vorrede zur Toleranzschrift (s. u.) bezeugt der Herausgeber Johannes Fischart, der Autor sei verstorben. Zum Beweis des Gegenteils führte Cantimori (op. cit. 289) eine Stelle des Briefes Cratos von Krafftheim an Th. Zwinger vom 31. Mai (nicht 1. Juni) 1585 an: Universitätsbibliothek Basel (im weiteren UBB) ms. Fr. Gr. II. 8, No. 527. Zu Unrecht; denn dort ist nicht von Celsi, sondern von Cratos altem Widersacher Simone Simoni die Rede, von dem sich Thomas Erastus nicht verführen lassen solle: «Minus est ferox et in nos saevit, verumtamen a conviciis et calumniis non abstinet.» Unseren Celsi nannte Crato nie *Minus*, und in den mir bekannten Briefen erwähnte er ihn zum letztenmal am 4. April 1575 (UBB ms. Fr. Gr. II. 4, No. 50). Der letzte datierte und eigenhändige Brief Celsis, den ich kenne, ist aus Basel vom 31. März 1575 datiert (UBB ms. G. II. 16, fol. 142). Marcello Squarcialupi in Trebitsch glaubte Celsi am 13. September 1575 noch in Basel und am Leben (s. u. Anm. 34). Dagegen konnte Jakob Monau in einem Brief an Th. Zwinger aus Breslau vom 26. Januar 1579 fragen: «obsecro, quis est ille Celsus qui de hereticis puniendis librum apud vos edidit?» (UBB ms. Fr. Gr. II. 19, No. 88). Es ist also von Celsi in der Korrespondenz Monaus mit Crato und den Baslern noch nicht die Rede gewesen, was indirekt die Annahme bestätigt, er müsse Jahre zuvor gestorben sein. Etwas früher erwähnte Thomas Erastus die Ketzerschrift, nicht aber Celsis Namen. Auch ihm scheint der Autor damals unbekannt gewesen zu sein: s. u. Anm. 37.

<sup>7</sup> Cantimori, op. cit. 284–287; ebenso Fimpel, op. cit. 9. Vgl. BCS ms. D. VII. 13: die Abhandlungen sind in Briefform abgefaßt, aber von den fünf Adressaten, die Celsi jeweils um seine Meinung in der betreffenden Frage gebeten haben sollen, fehlt jede Spur. Es steht zu vermuten, daß Celsi nicht nur falsche Namen gebrauchte, sondern die Person und den Anlaß zu jeder Abhandlung frei erfand. Desgleichen hatte zum Teil auch Contile getan.

er sich mit fremden Federn? Gerade in jenen Jahren war Celsi auch eng mit seinem Landsmann Luca Contile befreundet, einem wendigen Fürstensekretär und frohgemuten Lebemann, dem bisher niemand eine tiefgründige Religiosität nachgesagt hat. Nun hatte auch Contile der allgemein bewunderten und überdies mit seinem Herrn verwandten Vittoria Colonna zuliebe einmal fünf *Dialogi spirituali*<sup>8</sup> in Druck gegeben, deren Stil und Thematik in manchen Punkten an die späteren fünf Versuche Celsis denken lassen. Erst Celsis Schrift gegen die Ketzertötung ist ohne intensive Lektüre der Bibel, der Väter und der Reformatoren nicht denkbar; auch treten in ihr unbestreitbar tiefe persönliche Überzeugungen zutage. In fast jeder anderen Hinsicht dagegen wird die Bedeutung dieses Werkes gewöhnlich überschätzt. Daß Celsi es überhaupt zu Papier brachte, ist in erster Linie den kümmerlichen Umständen seines Emigrantendaseins zuschreiben.

Wenn man sich ein Urteil über Mino Celsi bilden will, betrachtet man mit Vorteil zunächst die Jahrzehnte seines sichtbaren Wirkens im Kreise der Mitbürger, bevor man sich den verborgenen Winkeln seines Gemütes und dem dunklen Abend seines Lebens in der Emigration zuwendet. Wer den eigenen steuerbaren Besitz aufzählen soll, neigt im allgemeinen nicht zum Schönfärben: aus Celsis Steuererklärung aus dem Jahre 1549 darf man wohl mehr patrizische Annehmlichkeiten herauslesen, als er selbst der Behörde vorrechnen wollte. Da nannte er zuerst: «*la metà del palazzo e fortezza di Celsa, posta nel comune di Pernina*» und zwei dazugehörige Bauerngüter, welche in erster Linie Kastanien und Maronen produzierten; Holz, Korn und Öl dagegen nur zum Eigengebrauch. Wein kaufe er sogar noch dazu. Das Familienschloß thront noch immer inmitten der Kastanienwälder in der Montagnola senese, etwa zwei Wegstunden von der Stadt entfernt; nur daß die herbe Schönheit des gotischen Grundbaus heute durch reizvolle Zusatzbauten und einen Garten des 18. Jahrhunderts gemildert erscheint. Weiterhin verzeichnete

<sup>8</sup> L. Contile, *Dialogi [sic] spirituali* divisi in Banchetti, Rom 1543; vgl. A. Salza, Luca Contile, Florenz 1903, 105 ff., 273. Das einzige mir bekannte Exemplar der Dialoghi befindet sich in der Bibl. Com. di Perugia; einen Mikrofilm verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Prof. Dr. R. Abbondanza. Bezeichnend für das Verhältnis zwischen Celsi und Contile ist die folgende Stelle aus einem Brief des letzteren an Alessandro Bellanti (vgl. u. Anm. 21), einen gemeinsamen Freund und einen Mann von Contiles eigenem Schlag: «Or venite alla buon'ora che goderete questo mondo e quell'altro . . . , e io starò con desiderio di ritornar presto [vom Wormser Reichstag, wohin er den Marchese del Vasto begleiten sollte] per goderci insieme. E so che più volontieri verrete quando vi sarà dato avviso che messer Mino Celsi viene qui, ambasciadore per la Repubblica» (Mailand, 12. Juni 1545), L. Contile, *Le Lettere*, Pavia 1564, 1.117<sup>r</sup>.

Celsis Steuererklärung noch ein Bauerngut im Tal der Arbia, dagegen kein Stadthaus. Schon dreizehn Jahre sei er mit den Seinen zur Miete, gab er zu bedenken; und die Familie umfasse schon jetzt vier Kinder und werde angesichts des jungen Alters seiner Gattin wohl noch weiter wachsen, und zwar wesentlich schneller als sein Einkommen, denn er übe keinerlei Gewerbe aus (*non avendo massimamente esercizio né traffico alcuno*)<sup>9</sup>.

Die Bedeutung der Kastanien für Celsis Einkünfte wird durch ein zufällig erhaltenes, undatiertes Billet bestätigt. Darin wird ein – offenbar vornehmer – Kunde angefragt, ob er die früher bestellten Kastanien wirklich wolle; sonst sei gerade ein anderer Abnehmer zur Hand. Gleichzeitig wird der Briefempfänger gebeten, die schon erhaltene Ware umgehend zu bezahlen<sup>10</sup>.

Man darf es Celsi glauben, daß er bei Sienas hochgeschraubtem Steuerfuß mit Kindern und Kastanien nicht reich geworden ist, doch erfreute er sich des Ansehens seiner Mitbürger, die ihn ab 1531 immer wieder in den großen Rat wählten. Der regierenden *Balia* selbst scheint er nie angehört zu haben, aber 1544–45 war er ihr erster Sekretär. 1552 residierte er vorübergehend in San Quirico d’Orcia als Statthalter des zugehörigen Bezirks. Auch als Siena 1555 seine Unabhängigkeit verlor, kam Celsi nicht zu Schaden. Von Florenz aus ernannte ihn der Großherzog 1558 zum Bezirksstatthalter von Massa Marittima und 1567 versah er das gleiche Amt in Montalcino<sup>11</sup>. Was sich von Celsis offizieller Korrespondenz erhalten hat, läßt er-

<sup>9</sup> «Trovomi senza casa; andato a pigione con grande stento già 13 anni. Famiglia assai grave di quattro figli, tre maschi e una femina, dei quali n’è due a balia con grave spesa; e la moglie prega, e atta ancora a impregnar molte volte, se vale a vivere. Però prego le Signorie Vostre magnifiche che considerino quanto io sia più atto a crescer di famiglia che augmentar di sustanze, non avendo massimamente esercizio né traffico alcuno. E umilmente mi li raccomando, che Nostro Signor Dio le conservi.» Archivio di Stato di Siena (im weiteren ASS), Lira 244, fol. 336; teilweise gedruckt in Catoni, Copialettere, op. cit. 475 f.

<sup>10</sup> «Magnifico Signor Cam[ill]o,

Per che Vostra Signoria mi disse che voleva da me due o tre moggia di castagne, e fino a ora non n’ha preso se non un moggio, – essendomi venuto a le mani uno da Colle che ne vuol far compra da me di quante io n’ho – desidero sapere da Vostra Signoria quante gli’ho a salvare, per poter far partito del restante. E intanto piacerà a Vostra Signoria dare a Domenico mio servitore denari diciotto che mi deve per lb. 24 di castagne levate, che saranno ben dati; e le bacio le mani.» BCS ms. D. VII. 13, fol. 48 bis r.

<sup>11</sup> Für die Nachweise von Celsis Ämterlaufbahn s. Catoni, Copialettere, op. cit. 474–477. Hinzuzufügen ist, daß Celsi 1551 zu den Ufficiali di Mercanzia gehörte (ASS Notarile ante-cosimiano 2182); 1552 wurde er, laut Cantimori, op. cit. 284, zum Kommissär für Chiusi ernannt.

kennen, daß er die exekutiven und richterlichen Befugnisse jener Ämter mit der ihm eigenen Pedanterie, aber auch mit warmherzigem Verantwortungssinn versah. Für sein gutes Herz ließen sich manche Beispiele zitieren. Begnügen wir uns mit dem Fall des Zigeuners, den Celsi im Kerker von Montalcino vorfand, als er dort sein Amt antrat. Als Celsi feststellte, daß sein Vorgänger den Mann auf Grund eines fälschlich angewandten Erlasses gefangen hielt, ließ er ihn sogleich frei und gab ihm sein Pferd zurück. Auch gab er sich alle erdenkliche Mühe, ein zweites Pferd, das dem entwischten Kollegen des Zigeuners weggenommen worden war, seinem rechtmäßigen Besitzer wieder zuzuführen, wobei es zunächst abzuklären galt, wem der Zigeunergaul eigentlich gehörte<sup>12</sup>.

Endlich wurde Celsi auch zweimal zu kritischer Stunde als Botschafter Sienas nach Mailand geschickt. So im Jahre 1545, als spanische Truppen im Sienesischen Quartier genommen hatten und Celsi vom spanischen Gouverneur, dem Marchese del Vasto, den schleunigen Abzug der unwillkommenen Gäste erlangen sollte. Celsi empfand den Auftrag als eigentliche Bewährungsprobe; seine äußerst umständliche Berichterstattung an die *Balia* läßt erkennen, mit wieviel Eifer er zu Werke ging. Schon am Abend des ersten Reisetages entschuldigte er sich des langen und breiten, daß ein Gewitter ihn gezwungen habe, ein paar Meilen früher als geplant anzuhalten. Ähnlich pedantisch ging es weiter: zum Beispiel am 4. September entsandte er gleich zwei Briefe in der Reinschrift seines Sekretärs und in doppelter Ausfertigung an die Regierung von Siena, wiewohl es kaum Neues zu berichten gab. Am Abend des gleichen Tages setzte er sich selbst hin, schrieb beide Briefe eigenhändig nochmals ab und schickte sie mit einer neuen Einleitung versehen erneut auf die Reise nach Siena. Am 12. September hingegen konnte er den dramatischen Höhepunkt seiner Mission schildern. In den vorausgehenden Audienzen beim Marchese del Vasto hatte er stets nur die Armut von Regierung und Volk von Siena betont. Das wüste Betragen der spanischen Soldateska hatte er wohlweislich verschwiegen und die *Balia* um spezifische Instruktion gebeten, falls er seine Strategie in diesem Punkt ändern solle. Einen solchen Auftrag hatte er nun erhalten:

«Zusammen mit den obgenannten Briefen erhielt ich die Abschriften von den Berichten Ihrer Kommissäre. Daraus ersehe ich, in welcher Gefahr Sie sich befinden und wie sich die Soldaten mit jedem Tag unverschämter aufführen (*l'insolenze de le genti che ogni giorno crescono*). Gestern morgen war ich bei Hofe, um zu verrichten, was Sie, meine gnädigen

<sup>12</sup> ASS Balia 785, No. 51 und 56.

Herren, mir in dieser Hinsicht vorschreiben. Daß ich wirklich zur Audienz vorgelassen wurde, verdanke ich mehr dem Zufall als meinem Fleiß. Denn wenn es der Zufall nicht will, hilft aller Fleiß nichts; das habe ich hier zur Genüge erfahren. Ich beschwore seine Exzellenz, unser Anliegen nicht auf die lange Bank zu schieben; dann schilderte ich auf Grund Ihrer Berichte eingehend die Zwangslage der Republik in finanzieller und anderer Hinsicht. Die Antwort lautete, er könne nicht mehr; was ich von ihm wolle, könne ohne Geld niemals gelingen, und die Mittel müßten aus Sizilien kommen. . . . Da entgegnete ich, die Republik könne auch nicht mehr, erstens weil alles aufgebraucht sei und zweitens weil die Soldaten mit jedem Tag unverschämter würden. Am Ende seien noch Unruhen zu befürchten, an denen meine Herren dann sicherlich keine Schuld trügen. Wütend erwiderte er, Unruhen würden sich ganz gewiß wegen des schlechten Regimentes meiner Herren zutragen, schuldeten sie den Soldaten doch eine stattliche Summe an Kontributionen. Ihnen, meine gnädigen Herren, sollte ich nur schreiben, Sie müßten ihnen Genugtuung schaffen, damit sie sich beim Abzug nicht selbst Genugtuung verschaffen müßten, wobei dann freilich Tumulte und Unruhen entstehen könnten. . . . Während alledem, meine gnädigen Herren, lag seine Exzellenz im Bett. Schon seit acht Tagen war er nicht mehr aufgestanden, weil ihm die Gicht recht übel zusetzte. Ich mußte mich also möglichst kurz fassen, wie mir ja auch Ihre Instruktionen vorschreiben, ich solle mich nicht auf lange Erörterungen einlassen. Also entgegnete ich in aller Kürze, sobald es seine Exzellenz sich zumuten könne, meine Aufdringlichkeit mit Geduld zu ertragen, wollte ich ihn davon überzeugen, daß es meine Herren nie an irgend etwas hätten fehlen lassen und daß alle Zwischenfälle von den Soldaten verursacht worden seien. . . . Und da mußte ich abbrechen und konnte weiter nichts mehr einwenden. Und Sie müssen sich damit zufrieden geben, daß alle Überredungskunst nicht geholfen hätte, sogar wenn Sie einen Demosthenes oder einen Cicero hier hätten. Da sitze ich in all meiner Wut und Niedergeschlagenheit und muß zu meinem Ärger erkennen, daß ich meine Zeit vergeude und mein Geld zum Fenster hinauswerfe. Zum Teil schreibe ich es meinem Unstern zu, daß ich die erste Mission von solchem Gewicht, die mir meine gnädigen Herren anvertraut haben, nicht Ihrem Wunsch gemäß zum Abschluß bringen kann<sup>13</sup>.»

<sup>13</sup> «Insieme con le lettere sopradette tengo le copie de' commissioni, e per quelle veggo il pericolo dove si trovano e l'insolenze de le genti che ogni giorno crescono. Iermattina andai a corte per far quanto le Signorie Vostre illustrissime m'impongono sopra questo fatto, e ebbi audienza più per sorte che per diligenza; perché quando la sorte non vuole, la diligenza non vale, e dicolò per prova. Supplicai a sua eccellenza per la prestezza del negozio e mi distesi in dimostrar la ruina e l'impossibilità de la Republica, conforme a quello che elle me ne scrivono. Risposemi che non può più; e quello ch'io volevo che facesse, che questa cosa non può succedere senza denari, e la provisione dee venir di Sicilia. . . . Replicai che intanto la Republica non può più, sì per esser consumato ogni cosa e sì per l'insolenze de' soldati ch'ogni giorno crescono; che dubitavo che queste cose non cagionassero qualche disordine senza colpa de' miei signori.

Schon Cantimori hat diesen Brief einer kurzen Analyse gewürdigt: «Celsi ließ sich von der Antwort [del Vastos] verwirren», schrieb er. In der Tat durfte es der sienesische Botschafter nicht wagen, dem Marchese seine Frechheit so heimzuzahlen, wie er es verdient hätte. Tut Cantimori Celsi nicht Unrecht, wenn er findet, der Sienese habe «sein Mißgeschick seinem Unstern, statt seiner offensichtlichen Naivität»<sup>14</sup> zuschreiben wollen? In Wirklichkeit war der Botschafter Sienas von Anfang an so ohnmächtig wie die Regierung, die hinter ihm stand, und in seiner Mission nur durch den Umstand begünstigt, daß del Vasto von Brüssel ohnehin den Befehl erhalten hatte, die Truppen zu verschieben, sobald sie bezahlt wären und willens, sich zu bewegen. An gerissene diplomatische Schachzüge durften die Sienesen nicht denken, sogar wenn solche ihrem Botschafter zu Gebot gestanden hätten. In Celsi hatten sie den rechten Mann gefunden: viele seiner Briefe aus allen Lebenslagen beweisen, wie unermüdlich er sich in der Kunst des Schmeichelns geübt hat; auch besaß er in Mailand treue Freunde. Daß Logik nicht seine Stärke war, fiel bei dieser Gelegenheit weit weniger ins Gewicht als dreißig Jahre später bei der Abfassung seines Toleranztraktates: noch klingt einem die Beschreibung seiner Audienz vom 11. September in den Ohren – da berichtet er am 16. die Ankunft des Geldes aus Sizilien und damit den Erfolg seiner Mission und ist dabei besonders stolz, daß er alles erreicht hätte «senza parlar dell'insolenza de' soldati».

Zehn Jahre später wurde Celsi erneut nach Mailand geschickt. Berichte sind uns diesmal keine erhalten, aber der äußerste Ernst der Situation steht außer Zweifel. Die Republik hatte sich endlich Cosimo

Risposemi con colera che era certo che disordine nascerebbe per il cattivo governo de' miei signori che son debitori a' soldati di buona somma per conto delle contribuzioni, e ch'io scrivesse a Vostre Signorie illustrissime che dovessero sodisfare, accioché al partire non avessero a sodisfarsi da loro e dare occasione di tumulto e disordine. . . Ora, illustrissimi Signori miei, sua eccellenza si trovava nel letto, dove è stata già otto giorni, assai mal trattata da le gotti, tal che bisognò mozar presto, né possei distendermi a longo conforme all'istruzione che tengo sopra questo. Replicai bene brevemente che quando la benignità di sua eccellenza volessi sopportare in pazienza l'importunità mia, la farei restar capace che i miei signori non hanno mancato mai in conto alcuno e che ogni disordine s'è causato da la parte de le genti. . . Qui mi bisognò tacere, né potei replicare altro. E risolvinsi che la mala impressione intorno al governo è fatta di sorte che s'elle avessero quà Demostene o Cicerone, non persuaderebbero il contrario. Io sto con una collera e con una malenconia grandissima; che m'offende, e non poco, poi che veggio di perdere il tempo e gittare i denari. E attribuiscolo imparte a la disgrazia mia che il primo negozio di simile importanza che i miei Signori m'abbin commesso non possi tirarlo a fine secondo il desiderio loro.» ASS Balia 686, No. 96; im gleichen und im nächstfolgenden Band auch die andern Rapporte von dieser Gesandtschaftsreise.

<sup>14</sup> Cantimori, op. cit. 284.

beugen müssen. Siena war von spanischen Truppen besetzt, manche Zufahrtsstraßen dagegen von den republikanischen *fuorusciti*, als Celsi vor den Herzog von Alba trat, um ihm das Schicksal seiner hungernden Mitbürger ans Herz zu legen<sup>15</sup>. Noch ein drittes Mal nahm Celsi den Weg nach Norden unter die Füße, freilich unter ganz anderen Umständen. Am 31. Juli 1569 schrieb der Gouverneur von Siena, Federigo di Montauto, an den Großherzog:

«Unermüdlich und mit allen geeigneten Mitteln setze ich meine Nachforschungen fort, sogar in den Häusern der Verdächtigen, um den Kettern auf die Schliche zu kommen. Denn jetzt gehen sie wohl besonders heimlich zu Werke, damit gewisse Leute in ihrem Sinn bei der Überzeugung bleiben, sie seien ihrer irrigen Ansichten von anno dazumal längst überdrüssig geworden. Wie ich nämlich vom Inquisitor vernehme, sind einige zu ihm gekommen und haben um Verzeihung gebeten – und sie auch erlangt, besonders nach der Verhaftung Meister Achille Benvoglientis und eines gewissen Herrn Aonio [Paleario], der vor längerer Zeit in Rom ergriffen wurde und dereinst hier bei der Familie Bellanti als Hauslehrer im Dienste stand und jeden verseuchte, der mit ihm in Berührung kam. Und unter anderen war in dieser Stadt ein Herr Mino Celsi, der ist vor ein paar Tagen davongegangen und in Bologna gesehen worden; und zwar meint man wegen der vielen Schulden, in denen er tatsächlich steckte; auch hat er seiner Frau ein Verzeichnis davon hinterlassen, und überdies beigefügt, deswegen habe er sich aus dem Staube gemacht. Andere aber sind zum Schluß gekommen, daß er möglicherweise wegen der Verhaftung des obgenannten Meister Aonio, und wegen seinem Umgang mit ihm, weggegangen und vielleicht auf dem Wege nach Genf sei<sup>16</sup>.»

Cosimo war bereits unterrichtet, und dem Schuldenberg des Flüchtlings maß er jedenfalls keine große Bedeutung zu. Schon am 24. Juli hatte er den Kardinal von Pisa, Giovanni Ricci versichert:

<sup>15</sup> Catoni, Copialettere, op. cit. 477.

<sup>16</sup> «Io non resto né resterò di continuo de procurare con ogni destra opera, anche nelle proprie case de' sospetti, per ritrovare la imboscata dell'eretici, de' quali potria forsi essere ora molta la segretezza, che continuassi nelli animi di qualche persona il credere che egli sieno in alcune loro male opinioni antiche dipoi più fa lassate. Per il che odo dallo inquisitore che alcuni sonno andati da esso a dimandare, e ottenutone, il perdono, massime dopo la cattura di maestro Achille Benvoglienti e de un messer Aonio [Paleario], molto tempo fa preso in Roma, che fu già qui pedante in casa de' Belanti e seminava tal peste con chiunque praticava; e in fra altri di questa città era un messer Mino Celsi che pochi dì fa se ne è partito e vistosi a Bologna, e si bene si crede per molti debiti che in vero si trova e ne ha lassato ricordo a la moglie, con dirli de più che perciò si è alargato. Da qualche altro si fa giudizio che possa essersi partito per la presa e pratica del sopradetto messer Aonio e che forsi possi passare a Ginevera.» Archivio di Stato di Firenze (im weiteren ASF) Mediceo 542<sup>a</sup>, fol. 977, abgedruckt in C. Cantù, *Gli Eretici d'Italia*, Turin 1865 f., 2.449 f.

«An Herrn Mino Celsi habe ich durch den Sekretär Concino einen Brief in meiner persönlichen Art schreiben lassen, und gerne nehme ich an, daß ihn mein freundliches Zureden zur Rückkehr bewegen wird, wiewohl sie ihm einigermaßen schwer fallen könnte angesichts der Furcht, die ihm seine Verfehlungen eingejagt haben. Jedenfalls wäre mir seine Rückkehr hoch willkommen, damit ich feststellen kann, ob sich in meiner Stadt Siena tatsächlich ein trauriges Gesindel eingenistet hat<sup>17</sup>.»

Wie ernst es dem Großherzog mit seinem «*amorevol invito*» zur Heimkehr war, geht aus seinem Brief an Pius V. vom 25. Juli hervor:

«Eurer Heiligkeit spreche ich meinen gebührenden Dank aus, daß Sie mich mit Ihrem allergnädigsten Schreiben Ihrer Genugtuung über meine Mitteilung betreffend Herrn Mino Celsi haben versichern wollen. Gemäß den Anordnungen des Kardinals von Pisa ist ein Brief an ihn abgegangen. Eure Herrlichkeit darf überzeugt sein, daß ich in einem solchen Fall nicht einmal meinen eigenen Söhnen verzeihen würde<sup>18</sup>.»

Gern wüßte man, ob der Brief, den Cosimo an ihn richtete, je in Celsis Hände gelangt ist. In die Falle ging dieser jedenfalls nicht, sondern er wandte sich zunächst nach Graubünden und zwar in die Gegend von Chiavenna, wo sich manche italienische Glaubensflüchtlinge angesammelt hatten, darunter der häretisch gesinnte Sienese Camillo Sozzini und der aus Piombino gebürtige Marcello Squarcialupi, und wo zwei Jahre zuvor Celsis einstmalige Freundin und Korrespondentin Isabella Bresegna Manrique<sup>19</sup> gestorben war.

Bevor wir uns seinen Emigrantenjahren zuwenden, muß auf die Motive für Celsis Flucht näher eingetreten werden. Da uns nur indirekte Aufschlüsse vorliegen, empfiehlt es sich, zunächst ins Auge zu fassen, wie der sienesische Edelmann seine – jedenfalls reichlichen – Mußestunden zubrachte. Man erinnert sich, wie er den Steuerbehör-

<sup>17</sup> «A messer Mino Celso ho fatto scrivere dal secretario Concino una lettera a mio modo e, se bene il timor dell'errore potrebbe renderlo difficile, mi giova ancora di credere che l'amorevol invito che se gl'è fatto gl'assicurasse il ritorno, che certo mi sarebbe molto grato per ritrovare se in quella mia città sia alcuna covata di tristi.» ASF Mediceo 233, fol. 34<sup>r</sup>; abgedruckt in P. Piccolomini, Documenti fiorentini sull'eresia in Siena . . . , 1559–1570, *Bulletino senese di storia patria* 17 (1910), 159–199, bes. 188f. Vgl. idem, *Documenti del R. Archivio di Stato di Siena sull'eresia . . . durante il secolo XVI*, ibid. 3–35.

<sup>18</sup> «Rendo alla Santità Vostra le dovute grazie del contento che con la sua benignissima carta ella mi scrive aver preso dell'avvertimento che diedi di messer Mino Celsi, al quale s'è scritto conforme all'ordine venuto dal Cardinal di Pisa. Persuadesi pure Vostra Beatitudine ch'io non perdonerò in questi casi neanco alli proprii figli.» ASF Mediceo 55, fol. 337<sup>r</sup>; zitiert in Piccolomini, op. cit. 189n.

<sup>19</sup> B. Nicolini, *Ideali e passioni nell'Italia religiosa del Cinquecento*, Bologna 1962, 5–23; idem, *Due lettere di Mino Celsi ad Isabella Bresegna*, Privatdruck des Verlages Tamari, [Bologna] 1969.

den erklärt hatte, er lebe ohne «*esercizio né traffico alcuno*». Für einen Mann seines Ranges, der über eine gute humanistische Schulbildung verfügte, war das kein Unglück. Mit Begeisterung schloß er sich der Sieneser *Accademia degli Intronati* an, deren Mitglieder über alles diskutierten, was mit Sprache und Stil zusammenhing und daneben gehalten waren, sich regelmäßig selbst in Reimen zu versuchen. Celsi steuerte unter anderem die Übersetzung einer Horaz-Ode<sup>20</sup> bei; auch dichtete er in *rima terza* ein *Capitolo del Cavalcare*<sup>21</sup>, worin in kavalieresken Metaphern verschiedene Arten und Umstände des geschlechtlichen Verkehrs miteinander verglichen werden. Darf man deswegen Celsi als Musterbeispiel des Konvertiten sehen, der sich von den laxen Sitten seiner papsttreuen italienischen Heimat schließlich zum Evangelium und zur strengen Zucht nach Genfer Vorbild hinwandte? Keineswegs; ein Moralist ist er im Grunde wohl zeit seines Lebens gewesen. Zwar handelte er im genannten *Capitolo* von der Päderastie mit Selbstverständlichkeit; aber persönlich wollte er nichts mit ihr zu tun haben: sie tauge in erster Linie für Mönche, meinte er. Ernstlich warnte er auch vor dem Umgang mit Dirnen, der einem Gesundheit und Wohlstand kosten könne. Wie stets versuchte Celsi sein Bestes zu geben; aber seine Stärke war die Pornographie nicht, und vielleicht haben die gutgelaunten Akademiebrüder ihm das Thema gerade deshalb aufgegeben.

Oder war das alles nur ein Deckmantel? Seit Cantimori ist wiederholt vermutet worden, hinter den Übernamen und dem gelehrtsgeselligen Treiben der *Intronati* könnten sich tiefernste religiöses Suchen und Ansätze zur Häresie versteckt haben<sup>22</sup>. Nun hat die Inquisition in Siena namentlich seit dem Beginn der Mediciherrschaft eine ganze Anzahl Opfer gefordert<sup>23</sup>; aber in der Mitgliederliste der *Intronati* kann ich zunächst außer Celsi niemanden finden, dessen Rechtgläubigkeit je beanstandet worden wäre, während sich, angeführt von Marcello Cervini, dem späteren Papst Marcellus II., und Alessandro Piccolomini, der dann zum Erzbischof von Patras und zum Koadjutor seiner Vaterstadt aufrückte, eine ganze Anzahl Prä-

<sup>20</sup> Sie ist Francesco Bandini gewidmet, der 1538–88 Erzbischof von Siena war. BCS ms. H. X. 5, fol. 36–42.

<sup>21</sup> Biblioteca Nazionale di Firenze, ms. Palatino 302, fol. 46–51; anschließend eine Antwort im gleichen Stil und Versmaß von Celsis Freund Alessandro Bellanti. Einzelne Stellen davon sind weit schlüpfriger und antiklerikalier als Celsis Ergüsse.

<sup>22</sup> Cantimori, op. cit. 283, 285, 325, 382f., 481. Fimpel, op. cit. 4; Catoni, Copialettere, op. cit. 473 f.

<sup>23</sup> Piccolomini, op. cit., passim.

laten eingetragen findet<sup>24</sup>. Erst in einer Zusatzliste aus dem Jahre 1565 tauchen dann die Namen von Fausto und Camillo Sozzini auf. Doch ist von einer direkten Beziehung Celsis zur Familie Sozzini so wenig bekannt wie von den religiösen Interessen Faustos vorgängig seiner Aufenthalte in Lyon, Basel und Zürich.

Auch jene andere Fährte, auf die der Gouverneur von Siena in seinem Bericht an den Großherzog hinwies, die Verhaftung und der Prozeß Palearios in Rom, will zunächst nicht recht weiterführen. Der Humanist Paleario war im Sienesischen zu Weib und Besitz gelangt<sup>25</sup>. Daß er Celsi in Siena kennen lernte und später 1555 als Botschafter in Mailand wieder traf, ist wahrscheinlich, denn kurz darauf schickte er dem jungen Basilius Amerbach einen Einführungsbrieft an Celsi und einen zweiten sienesischen Patrizier. Der Bogen liegt heute noch unter Amerbachs Papieren, weil der Basler den geplanten Abstecher dann doch nicht unternahm<sup>26</sup>. Auch daß Paleario in Siena evangelische, oder zumindest anti-kuriale Propaganda getrieben hat, scheint einleuchtend. Indessen hatte er nicht nur Jünger und Freunde, sondern auch bittere Feinde, und unter den letzteren nennt er selbst einen Vetter Mino Celsis<sup>27</sup>.

Fest steht nur, daß Celsi sowohl in Siena als auch von Massa aus leicht Gelegenheit gehabt hatte, mit heimlichen Anhängern des evangelischen Glaubens in Beziehung zu treten, auch daß er es tat und dabei so vorsichtig zu Werk ging, daß in den heute bekannten Briefen und Aufzeichnungen nichts zu finden ist, das ihn hätte belasten können. Zum heimlichen Protestantismus, zum Nikodemismus, wie ihn Calvin tauft, scheint er also nicht nur die charakterliche Eignung, sondern auch den positiven Willen besessen zu haben<sup>28</sup>. Nichts berechtigt zur Annahme, daß er sich 1569 freiwillig zur Flucht entschlossen hätte. Vielmehr hatte er offensichtlich zu be-

<sup>24</sup> L. Sbaragli, I Tabelloni degli Intronati, *Bulletino senese di storia patria* 20 (1942), 177–213, 238–267.

<sup>25</sup> G. Morpurgo, Un umanista martire, Aonio Paleario, e la riforma teorica italiana, *Città di Castello* 1912, bes. 53 ff., 69 ff.

<sup>26</sup> UBB ms. G. II. 31, fol. 356/357; abgedruckt in Marpurgo, op. cit. 147 ff.

<sup>27</sup> A. Paleario, *Epistolarum libri IIII, orationes . . .*, J. Oporin, Basel [ca. 1553 bis 1555], 379 f., 390 f. Es muß sich um Camillo Celsi handeln, den Sohn von Minos einzigm Onkel Cristofano, dem offenbar die andere Hälfte des Schlosses Celsa gehörte. Ein ms. Stammbaum der Familie Celsi findet sich im BCS ms. P. III. 3, s. v. Er mag aus dem 18. oder 19. Jahrhundert stammen.

<sup>28</sup> Man beachte, daß Celsi noch in dem von Montauto erwähnten Abschiedsbrief an seine Frau (s.o.) als Motiv zur Flucht seine Verschuldung vorgab. Natürlich mag Celsi den Brief in der Absicht geschrieben haben, daß ihn die Familie den Behörden vorweisen könne; aber auch so ist bemerkenswert, daß er sich auch dann nicht genötigt fühlte, die Wahrheit zu bekennen, als die Würfel bereits gefallen waren.

fürchten, das *Sant’Ufficio* verfolge Spuren – eine davon führte von Paleario zum Notar Fabio Cioni in Grosseto, einem Calvinisten, und weiter zu Achille Benvoglienti<sup>29</sup> – die direkt oder indirekt auch an seine Schwelle führen müßten. Wenn er seit seiner Ankunft in protestantischen Landen seine besondere Aufgabe darin sah, für religiöse Toleranz zu werben, so war diese Haltung wohl nicht nur durch die erschütternde Erfahrung bedingt, daß auch Protestantent untereinander sich zu Ketzern erklärten und verfolgten<sup>30</sup>, sondern auch durch Trauer und Unwillen über das jähre Ende seiner eigenen nikodemistischen Existenz, bei der er doch offensichtlich sein Auskommen und seine Befriedigung in verantwortungsvollen Ämtern gefunden hatte.

In der Emigration war es mit alledem zu Ende. Zwar hatte Celsi offenbar allerlei Schulden hinter sich gelassen; aber hinfort mußte er auch seiner stattlichen Familie von Söhnen und Enkeln entbehren, was wohl keinem Vater, und am wenigsten einem Italiener leichtfällt. Daß Celsi im Elend stecke, darüber waren sich alle einig, die ihm während der Emigrationsjahre näher traten, G. B. Bonifacio, Marchese d’Oria in Lörrach, Theodor Zwinger in Basel und J. Crato von Krafftheim in Wien<sup>31</sup>. Der letztere wollte überdies die Schuld an seinem Elend Celsi selbst zuschreiben, wie er überhaupt den italienischen Emigranten nicht freundlich gesinnt war. Der Patrizierstand ohne «*esercizio né traffico alcuno*» mußte nun fern von den Erträgen seiner Bauerngüter zur peinlichen Belastung werden. Soweit der betagte Sienese nicht einfach Gönnern wie dem Marchese d’Oria zur Last fallen wollte, mußte er froh sein, zuweilen in der Basler Druckerei Pietro Pernas als Korrektor arbeiten zu können. Während dreier Monate diente er als Italienischlehrer einem Grafen von Diez<sup>32</sup>, wie sich die Söhne Philipps von Hessen aus seiner ‘Nebenehe’ nennen durften: ein angemessenes Auskommen hätte er bei dieser wilden Gesellschaft kaum finden können. Inbrünstig, aber vergeblich, hoffte er einmal, von Francis Walsingham, der damals englischer

<sup>29</sup> Vgl. Piccolomini, op. cit., passim. Achille Benvoglienti war ein Bruder von Celsis Freund Fabio Benvoglienti. Aber in Celsis erhaltenen Papieren und Briefen begegnet der Name Achilles nirgends, ebensowenig wie in den Inquisitionsakten derjenige Fabios.

<sup>30</sup> Auf dieses Motiv wies Celsi selbst eindrücklich hin: *In haereticis coercendis* (s. u.), fol. 9<sup>r</sup>–v.

<sup>31</sup> [G. B. Bonifacio] an Basilius Amerbach, [Lörrach], 3. März [1575]: UBB ms. G. II. 31, No. 79; J. Crato an Th. Zwinger, Wien, 16. August [1574]: UBB ms. Fr. Gr. II. 8, No. 529. S. auch Anm. 34.

<sup>32</sup> Siehe Celsis Brief an Th. Zwinger aus Wien vom 30. Januar 1574: UBB ms. Fr. Gr. I. 15, No. 58. Zu den Grafen von Diez: K. E. Demandt, Geschichte des Landes Hessen, Kassel und Basel 1959, 180–183.

Botschafter in Paris war, in den Dienst genommen zu werden<sup>33</sup>. Im übrigen saß er hinter seinem Manuskript oder brachte jene langen Briefe an seine Freunde zu Papier, von denen Marcello Squarcialupi nicht ohne Ironie sprach<sup>34</sup>. Über seine letzten Tage ist nichts bekannt.

Die große Leistung jener trübseligen Jahre, Celsis Schrift gegen die Todesstrafe für Ketzer soll an anderer Stelle eingehend untersucht und als Beitrag zur Suche nach religiöser Toleranz gewürdigt werden<sup>35</sup>. Hier soll nur das Nötigste vorausgenommen werden, damit die Wechselbeziehung von Nikodemismus und Glaubensexil im Falle Celsis zur Diskussion gestellt werden kann. Man muß sich klarmachen, wie wenig Celsi der großen Aufgabe gewachsen war, die er sich mit dieser Schrift stellte, und wie fruchtlos daher die Emigrationsjahre blieben im Vergleich zu seiner Tätigkeit in Siena. Die Schrift wurde 1577, also wohl erst nach dem Tod des Autors, von Perna unter Angabe eines fingierten Druckortes verlegt<sup>36</sup>, und die noch unverkauften Exemplare wurden 1584 von Pernas Nachfolger, Konrad Waldkirch, mit einem leicht erweiterten Vorwort erneut auf den Markt gebracht. Die Wirkung war und blieb gering, namentlich in den Kreisen der protestantischen Geistlichkeit, wo das Rüstzeug zur Auseinandersetzung mit Celsis Thesen am ehesten vorhanden war. Ein lebhaftes, aber anscheinend nur vorübergehendes Interesse bekundete dagegen der Arzt Thomas Erastus<sup>37</sup>, wohl der originellste Kopf, den die Schweiz in jener Generation hervorbrachte, im Zuge seiner Auseinandersetzung mit einem Problemkreis, der sich mit demjenigen Celsis eng berührte. Und wiederum ein Arzt, der

<sup>33</sup> Siehe Celsis Widmungsbrief an Walsingham in Pernas Ausgabe des Neuen Testamentes, lateinisch und französisch nach der Übersetzung Castellios, 1572.

<sup>34</sup> M. Squarcialupi an Th. Zwinger, Trebitsch, 13. September 1575: «Quid Minoe nostro in tanta animi foelicitate miserius? Is quoque non modo saepe, sed etiam longas.» («literas dare» lässt Squarcialupi gerne weg): UBB ms. Fr. Gr. II. 26, No. 394.

<sup>35</sup> Auch für Zitate und Stellennachweise zu den folgenden Ausführungen darf ich auf den angekündigten zweiten Aufsatz sowie auf die im Entstehen begriffene kritische Ausgabe der Werke Celsis im Rahmen des Corpus Reformatorum Italicorum verweisen.

<sup>36</sup> De haereticis coercendis quatenus progredi licet Mini Celsi Senensis disputatio, Christlingae 1577. Die Zuweisung an Perna ist gesichert sowohl durch den Vergleich des typographischen Materials als auch durch einen Verlegerkatalog: vgl. Verlegerplakate des 16. und 17. Jahrhunderts, ed. G. Richter, Wiesbaden 1965, 25 (Tafel 8).

<sup>37</sup> Th. Erastus an J. J. Gynaeus [Heidelberg], 20. September 1577: «Liber editus nunc est – puto Pernam excudisse –, in quo disputatur, utrum haeretici occidendi sint an non, quem vehementer velim a te legi et quod de eo iudices intelligere. Vereor enim, ut propter negocia legere tam cito possim. Si tamen percurrere licebit, quae mea sit sententia vicissim tibi indicabo» (UBB ms. G. II. 4, No. 213).

Socinianer Daniel Zwicker, faßte 1661 auf knapp fünfzig Seiten zusammen, was ihm an der Schrift wertvoll schien, nicht ohne konsterniertes Kopfschütteln über die vielen Widersprüche, in die sich Celsis Argumente verfingen<sup>38</sup>. Man darf sich fragen, womit Celsi mehr Gutes gewirkt hat, mit den annähernd fünfhundert Seiten seines Toleranztraktates oder damit, daß er jenem Zigeuner zu seinem guten Recht und seinem Gaul verhalf.

Die Diskussion um Natur, Nachweis und Bestrafung der Häresie ist im Christentum so alt wie die Kirche selbst. Das Genfer Todesurteil gegen Michael Servet und seine Vollstreckung auf dem Scheiterhaufen lieferten den dramatischen Auftakt zu einer besonders intensiven, wenn auch nicht ebenso originellen Phase in der Geschichte jener Diskussion. Auch Celsis Werk ist weder ein wirklich frischer Beitrag noch einfach eine Zitatensammlung oder eine neue Paraphrase altbekannter Argumente. Als Humanist glaubt er an die Beweiskraft autoritativer Zeugnisse. Was die Richtigkeit seiner Thesen bekräftigen soll, wird folgerichtig in den meisten Fällen als Zitat gekennzeichnet, indem der Autor genannt und oft sogar der Fundort angegeben wird. Das logische Argument tritt hinter dem Beweissatz zurück. Es wird in erster Linie dann angewendet, wenn Celsi die Argumentation eines Gegners widerlegen will; denn auch die Gegner läßt er fleißig zum Wort kommen, freilich ohne einen Namen zu nennen. Wie er in der Einleitung sagt, will er sachlich, nicht persönlich debattieren.

In entscheidenden Punkten seiner Darlegung hängt Celsi, wie eigentlich jeder Befürworter der Toleranz im späteren 16. Jahrhundert, von Castellios Sammelbändchen *De haereticis, an sint persequendi* ab. Dort hat er gelernt, daß man der Wirksamkeit zuliebe historische Nuancen opfern und sich an die einfache Hypothese halten solle, es hätten sich zu allen Zeiten zwei Parteien gegenübergestanden: die Befürworter der Ketzerverfolgung und die Advokaten der Toleranz; auch daß man aus dem gleichen Grunde ein schlagkräftiges Zitat ohne Rücksicht auf den Kontext verwenden könne. Nun wußte Castellio genau, was er tat. Die im Neuen Testament zutage tretende Grundhaltung machte es fast unumgänglich, daß jeder christliche Theologe zuweilen Worte gebraucht hatte, die sich als Bekenntnis zur Toleranz auslegen ließen. Darüber hinaus hatten alle Reformatoren im Zuge der Polemik gegen die katholische Kirche auch deren Intoleranz zum Angriffsziel genommen. Endlich hatten namhafte

<sup>38</sup> D. Zwicker, *Henoticum Christianorum seu disputationis Mini Celsi... lemmata potissima*, Amsterdam 1662. Schon im Vorjahr erschien eine holländische Fassung; vgl. Fimpel, op. cit. 83 f.

Autoritäten, allen voran Augustin und Luther, im Laufe ihres Lebens unter veränderten historischen Umständen ihre Ansichten in der Toleranzfrage eindeutig geändert. Castellios *farrago* war als aufrüttelnder Appell gedacht, der die durch Servets Prozeß in Gang gekommene Diskussion lebendig erhalten und sogar mit neuer Wucht entfesseln sollte. Infolgedessen fand Castellio, er könne es sich leisten, geschickt ausgewählte Stellen von Augustin, Luther und Erasmus seinem Aufruf zur Toleranz einzuverleiben. Repliken zur *farrago* würden kaum lange auf sich warten lassen; an den Gegnern war es dann nachzuweisen, daß die gleichen Autoren auch ganz anders sprechen und ganz anders verstanden werden konnten, als er es getan hatte. Wenn er soweit ging, sogar ein paar Sätze Calvins zugunsten der Toleranzidee anzuführen, so konnte es sich nur darum handeln, durch eine geschickte und einigermaßen boshafte Taktik seine Gegner in Verlegenheit zu bringen. Ganz gewiß wollte Castellio im Todesjahr Servets niemandem weismachen, der große Genfer Reformator sei den Ketzern gegenüber zur Milde gestimmt.

Celsi hat sich die Konzeption Castellios weitgehend zu eigen gemacht, dabei aber wohl übersehen, in welchem Maße sie auf die spezifischen Ziele Castellios zugeschnitten war, die sich von seinen eigenen deutlich unterschieden. Castellio maßte sich nicht an, die Toleranzdebatte ein für allemal zu entscheiden; er wollte das Gewissen seiner Zeitgenossen wachrütteln und erreichen, daß die Frage allenthalben diskutiert würde. Beides gelang ihm in beträchtlichem Maße schon während der rund zwanzig Jahre, die vergingen, bevor Celsi seinerseits zur Feder griff. Celsi meinte nun, der Zeitpunkt sei gekommen, um die Toleranzkontroverse umfassend und endgültig, gerecht und unwiderlegbar zu entscheiden. Diese Illusion allein hätte sein Unternehmen zum Scheitern verurteilen müssen. Hinzu kam, daß ihm die Technik Castellios nicht angemessen war. Celsi strebte nach Vollständigkeit und Objektivität. Dem ersten Ziel tut Abbruch, daß er sich seine Zitate oft recht einseitig aus dem Kontext herausschneidert, dem zweiten, daß er – vielleicht mit schlechtem Gewissen, jedenfalls unter Anwendung von allerlei Vorsichtsmaßregeln – Männer wie Augustin, Bucer und Vermigli einerseits als Zeugen zugunsten der Toleranzidee in Anspruch nimmt und offen zitiert, an anderer Stelle aber Gegenargumente, die er aus ihren Werken kannte, anonym erwähnt und zu widerlegen sucht. Dieser Kunstgriff Celsis entsprang seinem pedantischen Eifer, möglichst jedes Argument, das je ein Gegner gebraucht hatte, dazu noch jeden nur erdenklichen Einwand auf seine eigenen Argumente zu widerlegen. Bei dem logischen und pseudo-juristischen Beweisverfahren, das er anstrebte, verwirrte ihn aber die Masse des anfallenden Materials. Er

war unfähig, seiner Untersuchung eine konsequente Gesamtstruktur zu geben; von ermüdenden Wiederholungen abgesehen, verwickelte er sich in beträchtliche Widersprüche, wenn er ohne viel Zusammenhang ein Argument nach dem andern vornahm. Endlich hat sein verfehlter Ehrgeiz, der große Theoretiker der Toleranzidee zu werden, Celsi auch dazu geführt, von Castellios erfolgreichster Waffe wenig Gebrauch zu machen, wiewohl auch er sie recht wohl zu handhaben wußte. Wie kaum ein zweiter seiner Zeitgenossen verstand es Castellio, mit Gefühl zu schreiben und seine Leser in moralischer Entrüstung entflammen zu lassen. Celsi gab der Logik und der Systematik den Vorzug – und zwar zu Unrecht: nicht nur weil er dabei seine eigenen Kräfte überschätzte, sondern auch weil es bis in die neueste Zeit hinein weit eher die gefühlsbetonte moralische Entrüstung als die nüchterne Juristenlogik war, die den Prinzipien der Gewissensfreiheit und der Toleranz Andersgläubiger zu weiteren Erfolgen verholfen hat.

Zusätzliche Schwierigkeiten ergaben sich Celsi aus dem Umstand, daß sein Buch in hohem Grade als Replik zu Bezas *De haereticis a civili magistratu puniendis libellus*<sup>39</sup> konzipiert war, der seinerseits eine direkte Antwort auf die *farrago* Castellios darstellte. Greifen wir zwei Aspekte heraus. Mit gutem Grund hatte sich Beza im Namen aller gleichgesinnten Pfarrer betroffen gefühlt, wenn Castellio wiederholt die grausamen Hirten anprangerte, die gewillt wären, eines ihrer Schafe ans Messer zu liefern, anstatt sich den Guten Hirten des biblischen Gleichnisses zum Vorbild zu nehmen. Dem entgegen setzte Beza die traditionelle Lehre von den verschiedenen Gefährlichkeitsgraden der Häresie. Die meisten Ketzer, betonte er, seien tatsächlich verirrte Schafe, denen man in christlicher Nächstenliebe zu Hilfe kommen dürfe. Aber mitunter finde sich ein Wolf im Schafpelz: einem extrem gefährlichen Ketzer gegenüber dürfe man das Mitleid nicht aufkommen lassen. Dieser Unterscheidung schloß sich Celsi an: nicht jeder Irrgläubige war allein mit dem Schwert des Geistes zurechtzuweisen; in gewissen Fällen war Gewaltanwendung zugelassen. Celsi entschloß sich zu diesem Zugeständnis an die Gegenpartei, weil er zugunsten der Toleranzidee einen imposanten Konsensus der wichtigsten Kirchenschriftsteller erzielen wollte. So wurde es ihm möglich, einen Erasmus, ja selbst einen Augustin oder Luther wieder seiner eigenen Partei zuzurechnen, nachdem Beza sie alle als Zeugen zugunsten der Ketzerverfolgung beansprucht hatte. Worin aber lag der Unterschied zwischen duldbarer und unduldbarer

<sup>39</sup> Genf 1554, und mit unbedeutenden, rein stilistischen Änderungen wieder in Th. Beza, Volumen I tractationum theologicarum, Genf 1570, 85–169.

Häresie? Celsi sah wohl, daß ein klares und allgemeingültiges Kriterium not tat, wenn sein Zugeständnis nicht den Gegnern in die Hände spielen sollte. Dieses Kriterium glaubte Celsi gefunden zu haben: erst wenn sich ein Ketzer selbst zu Gewalttätigkeiten hinreißen ließ, durfte er mit physischer Gewalt unterdrückt werden, und zwar wegen seiner Untaten, nicht wegen seines Irrglaubens. Mit dieser Definition konnte Celsi zwar Augustins Haltung den Donatisten und Circumcellionen gegenüber einigermaßen rechtfertigen, während andererseits ein Servet nicht vor Gericht hätte kommen dürfen. Wer aber würde entscheiden, wo gesetzeswidrig Gewalt gebraucht wurde und wo legitime Selbstverteidigung vorlag? Und sollten passive Gesetzesverstöße wie die Verweigerung des Treueids oder des Waffendienstes als Gewaltanmaßung geahndet werden? Auf solche Fragen trat Celsi nicht ein; ja, bezeichnenderweise wagte er es nicht einmal, seine Definition auf das wichtigste Problem der Praxis, den Fall der Wiedertäufer, anzuwenden. Weniger als zum Beispiel Castellio oder Sebastian Franck scheint er sich bewußt geworden zu sein, daß die Prinzipien der Gehorsamspflicht vor dem Gesetz und der Gewissensfreiheit miteinander in Konflikt geraten müssen. Ebenso hielt er es dem von ihm erstrebten umfassenden Konsensus zuliebe für richtig, nur die *Todesstrafe* für Ketzer radikal abzulehnen. Andere Formen des Zwanges, besonders des körperlichen, hat er bedauert, aber nie wie die Todesstrafe eindeutig verdammt. Da er sich auf Form und Maß der erlaubten Druckmittel nicht festlegen wollte, konnte er auch nicht versuchen, die Frage nach dem legitimen Maß der Strafe mit seinem Kriterium der Gewaltanwendung in Einklang zu bringen.

Unglücklich behandelte Celsi auch das Beweismaterial, das Beza aus dem Alten Testament heranzog. Einerseits stellte er sich wie Castellio auf den Standpunkt, das mosaische Gesetz sei gänzlich abgeschafft. Andererseits verlangte er Beza gegenüber, man müsse die Häresie nicht mit Blasphemie und Idolatrie verwechseln, und betonte übervorsichtig, er selbst beschäftige sich nur mit der Ketzerfrage und brauche daher auf die mosaischen Gesetze gegen Gotteslästerung und Götzendienst gar nicht einzugehen. Zwar definierte Celsi an anderer Stelle die Blasphemie in einer Weise, die die Anwendung des Begriffes im modernen Inquisitionsprozeß ausschließen sollte; was nun aber, wenn der Leser diese Definition übersah oder nicht voll anerkannte? Kurzum, man müßte sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenn man als ein Hauptverdienst Celsis beanspruchen will, daß er die Toleranzkontroverse rationalisiert habe<sup>40</sup>.

<sup>40</sup> Vgl. Cantimori, op. cit. 288; Fimpel, op. cit. 14, 34ff.

Noch eine Eigentümlichkeit der Toleranzschrift Celsis muß herausgegriffen werden, wenn man zu einem Urteil über seine Jahre im Exil gelangen will. Zweifellos war es ihm ernst mit dem Willen, der Debatte um Häresie und deren Bestrafung zu einer objektiv gerechten, das heißt zu einer Kompromißlösung zu verhelfen, der von Augustin bis zu den Zeitgenossen ein breites Maß von Zustimmung gesichert schien. Dem zuliebe wollte er, wie wir sahen, seine Forderungen auf ein Minimum beschränken: nämlich auf die Abschaffung der Todesstrafe und den Verzicht auf einseitige Gewaltanwendung von seiten der kirchlichen und staatlichen Behörden. Nun aber war Celsi zu ehrlich, um nicht immer wieder durchblicken zu lassen, daß diese Minimalforderungen seiner persönlichen Überzeugung keineswegs genügten. Bei aufmerksamer Lektüre der Ketzerschrift kann nicht verborgen bleiben, daß Celsi wie so manche seiner Landsleute unter den bitteren Erfahrungen des Exils auf recht radikale Ideen verfiel. Schon auf der ersten Etappe seiner Wanderschaft, in der Gegend von Chiavenna, war er mitten in eine Auseinandersetzung zwischen orthodoxen Pfarrern und radikalgesinnten Emigranten hineingeraten, und es kann nicht zweifelhaft sein, für welche Seite er Partei nahm. In radikaler Richtung ließ er sich aber auch vom Schrifttum Castellios beeinflussen, wie wiederum an der Ketzerefrage gezeigt werden kann. Daß es verschiedene Formen der sündhaften Auflehnung gegen Gott gibt, und daß dazu auch die bewußte Verfechtung einer Irrlehre gerechnet werden müsse, hätte Castellio bestimmt nicht bestritten. Hingegen war er überzeugt, daß es ein Delikt der Ketzerei im Rahmen der objektiven menschlichen Rechtswahrung nicht geben könne. Von menschlicher Warte aus gesehen war Ketzerei eine Bezeichnung, die die Anhänger verschiedener Glaubensbekenntnisse nach Belieben aufeinander anwenden konnten. An einer Stelle seiner *farrago* hat er das klipp und klar ausgesprochen<sup>41</sup>; im ganzen aber zog er vor, daß seine Leser selbst zu dieser kompromißlosen Einsicht gelangen sollten. So setzte er in der Einleitung mit betonter Umständlichkeit aus, zum Nutzen der nachfolgenden Untersuchung den Begriff der Ketzerei zu definieren; in Wirklichkeit aber tat er jedesmal sein möglichstes, um den Begriff der Häresie mit denjenigen der Idolatrie und der Fremdreligion, vor allem aber der Sünde und der moralischen Schuld zu vermengen. So sollte der verwirrte Leser schließlich zur Einsicht gezwungen werden, kein Mensch könne objektiv sagen, was Ketzerei sei. Castellio ist der große Pragmatiker und Rationalist des Toleranzgedankens im 16. Jahrhundert, nicht Celsi, der vom chimärischen Ideal einer umfassenden Theorie auf Grund objektiver Differenzierungen nicht loskam.

<sup>41</sup> In der Vorrede an Christoph von Württemberg, *De haereticis*, 19: «Equi-

Und doch verschloß sich Celsi keineswegs den radikalen Tendenzen des Castellionismus, ob sie nun zum Rationalismus oder zum Spiritualismus hinzielten. Ein Beispiel für jede der beiden Richtungen muß genügen. Da sind die starken vier Seiten, auf denen Celsi eine Bilanz der im Alten Testament im Namen Gottes verübten Verbrechen vorlegt; etwa Thamar, die sich in Verkleidung ihrem Schwiegervater Juda hingibt: «*Illi sese prostituit, gravidaque facta Pharem parit, a quo Christus oriundus*<sup>42</sup>.» Das hätte ein Voltaire sich abschreiben können. Da sind auch die langen Zitate von Thomas Kirchmeyer (Naogeorgus), jenem eigenständigen Unruhgeist, den Celsi frisch entdeckt und als Zeugen in die Toleranzkontroverse eingeführt hat. Zusammengenommen besagen sie etwa folgendes: wie können wir vorgeben, den Vater zu lieben, wenn wir seine Kinder hassen? Ob es auch wirklich seine Kinder sind, spielt keine Rolle; solange wir einen Mitmenschen lieben *im Glauben*, er sei ein Kind Gottes, weiß Gott, daß wir ihn selbst liebhaben. Dagegen ist ein blutrünstiger Lügentheologe nicht besser als ein Türke oder ein Tartar: er liebt weder Gott noch den Nächsten, sondern nur sich selbst<sup>43</sup>. Erst nach vier Seiten reißt sich Celsi von Kirchmeyers Text los, und zwar entschuldigt er sich zunächst, weil dies alles mit der zur Diskussion gestellten Frage der Ketzertötung direkt nichts zu tun habe: er hat also selbst gemerkt, daß er für diesmal der Stimme seines Herzens nachgab. Nun besitzen wir keinerlei Hinweise darauf, daß Celsi schon in Siena so radikalen Gedankengängen nachgehängen hätte. Wenn sie in der Tat eine Frucht seines Exils sind, befindet er sich in guter Gesellschaft. Radikale Tendenzen lassen sich bekanntlich im religiösen Denken vieler und zum Teil berühmter italienischer Glaubensflüchtlinge nachweisen; man denke nur an Gentile, Ochino, Curione und die drei Sozzini. In solchen Fällen weist man gern auf die freigeistige Atmosphäre der italienischen Renaissance hin, die auf Männer diesen Schlages eingewirkt habe. Nun ist aber Celsi zu lange in Italien geblieben und hat dort seine biedere Tüchtigkeit, seinen pedantischen Ernst und die Konventionalität seiner Kultur zu sehr unter Beweis gestellt, als daß die gleiche Erklärung in seinem Fall zu befriedigen vermöchte. Nur mit seinem Nikodemismus und seiner Flucht ist er sichtbar aus der Reihe seiner – gar nicht freigeistigen – Mitbürger herausgetreten; und andere müssen geschlüpft sein, wo es ihn erwischt hat.

dem cum quid sit haereticus saepe quaesiverim, nihil aliud deprehendi nisi haereticum haberi quisquis a nobis dissentit.»

<sup>42</sup> In haereticis coercendis 217<sup>r</sup>; Gen. 38,12 ff.

<sup>43</sup> In haereticis coercendis 94<sup>v</sup>–96<sup>v</sup>.

Hat man genügend berücksichtigt, daß im Falle der italienischen Emigranten hinter den radikalen Tendenzen ihrer religiösen Haltung neben dem freien Geist der Renaissance, um es grob zu sagen, auch das Spießbürgertum stecken kann? Daß sie den kosmopolitischen Idealen der Renaissance zum Trotz die verlorene Anmut der heimatlichen Städte und Schlösser nicht vergessen konnten? Daß sie das Heimweh nach den Wein- und Ölbergen ihres Landes, nach dem selbstverständlichen Genuß seiner Früchte nicht zur Ruhe kommen ließ? Als der Marchese d’Oria den vielgeplagten Castellio zu sich nach Polen einlud, hat er, der Süditaliener, bis zur Pressefreiheit hinaufgegriffen, um dem Savoyarden etwas anzupreisen, was den Umstand aufwiegen könne, daß er in Polen Bier statt Wein werde trinken müssen<sup>44</sup>. Wenn ein Hugenotte der Belastung des Glaubensexils nicht mehr gewachsen war, so fand er gewöhnlich irgendeinen Weg zurück in seine französische Heimat, zu Beruf und Familie und vielleicht zu einer mehr oder weniger nikodemisch gemeinten Konversion. Demgegenüber hatte der italienische Glaubensflüchtling eine Heimat verloren, wo Gesellschaft und Kultur damals ungleich stärker profiliert waren als im übrigen Europa, und an eine Rückkehr durfte er kaum denken. Im Falle Francesco Puccis etwa sollte sie trotz sorgfältigster Vorbereitung<sup>45</sup> endlich auf den Scheiterhaufen führen.

Wie weit deckt sich nun die Rolle, die Nikodemismus und Glaubensexil im Leben Celsis gespielt haben, mit der vorherrschenden historischen Beurteilung dieser Phänomene? Gerade weil man von den verheimlichten religiösen Ansichten Celsis während der nikodemischen Periode seines Lebens eigentlich nichts weiß, will es nicht recht gelingen, die Resultate neuerer Forschungen zum Nikodemismus auf seinen Fall anzuwenden. Seit der Zeit, wo Calvin in der Auseinandersetzung mit Gérard Roussel, Lelio Sozzini und anderen seine grundlegenden Gedanken zum Problem der heimlichen Protestanten in katholischen Landen formuliert und dabei den Begriff des Nikodemiten geprägt hat<sup>46</sup>, wurde das Problem immer wieder von den gleichen Gesichtspunkten her untersucht: denjenigen des individuellen Beitrages zur religiösen Gemeinschaft und der privaten Moral. Das heißt, daß neben dem religiösen Begriff der Sünde Kon-

<sup>44</sup> Cantimori, op. cit. 461 f., Anm. 22.

<sup>45</sup> Vgl. seine Briefe an den Großherzog der Toskana und den Papst: F. Pucci, Lettere, Documenti e Testimonianze, ed. L. Firpo und R. Piattoli, vol. I, Florenz 1955, passim.

<sup>46</sup> Vgl. vor allem A. Rotondò, Atteggiamenti della vita morale italiana del Cinquecento: La pratica nicodemita, Rivista Storica Italiana, 79 (1967), 991–1030, bes. 993 ff. Idem, Calvino e gli Antitrinitari italiani, Rivista Storica Italiana 80 (1968), 759–784.

zepte wie Wahrheitsliebe und Hypokrisie, Vaterlandstreue, Sorge um Hab und Gut, Angst vor Verfolgung und Rücksicht auf die Familie im Vordergrund standen. Zunächst begreiflicherweise; denn dem Nikodemismus eignete unvermeidlich eine stark individualistische Tendenz, die dem Wunsch der Reformatoren, in der sichtbaren Kirche die Norm einer geläuterten menschlichen Gesellschaft festzulegen, zuwiderlief. Wenn Calvin im Nikodemismus eine schwere Gefahr, im Glaubensexil dagegen das Heil sah, so hat er bekanntlich den sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnissen der betroffenen Individuen und Gemeinwesen wenig Bedeutung zuerkannt. Die Haltung der anderen Reformatoren unterscheidet sich von derjenigen Calvins nicht grundsätzlich, sondern nur im Ausmaß ihrer Zugeständnisse an die Schwächen der menschlichen Natur. Die gleiche Betrachtungsweise hat sich im Grunde auch die moderne Forschung zu eigen gemacht<sup>47</sup>, nur daß heute allgemein die Sympathien den Nikodemiten und ihren Verteidigern gelten. Die Wahl zwischen Nikodemismus und Exil wird, was das 16. Jahrhundert anbetrifft, noch nicht im Lichte der wirtschaftlichen und sozialgeschichtlichen Probleme gesehen, die schon hundert Jahre später bei der Beurteilung der Hugenottenpolitik Louis XIV. eindeutig im Vordergrund stehen. Nun läßt sich im Rahmen einer biographischen Untersuchung an diese vernachlässigten Fragen natürlich nicht herantreten; aber das Beispiel Celsis zeigt doch wohl, daß sogar beim einzelnen Individuum die historische Bewertung einer Lebensle-

<sup>47</sup> Neben den oben zitierten Arbeiten Rotondòs siehe vor allem: Cantimori, op. cit. 363 ff.; idem, *Prospettive di storia eretica italiana del Cinquecento*, Bari 1960, bes. 51 ff.; C. Ginzburg, *Il nikodemismo, Simulazione e dissimulazione religiosa nell'Europa del'500*, Turin 1970. Ginzburg stellt die These auf, der Nikodemismus sei «una posizione religiosa precisa e consapevole» (p. xvi), die in einer kleinen, recht heterogenen Gruppe von Autoren des 16. Jahrhunderts nachgewiesen werden könne und von dem weiter verbreiteten «Kryptoprotestantismus» aus pragmatischen Motiven scharf unterschieden werden müsse. Calvin freilich, der den Begriff des Nikodemiten publik machte, kannte keine solche Unterscheidung und wird deswegen vom Autor bemängelt. Ginzburgs These scheint mir letzten Endes auf die Frage hinzuzielen, wie gut einzelne heimliche Protestanten ihre Haltung vor dem eigenen Gewissen verantworten konnten, und die interessanten Quellen, die er ans Licht zieht, haben mich nicht überzeugt, daß diese Frage vom Historiker beantwortet werden kann. Genügen z.B. die in Bedeutung und Überlieferung diskutablen Äußerungen, die Lefèvre d'Etaples auf dem Sterbebett gemacht haben soll, um ihn zum Nikodemiten im Sinne Ginzburgs zu erklären? Hinweise auf 1. Kor. 9.22 finden sich nicht nur bei Luther und den 'Nikodemiten', sondern auch bei vielen christlichen Humanisten. Endlich stößt die genannte These auch auf Schwierigkeiten, wenn der Autor einmal (p. 115) die angeblich so präzisen Argumente der 'Nikodemiten' «per via di congetture» rekonstruieren will, «perché si trattava di una propaganda orale, destinata a non lasciar tracce».

stung ohne Rücksicht auf den sozialen Nutzen als Quelle von Wohlbefinden und Wohlstand nicht möglich ist.

Von den Reformatoren hat die moderne Forschung im Felde der italienischen Reformation auch die positive Beurteilung des Glau-bensexils übernommen. Zwar ist das Interesse für die heimlichen Gemeinden und die heimatliche Frühphase im Leben großer Emigranten nicht zu unterschätzen; aber in vielen Fällen fehlt es an Quellenmaterial. Vor allem fehlend die überreichlichen Publikationen, die damals wie heute den unfreiwilligen Drang des Emigranten zur Schriftstellerei charakterisieren. Der positiven Bewertung des Exils liegt weiter auch eine allgemeine historische Vorstellung zugrunde. Wir haben sie schon angedeutet: der italienische ‘Häretiker’ trägt mit seinem Radikalismus, seinem religiösen Individualismus und seinem unsteten Wanderleben das unschätzbare Erbe der italienischen Renaissance nach Norden und gibt es weiter in einem Zeitpunkt, wo es in Italien selbst mit freiheitlichen und fortschrittlichen Regungen zu Ende ging. Erneut begegnet man hier einer geschichtlichen Konzeption, die sich auf Celsi nicht wohl anwenden lässt. Nach allem was wir wissen, paßte Celsi gut zur Gesellschaft seiner Heimatstadt. Wie eifrig tat er doch in der *Accademia degli Intronati* bei jener etwas formellen Geselligkeit mit; wie wohl war es ihm unter den unermüdlichen Verseschmieden und Reformatoren der Orthographie. Noch in den Exilsjahren hat er sich jene vergangenen Herrlichkeiten gern ausgemalt<sup>48</sup>. Welcher Unterschied zu Fausto Sozzini, dessen Name uns in der erhaltenen literarischen Produktion der *Intronati* so wenig zu begegnen scheint, wie das Treiben der Akademiker in seinem späteren Lebenswerk reflektiert ist. Als pflichtbewußter Magistrat mit dem Herzen am rechten Fleck war Celsi ein nützliches Glied der Sieneser Gesellschaft, nicht unersetztlich, aber auch keineswegs so linkisch und von seiner Umgebung ignoriert, so problematisch in seinem Eifer, wie er uns während der Exilsjahre erscheint.

Das alles bliebe belanglos, wenn Celsi die Ausnahme wäre und ein Fausto Sozzini, der erst unter dem Druck des Exils sein eigentliches Genie entwickelte, der Normalfall. Aber dem ist nicht so. Wieviel gut und ehrlich gemeinte, aber gänzlich unbedeutende Bücher sind aus den Pressen Basels und anderer Emigrationszentren hervorgegangen, verfaßt von Leuten, die in praktischen Berufen als Kaufleute, Ärzte und Beamte Nützliches leisteten und wie Celsi gewiß

<sup>48</sup> Von einem langen, an Francesco Betti gerichteten Bericht im Plauderton sind zwei Bruchstücke erhalten, die möglicherweise auf zwei verschiedene Fassungen zurückgehen: UBB ms. Fr. Gr. I. 15, No. 57 (Piur, 10. Mai 1570); L. Beyerlinck, *Magnum Theatrum humanae vitae*, Lyon 1654, I. 35f.

auch weiter geleistet hätten, wenn sie die Emigration nicht aller oder vieler Möglichkeiten dazu beraubt hätte. Ob man sich nun trösten sollte beim Gedanken, daß es auf hundert Emigranten vom Schlag Mino Celsis nur einen Fausto Sozzini geben kann und infolgedessen ohne die hundert anderen auch nie gegeben hätte? Jedenfalls sollte man sich mit Rücksicht auf das Schicksal des Einzelnen klarmachen, daß die harten Prüfungen des Glaubensexils in der Reformationszeit lange nicht auf alle Geister eine befreiende und vertiefende Wirkung ausgeübt haben.

Isaak Iselin:  
Kritische Beschreibung der Schweiz (1780)  
von  
Ulrich Im Hof

Unter den zahlreichen Rezensionen, die Iselin für seine Zeitschrift, die «Ephemeriden der Menschheit», verfaßt hat, findet sich auch eine Gesamtbetrachtung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände der Schweiz. Anlaß dazu bot der «Discours sur la Suisse», welchen Graf D'Albon im Jahre 1779 hatte erscheinen lassen<sup>1</sup>. Es handelt sich dabei nicht nur um eine kritische Stellungnahme Iselins zu den Äußerungen des französischen Schriftstellers<sup>2</sup>, sondern um eine in eigenständige Exkurse gefaßte gründliche Ana-

<sup>1</sup> «Ephemeriden der Menschheit» 1780, 1. Bd., S. 188–203 (Februar) und S. 326–342 (März), unter «Nachrichten und Auszüge» (i.e. Rezensionen). Diese Rezension wurde von Iselin wahrscheinlich Ende 1779 geschrieben. Das Tagebuch, das erst wieder für 1780 erhalten ist, enthält keine diesbezügliche Notiz, auch muß diese Besprechung aus technischen Gründen schon Ende 1779 in den Druck gegeben worden sein. Die Autorschaft Iselin ließe sich zwar allein aus Inhalt und Stil belegen, geht aber eindeutig aus folgender Stelle im Brief Daniel Fellenbergs an Iselin vom 14. Juni 1780 hervor. Fellenberg, damals Landvogt auf Wildenstein, entschuldigt sich hier für die Verzögerung der Antwort auf eine bestimmte Frage Iselins, welche ihn des Vergnügens beraubt habe, Iselin zu schreiben und «de vous remercier pour les quatre premiers cahiers de vos intéressants ephemerides. Je les lis toujours avec un bien grand plaisir, y trouvant toujours bien des choses dignes de Vous et de votre philosophie bien-faisante. Votre ordonnance contre l'ivrognerie m'a surtout beaucoup plu, de même que vos observations sur l'ouvrage du C[omte] d'Albon...» (Burgerbibliothek Bern, MSS. hist. helv. XL 3).

<sup>2</sup> Claude-François-Camille, comte D'Albon (1753–1789) ist einer von jenen wohlhabenden Landadligen, die ihr Leben und ihr Geld der «konservativen» Reform des französischen Königreiches widmeten. Er stand den Physiokraten – insbesondere de Quesnay – nahe. Schon früh betätigte er sich publizistisch auf politischem, ökonomischem und moralphilosophischem Gebiet. Den von Iselin rezensierten «Discours» gab er mit 26 Jahren heraus. Seine Reisen hatten die Mitgliedschaft verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften zur Folge, so auch der Ökonomischen von Bern und der Naturforschenden von Zürich. (Die Literatur über D'Albon findet sich verzeichnet im «Dictionnaire de Biographie Française», t. 1, p. 1267/1268, Paris 1933. Der «Dictionnaire des lettres Françaises», XVIII<sup>e</sup> siècle, Paris 1960, bringt darüber hinaus nur einige Angaben betreffend seine Funktion als «dernier roi d'Yvetot». Die schweizerischen Beziehungen D'Albons sind nicht weiter untersucht. Es scheint überhaupt keine neuere Literatur über ihn zu existieren).

lyse bestimmter Eigenheiten des schweizerischen Gesamtstaates. Iselin pflegte sich in seinen Schriften als philosophischen Theoretiker zu geben; Untersuchungen gegenwärtiger Situationen sind selten. Die Rezension D'Albons ist die einzige eingehende Abhandlung, welche die gesamte Eidgenossenschaft betrifft<sup>3</sup>. Es ergibt sich aus ihr ein derart präzises Bild des Landes und aus ihr spricht ein derart klug abgewogenes Urteil, daß es schade wäre, diese Abhandlung Iselins nicht der Vergessenheit jener Monatsschrift zu entreißen. Iselin selbst gibt seiner Betrachtung keinen besondern Titel. Wenn wir denjenigen einer «Kritischen Beschreibung der Schweiz» wählen, so halten wir uns an Formulierungen, die sich in den einleitenden Sätzen zur Rezension finden.

Im folgenden geben wir den getreuen Abdruck des Iselinschen Textes<sup>4</sup>. Eine Gegenüberstellung mit dem Wortlaut von D'Albons Abhandlung erübrigt sich, da sich Iselin die Ausführungen des Grafen sichtlich zum Vorwand genommen hat, einmal seine eigenen Ansichten entwickeln zu können, wobei die Rezension an sich sekundär wird. Außerdem handelt es sich bei D'Albons «Discours»<sup>5</sup> nicht um eine besonders originelle Auseinandersetzung mit den Problemen der Schweiz in einer Zeit, wo es Mode geworden war, über dieses Land zu schreiben. D'Albon gibt mit wenigen Ausnahmen das üblich gewordene Urteil wieder. Darum beschränken wir uns auf die Wiedergabe von ein paar Textproben im Anmerkungsteil. Der «Discours» lässt sich in einen geographisch-demographischen, einen historischen und je einen ausführlicheren verfassungsrechtlichen und kulturhistorisch-literarkritischen Teil gliedern.

Iselin verwendet beinahe die Hälfte seiner Rezension für die Erörterung der ökonomischen und sozialen Probleme, welchen D'Albon weniger als 20 seiner im ganzen 126 Seiten zählenden Darstellung widmet. Er stellt damit Analyse, Kritik und Apologie der Schweiz vornehmlich unter den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aspekt. Insbesondere wird der Freiheitsbegriff auf die wirtschaft-

<sup>3</sup> Daneben steht nur noch die kurze Apologie der Schweiz in «Waser, Trost eines Eidgenossen» («Ephemeriden» 1782, 1. Bd., S. 36–45). Vgl. Ulrich Im Hof, Isaak Iselin und die Spätaufklärung, Bern 1967, S. 54. (Im folgenden wird auf Quellen und Literatur nur verwiesen, wenn sie sich nicht hier finden lassen.)

<sup>4</sup> Zum bessern Verständnis wurde der Text in einzelne Kapitel eingeteilt. Deren Titel stehen in eckigen Klammern. Wenn sie im Wortlaut aus Iselins Text genommen sind, werden sie zwischen Anführungszeichen gesetzt.

<sup>5</sup> «Discours politiques, historiques et critiques sur quelques gouvernements de l'Europe par M. le Comte D'Albon», Neuchâtel 1779. Der Band enthält die drei Diskurse über die Schweiz («Discours sur la Suisse»), England und Holland. Eine deutsche Übersetzung erschien 1784.

liche Freiheit, die «Gewerbsfreiheit», ausgeweitet. Iselins helvetische Zeitgenossen verstanden jedoch unter schweizerischer Freiheit die altangestammte politische Freiheit, sei es im staatlichen, bürgerlichen oder nationalen Sinne. So tritt in dieser Abhandlung Iselins selbständige Stellung nicht nur der traditionellen und offiziellen Eidgenossenschaft, sondern auch der helvetischen Bewegung gegenüber recht deutlich in Erscheinung.

[*1. Teil: Allgemeine Beurteilung der sozialen, wirtschaftlichen, und politischen Lage der Schweiz*]

«Der Herr Graf von Albon<sup>6</sup> hat auf seinen Reisen und bei seinen Studien einigen Staaten von Europa eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Von diesen will er die Geschichte, die Verfassungen, die Sitten, die Bevölkerung, den Landbau, die Handelschaft, die Finanzen, die Gelehrsamkeit kritisch beschreiben. Er macht in diesem Bande den Anfang mit England, Holland und der Schweiz. Wir überlassen Engländern und Holländern diejenigen Abhandlungen zu untersuchen, welche ihre Staaten zu Gegenständen haben. Wir wählen nur diejenige, welche die Schweiz angeht, zu einer näheren Betrachtung aus.»

[*«Viehzucht und Ackerbau»*]

«Sie fängt mit einer malerischen Beschreibung dieses Landes an<sup>7</sup>. Man sieht wohl, daß seine Absicht bei dieser Schilderung gewesen ist, Bewunderung und Erstaunen zu erwecken und seine Leser von diesen Empfindungen zu der sanften Freude hinüber zu führen, welche die Verwandlung abscheulicher und fürchterlicher Gegenstände in nützliche und angenehme erzeugen muß. So ehrenvoll diese Vorstellungsart für die Menschen ist, welche dieses Land bewohnen: so müssen wir doch gestehen, daß sie in vielen Stücken gegen die Natur ungerecht ist; welche in vielen Theilen der Schweiz gegen die Menschen eben so wohlthätig ist, als in andern Ländern, die auch alle erst durch die Arbeit haben müssen verschönert und fruchtbar gemacht werden. Denn daß gute Wiesen und Weiden herrliche Geschenke der Natur sind, zeigt sich dadurch, daß die Menschen, welche sich von der Viehzucht nähren, in allen Ländern reicher sind, als die, welche den Ackerbau treiben. Es ist also nicht wunderbar, sondern es scheint es nur, was unser Verfasser sagt. „Nehmt den Schweizern ihr

<sup>6</sup> Im Original «Albow». Der Druckfehler wurde im zweiten Auszug korrigiert.

<sup>7</sup> D'Albon, p. 1-18.

Vieh weg, welches sie in einer ungeheuren Menge erziehn, ihre Pferde, welche sie einigen Mächten für ihre Kavalerie und verschiedenen Fremden für ihre Fuhrwerke verkaufen, und endlich ihre Käse und Butter, womit sie einen so vortheilhaften Handel treiben: so werdet ihr sie in das äußerste Elend versezen, und ihr Land wird bald nichts anders sein, als eine Wüste<sup>8</sup>.‘ Auch ist dieses nur von einem Theile der Schweiz wahr, und selbst an vielen Orten, wo die Viehzucht den vornehmsten Gegenstand der Emsigkeit ausmacht, könnten andere Pflanzungen eingeführt werden, so bald die Viehzucht minder vortheilhaft werden solte. Und wenn durch eine nicht unmögliche, aber auch nicht wahrscheinliche dauerhafte Erhöhung des Getraidpreises, und durch eine solche Erniedrigung des Werthes vom Viehe, die Schweizer genötigt würden, mehr Land dem Getraidbau und weniger dem Graswuchse zu widmen: so würden sie, ungeachtet der von dem Verfasser wohl bemerkten widrigen Beschaffenheit des Bodens und der Witterung, sich diesen Abgang ziemlich ersehen können. Der Herr Graf scheint nicht zu wissen, daß in einem Kanton die Einfuhr fremdes Getraides oft und in vielen die des Weines immer verboten ist, damit nicht die inländischen Produkte zu sehr im Preise fallen; Wir führen diese Verfügungen nur an, als Thatsachen, nicht als Muster zur Nachahmung<sup>9</sup>.»

[«Auswanderung»]

«Über die Bevölkerung der Schweiz urtheilt unser Verfasser mit vieler Gründlichkeit. Er zeigt, wie ungereimt es sei, wenn man sagt, dieses Land habe nötig, sich durch die fremden Kriegsdienste seines überflüssigen Volkes zu entladen. In den vorigen Jahrhunderten und noch in einem Theile des izigen mochte etwas hiervon wahr sein; denn es waren nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa unzählige Menschen unbeschäftigt und also immer bereit, jedem Winke zu folgen, der ihnen ein froheres Leben versprach; Und da die Schweizer vor andern roh, stark und manhaft waren, lockte man sie durch alle mögliche Künste in fremde Kriegsdienste. Man empfand es in dem Lande nicht, wenn zehn- oder zwanzigtausend einige Jahre hindurch wegblieten, oder wenn noch eine größere Menge durch Pesten weggeraft wurde. Seit funfzig Jahren verhält es sich ganz anders. Es kan nicht ein einziger arbeitsfähiger Mann die

<sup>8</sup> «Otez aux Suisses les bestiaux qu'ils élèvent en prodigieuse quantité, les chevaux qu'ils vendent à quelques Puissances pour la remonte de la Cavalerie, et à divers Etrangers pour les voitures; enfin, le beurre et le fromage dont ils font un si bon Commerce, vous les réduirez à la plus grande misere, et leur Pays ne sera bientôt qu'un désert» (D'Albon, p. 5).

<sup>9</sup> Diese Bemerkung entspringt Iselins physiokratisch-liberaler Grundhaltung.

Schweiz verlassen, ohne daß seine Abwesenheit einigermassen ein Verlust für sein Vaterland sei. In dem wirthschaftlichen Gesichtspunkt sind also die fremden Kriegsdienste der Schweiz eher nachtheilig als vortheilhaft; in dem moralischen sind sie ihr gewiß nicht nützlich, und in dem politischen bleibt ihre Güte und ihre Rechtmässigkeit wenigstens sehr problematisch, um nicht zu sagen ganz unerweislich.

Woher kommt es denn, daß so viele Schweizer auswandern? Unser Verfasser sucht die Gründe hiervon in der Rohigkeit des Klima, in den von Seiten der Natur die Einwohner beständig drohenden Gefahren; in der schlechten Nahrung, in der geringen Taglöhne, in der harten Arbeit, in der Armuth. Allein keiner dieser Gründe ist in der Schweiz stärker als in andern Ländern, und viele sind da nicht einmal vorhanden. Der aus den rohesten Gegenden Helvetiens gebürtige Schweizer ist eben derjenige, der am wenigsten in fremder Luft leben kan. Der gemeine Schweizer nährt sich insgemein besser, als der gemeine Mann in irgend einem Lande. Die Taglöhne sind vielleicht in keinem Lande verhältnisweise höher als in der Schweiz. Funfzehn Sols bis dreissig (fünf bis zehn g. Gr.) sind keine kleine Taglöhne, wenn schon das Pfund Brod oft einen g. Gr. oder drei Sols kostet<sup>10</sup>. Über mühsame Arbeit klagt man da so wenig, daß man besorgt, die allzubequemen Manufakturarbeiten machen die Leute weichlich und die Bezahlung dabei ist so gut, daß man Üppigkeit und Schwelgerei daher befürchtet und verspürt. Hiemit ist da auch keine Armuth, als die, welche jeder sich selbst zuzieht, oder welche Krankheit und Naturfehler erzeugen. Und für diese ist mehr als überflüssig gesorgt: so sehr, daß dadurch mehr fremde Arme ins Land gezogen, als eingeborene daraus vertrieben werden.

Es müssen also ganz andere Ursachen, als die von unserm Verfasser angegebenen, so viele Schweizer bewegen, ausser Landes zu gehen. Es wird nicht ohne Nutzen sein, sie zu erwägen.

Erstlich giebt es aller Orten junge Leute, welche gern der Zucht ihrer Ältern, den Verfolgungen eines Mädchens, den Nachforschungen eines Richters entfliehen. Den Schweizer zwingt Gottlob! niemand in die Dienste seines eignen oder eines fremden Landesherrn. Der seinige fehlt in nichts, als daß er ihm zu viel Leichtigkeit dazu verschafft. Es ist also natürlich, daß er auswärts gehe, wenn Lust oder Noth ihn zu einem solchen Entschlusse antreiben, und das grosse

<sup>10</sup> Die Lage der sozialgeschichtlichen Forschung in der Schweiz ermöglicht noch keine kritische Würdigung dieser interessanten Feststellungen Iselins. Diesbezüglich sind die Ergebnisse der Untersuchungen von Jean-François Bergier über die Preisverhältnisse in der Schweiz abzuwarten.

Handgeld, so die Officiers anbieten, verführt manchen. Eben dieses grosse Handgeld beweist aber auch, daß die Noth zur Auswanderung nicht sonderlich groß ist.

Zweitens wird der junge Schweizer für Hausdienste, Sekretariate, Hofmeisterstellen vielfältig gesucht, weil in diesem Lande und insonderheit in dem französischen Bernergebiete der Eingebohrne, sei er nun vom Adel, vom Bürgerstande oder ein blosser Landmann, sehr wohl geartet und weil er auch oft besser unterrichtet ist, als in andern Ländern. Solche Stellen nun tragen mehr ein und geben bessere Aussichten, als die Beschäftigungen, welche die jungen Leute zu Hause haben. Noch mehr junge Leute werden aber dadurch weggeLOCKET, daß oft einer oder der andre mit einer guten Ausbeute zurück kommt; denn, weit entfernt, daß der Schweizer sein Geburtsklima verabscheue, kehrt er, wenn er immer kan, wieder in seine Heimath zurück. Der Anblick solcher Zurückgekommenen muntert aber die offensten und unternehmendsten Köpfe auf, aus ihren Orten einem ähnlichen Glücke nachzulaufen, und so gehen viele Hunderte zu London zu Grunde, gegen einen der sein Glück macht. Aber jeder hoffet, dieser Eine zu sein.

Drittens giebt es in der Schweiz, wie aller Orten, Menschen, die üble Wirthschaft und eine schlechte Aufführung nötigen, das Land zu verlassen. Diese werden oft in Amerika wackere Leute und nützliche Erdenbürger, weil ihnen da keine andre Zuflucht mehr offen steht.

Endlich machen Wohlstand und Freiheit die Menschen unternehmend und flössen manchem die Begierde ein, seine Aussichten zu erweitern. Es ist in der ganzen Welt keine Stadt, welche verhältnisweise reicher wäre, als Genf. Und es ist auch keine, von welcher mehr Bürger in allen Welttheilen zerstreut wären<sup>11</sup>.

Ungeachtet nun aller dieser auswärtigen Kriegsdienste und anderer Auswanderungen, ist die Schweiz immer eines der volkreichsten Länder in Europa. Der bevölkertste aller Kantone ist Appenzell. In einem Umfange von nicht gar eilf geographischen Quadratmeilen enthält er 51000 Seelen. In 235 Meilen hat indessen der Kanton Bern mehr nicht als 340000 Seelen; Wie viel reicher und mächtiger würde nicht dieser Staat sein, wenn nicht besondere Ursachen, die vielleicht mehr in den Fehlern und in den Vorurtheilen der Munizipalverfassungen der Landstädte als in Irthümern der Regierung zu suchen sind, den Anwachs seiner Bevölkerung hemmeten<sup>12</sup>.

<sup>11</sup> Die Republik Genf ist für Iselin das große Beispiel freiheitlicher Möglichkeiten. So nimmt er denn auch immer wieder Partei für die liberale Bewegung der «Repräsentanten».

<sup>12</sup> Iselin verficht die damals gängige These vom Bevölkerungszuwachs als

Über diese grosse Bevölkerung der Schweiz macht unser Verfasser verschiedene sehr natürliche Betrachtungen.»

[«*Republikanische Verfassung*» und «*Gewerbsfreiheit*»]

«Wie konnte ein, so zu sagen, zu einer ewigen Wildniß bestimmtes Land so fruchtbar gemacht, wie konnte es der Aufenthalt so vieler Menschen werden? Es ist, weil es frei ist, und weil es seit Jahrhunderten diesen Vortheil geneußt\*. In kurzer Zeit würde ein solches Wunder nicht haben zu Stande kommen können. Nehmt ihm diesen unschätzlichen Vortheil, ihr werdet bald allen Wohlstand verschwinden sehen. Der gedrückte Einwohner wird auch immer entfliehen, und sein Land wird bald eine Wüste werden. Die Erde, welche der Despote bewohnt, scheint zur Unfruchtbarkeit verdammt, so fruchtbar sie auch von Natur sein mag. Unter der Herrschaft des Willkürlichen sehe ich nichts als segenlose Felder, welche kaum einzelne und vertrocknete Ähren tragen, würdig des erniedrigten Menschen der säet, und des stolzen Unterdrückers, der ärntet.

\* «Dieses ist insonderheit durch das Beispiel des Kantons Appenzell erwiesen. Da wirkt nicht nur republikanische Verfassung, welche durch begünstigte Misbräuche die Fortgänge der Emsigkeit bisweilen hemmt, sondern eine durchgehende Gewerbefreiheit. Da wird keinem Becker und keinem Fleischer eine Taxe gemacht; da ist der Zimmermann, wenn er will, auch Schreiner, Mäurer, Uhrmacher, Kaufmann, und sollte er Schuhe, oder Röcke verfertigen wollen, so würde es ihm nicht verboten sein. Darum ist auch dieser Kanton viermal bevölkerter als der von Natur viel fruchtbarere und viel besser gelegene Kanton Bern, wo die Munizipalverfassung der Gewerbsamkeit unzählige Hindernisse in Weg legt<sup>13</sup>.»

Indiz einer blühenden Wirtschaft. Die Bemerkung über die bernischen Munizipalstädte beruht wohl auf den diesbezüglichen Untersuchungen der Ökonomischen Gesellschaft («Abhandlungen und Beobachtungen durch die ökonomische Gesellschaft zu Bern gesammelt», 7. Jahrgang, 1766).

<sup>13</sup> Über Appenzell-Außerrhoden war Iselin bestens unterrichtet durch seine Beziehungen zum Großfabrikanten Johannes Zellweger (1730–1802), den er 1764 in Schinznach kennengelernt hatte. 1776 präsidierte Zellweger die Helvetische Gesellschaft. Er war in zweiter Ehe mit Salomon Hirzels Schwester Anna verheiratet (Mitgliederverzeichnis der Helvetischen Gesellschaft, Historisches Seminar Bern). Im Briefwechsel Iselins mit Hirzel ist öfters von Zellweger die Rede. Briefe haben Iselin und Zellweger nur selten gewechselt (Tagebuch 9. Juni und 3. August 1769 sowie 5. und 15. Januar 1780; Isaak Iselin Archiv, Staatsarchiv Basel-Stadt). Zellwegers Schrift «Nützliche Gedanken über die Sterbelisten von 1771 des Landes Appenzell-Außerrhoden», eine «merkwürdige Abhandlung», gab Iselin Anlaß zu längeren Ausführungen über Probleme der Bevölkerung besonders im Vergleich zum Baselbiet (Iselin an Salomon Hirzel, 27. Februar 1772; Isaak Iselin-Archiv, Bd. 61, S. 203–206).

Da die Freiheit die Grundlage von dem Glücke der Schweizer ausmacht, und da der Friede allein ihm den Genuß dabei versichern kann, so hat gewiß kein Benachbarter nichts von der Schweiz zu fürchten; und wenn der Helvezier den Krieg nicht scheuen wird, so wird er ihn gewiß auch nicht lieben. So sehr die Natur diese Staaten von einander durch die Gebirge, die sie durchkreuzt, getrennt, so sehr zeigt alles, daß in jedem Nothfalle die gemeinsame Vertheidigung sie vereinigen müsse<sup>14</sup>.»

«Der Wohlstand und die Bevölkerung der Schweiz beweisen nach unserm Verfasser noch, daß in diesem Lande die Auflagen sehr unbedeutlich sein müssen; daß die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte da selten Unwillen erwecken könne; daß allen Beraubungen des gemeinen Gutes weislich vorgebogen sei; daß eine weise Wirtschaft alle unnötige Ausgaben vermeiden, und die nötigen mit dem geringsten möglichen Aufwande bestreiten werde; daß der Landwirth wirksam beschützt sei; und daß eine wohlthätige Kette die Bürger unter einander verbinde und sie unauflöslich mit dem Vaterlande verknüpfe.

Unser Verfasser führt in der Folge seiner Abhandlung diese Betrachtungen weiter aus<sup>15</sup>.»

[«Sistem von sehr vielen von einander ganz unabhängigen Staaten»]

«Er beschreibt zuerst die Geschichte der Befreiung der ersten Eidgenossen und ihrer Verbindung mit den übrigen. Er entwickelt hierauf die Beschaffenheit dieser Verbindung, und er zeigt sehr wohl, daß sie keine Einheit wirke, daß sie aus der Schweiz nicht einen einzigen Staat ausmache, sondern daß diese immer nur ein Sistem von sehr vielen von einander ganz unabhängigen Staaten sei. Nur sind einige seiner Behauptungen irrig. Freilich sind durch die ursprünglichen und ersten Bündnisse nicht alle Kantone unmittelbar mit einander verbunden gewesen, aber die seither errichteten neuen Bünde und Traktaten haben alle dreizehn zu unmittelbaren Vereinigten gemacht. Die zu Stanz im Jahr 1481 zwischen den acht alten Orten errichtete Verkommniß läßt wegen dieser Stände hieran nicht zweifeln, und die fünf neuen sind jede mit allen übrigen zwölfen verbündet. Es ist auch unrichtig, daß die allgemeinen Tagsazungen nicht mehr wie vor der Reformation gehalten werden, und daß über die hohen Staatsangelegenheiten, welche nicht die Beherschung der gemeinsamen Vogteien betreffen, die Katholischen sich immer zu Luzern

<sup>14</sup> Die Frage der Landesverteidigung wird hier von Iselin in positiverem Sinne gewertet, als er es privatim zu tun pflegte.

<sup>15</sup> D'Albon, p. 19 ff.

und die Evangelischen immer zu Aarau versammeln. Es sind bisweilen schon zehn und zwanzig Jahre verflossen, daß die Evangelischen sich nicht in Aarau versammelt haben. Und alle Jahre halten die sämmtlichen Gesandten von beiden Religionen ihre Zusammenkünfte in Frauenfeld, wo sie in der That oft sehr wenige wichtige Geschäfte haben. Es würde aber das nämliche sein, wenn in der ganzen Schweiz nur eine Religion wäre<sup>16</sup>.»

[«*Demokratische Stände*»]

«Jedermann weiß, daß die Stände der Schweiz in demokratische und in aristokratische eingetheilt werden. Unter jenen begreift man die, welche Landsgemeinden haben, und unter diesen diejenigen, welche durch Städte beherrscht werden. Unser Schriftsteller hat eine besondere Vorliebe für die Verfassung und für die Regierung der demokratischen Eidgenossen. Er macht daher eine sehr einnehmende Schilderung, und er zieht sie der Verfassung und der Regierung der Lacedämonier weit vor. Wir können nicht anders, als ihm hierinn Beifall geben, und wir stehen mit ihm in der Beredung, daß die spartanische Staatsverfassung lange nicht auf so gerechten und so billigen Grundsäzen gebaut gewesen sei, wie die der schweizerischen Demokratien. Indessen wird jedermann, der die Geschichte dieser Staaten näher kennt, die Lobrede, die der Hr. Graf ihnen hält, übertrieben finden. Wir verehren die Tugend, durch welche viele Bürger dieser Staaten sich auszeichnen, wir erkennen die Weisheit, mit welcher sie sich in den wichtigsten und schwersten Fällen betragen. Aber die Stürme sind uns nicht unbekant, welche Vorurtheile und Leidenschaften da so vielfältig erregten, und welche oft die besten Vorsteher zu Entschlüssen genötigt haben, die dem Staate den Untergang hätten zuziehen können. Wir zweifeln auch, daß sich unter allen unmittelbaren Unterthanen der so genannten aristokratischen Stände viele finden werden, welche ihren Unterthanenstand mit dem Stande eines freien Landmannes in irgend einem demokratischen Kantone würden vertauschen wollen<sup>17</sup>.

Wir können deshalb unserm Verfasser nicht Beifall geben, wenn er ganz zuversichtlich prophezeiht, die demokratischen Staaten der

<sup>16</sup> Iselin entkräftet damit auch antiprotestantische Argumente D'Albons (p. 35 und 84). Es war ja eine gängige These der katholischen Schweiz, daß die Schwächung des eidgenössischen Bundes vor allem ein Resultat des Abfalls der Reformierten vom alten Glauben sei (vgl. hier Anm. 51).

<sup>17</sup> Iselin unterschätzt hier aus seiner spezifisch städtischen Sicht die Faszination, welche die «freien» Landsgemeindekantone auf die Untertanen – auch in deren Oberschicht – auszuüben pflegten. Jedenfalls ist die Helvetische Revolution von 1798 stark von diesen Vorbildern inspiriert.

Schweiz werden sich länger aufrecht erhalten, als die, welche durch Stadträthe regiert werden. Freilich wenn zu besorgen wäre, was bei der dermaligen Denkungsart der Fürsten nicht zu besorgen ist, welche die grossen der Schweiz benachbarten Staaten beherrschen, daß ihnen der ungerechte Gedanke in den Sinn kommen könnte, dieses Land zu unterdrücken, so würden durch ihre Lage und durch ihre Reichthümer seine aristokratischen Staaten, die ersten diesem Schicksale unterworfen werden. Allein durch die Natur ihrer Verfassung haben gewiß diejenigen am wenigsten zu fürchten, die unser Verfasser am meisten von diesem Schicksale bedroht glaubt.»

[«*Der Stand Bern*»]

«Er beschreibt insonderheit die Lage des Standes Bern als sehr mislich. Allein die Umstände dieses Staates haben sich seit 1749 merklich geändert. Wenn schon die Verfassung noch immer dieselbige ist: so sind doch die Seelen derer, die am Ruder sind, nicht mehr auf die Weise aristokratisch, wie es die grössere Anzahl ihrer Vorfahren war<sup>18</sup>. Es herrscht nun unter den angesehenen Bürgern der Hauptstadt, wenigstens unter der grössten Anzahl derer, welche durch ihre Talente die übrigen meistern, ein solches wohlthätiges Licht und eine solche bescheidene Denkungsart, daß auch die entschiedensten und die einsichtsvolleren Neuerer sich verlegen finden würden, bei der dermaligen Verfassung der Geister und der Gemüther, einen Regierungsentwurf abzufassen, durch den die Unterthanen so glücklich werden würden, als sie es dermals sind. Wenn Rath und Bürger zu Bern\* alle die wenigen Misvergnügten, welche sich unter ihren 340 000 Bürgern und Unterthanen befinden mögen, versammelten, und ihnen sagten: Entwerft eine Verfassung, durch welche ihr hoffen könnet glücklich zu werden; wählet nach derselben Beherrschter, denen ihr euch mit grösserer Zuversicht anvertrauen könnt, als uns: so würden sie vielleicht mit Zuversicht an die Arbeit gehn; aber sie würden, wenn sie alle Schwierigkeiten überlegt hätten, mit Zittern die Hände davon thun; ihre Beherrschter bitten, ihnen ferner vorzustechn und es ihrer väterlichen Liebe überlassen, allmählich die Verbesserungen einzuführen, welche ihre Weisheit selbst gerecht und nützlich finden wird<sup>19</sup>. Und dieses würde das gescheidesten, was

\* So nennt man den grossen Rath, dem eigentlich die höchste Gewalt in Bern zukommt.

<sup>18</sup> Hier denkt Iselin natürlich an die Berner Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, von denen sich nun die meisten in verantwortlichen Regierungspositionen befanden.

<sup>19</sup> Diese Äußerungen Iselins werden durch die Entwicklungen Deutschberns

sie thun könnten. Denn wir zweifeln nicht, daß viele Bürger unter den ersten Familien von Bern sich befinden, welche die Aristokratie gemildert wünschen, und welche einmal die Hand dazu bieten dürften, daß auch Leuten von Verdiensten aus der Zahl ihrer Unterthanen der Zutritt zu ihrem Bürgerrechte geöffnet würde.»

[*«Die Herrschaft der Städte»*]

«Wegen der übrigen aristokratischen Stände ist die Besorgniß unsers Verfassers eben so ungegründet. Die Begriffe und die Grundsätze ihrer Beherrcher werden täglich heller, gelinder, wohlthätiger. Der Zustand ihrer Unterthanen wird täglich besser. Wenn einige in diesen Rücksichten noch beträchtlich mehr zurück sind als die andern, so ist die Hoffnung doch gewiß vorhanden, daß sie den Beispielen der glücklichen allmählich folgen werden, und immer ist gewiß, daß durch eine Gleichstellung mit den demokratischen Kantonen, die meisten Unterthanen jedes aristokratischen eher verlieren als gewinnen würden. Man muß in der Demokratie gebohren sein, um sie ertragen zu können.

Wir sind indessen weit entfernt, die Aristokratien, oder bestimter zu reden, die Herrschaft der Städte, wie sie in der Schweiz eingeführt ist und wie sie es in den Freistaaten von Rom und von Athen war<sup>20</sup>, für die wünschenswürdigste von allen möglichen anzugeben. Wir sagen nur, daß unter allen wirklichen wir keine kennen, welche für kleine Staaten schicklicher wäre, und keine, unter welcher wir lieber zu leben wünschten. Wir erkennen gar wohl, daß sich leicht eine Regierungsform denken lasse, welche gerechter und vollkommener wäre. Es ist im Grunde ungerecht, daß die Befugniß, Anteil an der Regierung eines Staats zu haben, von dem Zufalle abhänge, der einen Menschen in den Mauern dieser Stadt läßt gebohren werden, und daß einer zum Gehorsame bestimmt sein soll, weil er das erste Tageslicht in einer andern erblickt hat. Es ist noch weniger billig, daß ein Mensch, ohne Rücksicht auf irgend einige Eigenschaften, die ihn der Herrschaft fähig machen, dazu bestimmt sein soll, indem ein anderer, der mit den größten Tugenden und mit den gründlichsten Einsichten begabt ist, auch eben davon ausgeschlossen ist. Es empöret zu sehen, daß ein Mensch, der sein Erbgut aufgezehrt hat, die Regierung einer Herrschaft oder einer Grafschaft als ein Mittel ansehn soll, sich wider

(auch des späteren Kantons Aargau) in der letzten Zeit der Helvetik bestätigt (vgl. Hans von Greyerz, Nation und Geschichte im bernischen Denken, Bern 1953, S. 109 ff.).

<sup>20</sup> Die Relativierung der Antike, die sowohl dem traditionellen, wie dem sich damals abzeichnenden klassizistischen Geschichtsbild entgegensteht, ist für Iselin bezeichnend.

das Elend zu schüzen, das die wohlverdiente Strafe seiner schlimmen Aufführung sein sollte. Alles dieses scheint die Ordnung der Natur umzukehren, und läuft ihr auch zuwider<sup>21</sup>. Allein alle menschliche Stiftungen tragen noch gar zu sehr das Gepräge der Gewaltthätigkeit und des Unverständes, und es wird schwer sein eine zu finden, welche in diesem Stücke einen Vorzug vor der Aristokratie hätte. Die Rechte der verehrtesten Thronen und die Vorzüge aller Edeln und aller Grossen in Europa sind nicht besser gegründet, und sie sind doch die Stüzen der Glückseligkeit, deren das menschliche Geschlecht in seiner dermaligen Lage fähig ist. Ein Ungeheuer und ein Menschenfeind müßte der sein, der sie antasten wollte. – Allein ein Ungeheuer und ein Menschenfeind müßte auch der sein, der, wenn Geist und Herz ihm sie von ferne zeigen, dem menschlichen Geschlechte bessere Aussichten verborgen halten könnte<sup>22</sup>.»

[«*Gemeinsame Unterthanen*»]

«Der Herr Graf, welcher der aristokratischen Regierungsform so abgeneigt ist, läßt die, alle Unbequemlichkeiten der Aristokratie weit übersteigenden, Nachtheile der Verfassungen ungeahndet, wo zwei und mehrere bis zwölf Staaten Anteil an der Regierung haben. Er zählt, ohne die geringste Anmerkung darüber zu machen, die Länder her, welche unter die gemeinsamen Unterthanen des eidgenossischen Freistaats gerechnet werden<sup>23</sup>. Er verbirgt sich auch, oder diejenigen, die ihm Nachrichten über die Schweiz mitgetheilt haben, haben es ihm nur halb gesagt, daß die demokratischen Kantone selber Unterthanen haben, daß ein Theil vom Lande Schweiz dem andern unterworfen ist, und daß einige Zehnten des Walliserlandes die andern beherrschen, wie die aristokratischen Kantone ihre Unterthanen beherrschen. Wenn man ihm dieses recht ausführlich gesagt hätte: so würde er noch mehr über die Anomalien der helvetischen Verfassung erstaunt seyn. Er würde auch alle Ursache dazu gehabt haben, wenn er gewahr geworden wäre, daß auch bei diesen, allen Grundsäzen zuwiderlaufenden Verfassungen, die Unterthanen mit keinem Angehörigen der benachbarten Fürsten tauschen mögten<sup>24</sup>. Die Be-

<sup>21</sup> Diese naturrechtliche Begründung zeichnet die Auffassungen vor, welche die Führerschicht der Helvetischen Revolution leiten sollte. Der Ausdruck «es empöret» zeigt, wie stark sich hier der sonst so vorsichtig formulierende Basler Ratsschreiber engagiert fühlte. – An sich sieht Iselin in einer elitären Repräsentativdemokratie die beste Regierungsform für eine Republik des schweizerischen Typus.

<sup>22</sup> Mit diesem Satz endet auf S. 203 der erste Auszug im Februar-«Stück». Es folgt im März auf S. 326 der zweite Auszug.

<sup>23</sup> D'Albon, p. 61.

<sup>24</sup> Wie richtig hier Iselin urteilte, zeigen die späteren Vorgänge von 1798 an,

trachtungen, welche diese Beobachtung veranlassen kan, sind freilich nicht gar tröstlich und zeigen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie nun beschaffen ist, die Menschen noch lange nicht so glücklich sind, als sie es werden könnten.»

[«*Quellen des Wohlstandes*»]

«Sie fordern uns indessen auf den Quellen des Wohlstandes nachzudenken, den die Schweizer, die herrschenden so wohl als die unterthänigen, ungeachtet ihrer schlechten Verfassungen geniessen.

Die erste und die allgemeinste ist ohne Zweifel die Befreiung von allen willkürlichen Auflagen. Die Ursachen so wohl als die Wirkungen dieser Freiheit sind in allen Betrachtungen eben so wohlthätig, als die Sache selbst.

Unter die heilsamen Ursachen dieses Vortheiles zählen wir insonderheit zween Umstände. Erstlich ist die Schweiz von der Last frei, den drückenden Luxus eines Hofes und aller seiner Anhänge zu erhalten. Wir begreifen sehr wohl, daß der Aufwand eines Hofes, wenn er in weisen Schranken gehalten und wenn er auf nützliche Gegenstände gerichtet wird, einem Lande sehr vortheilhaft seyn kan. Aber wo ist der Hof, wo dieses geschehe? Wenigstens sind solche Höfe sehr selten. Über dieses ist der Aufwand viel befruchtender, der sich durch ein ganzes Land in einem richtigen Ebenmaasse vertheilt, als derjenige, der in einen einzigen Mittelpunkt einer Hauptstadt oder einer Residenz zusammenfließt. Und das Übel ist da nicht nur, daß fast der ganze Ertrag aller Abgaben in einer solchen Stadt verzehrt wird. Der größte Theil des Einkommens von dem ganzen Staate fleußt dahin und dadurch wird der Emsigkeit und dem Fleisse in den entfernten Provinzen alle Nahrung entzogen, noch mehr, alle Talente und alle Geschicklichkeiten eilen der Hauptstadt zu und werden da oft ersticken, ehe sie sich entwickeln können. Wie grösster ein Staat ist, desto nachtheiliger müssen diese Wirkungen seyn<sup>25</sup>.

Die zweite Ursache, welche die Auflagen in der Schweiz erleichtert, ist die Entbehrlichkeit von Kriegsvölkern, welche beständig müssen unterhalten und besoldet werden. Solche Kostgänger des Staats vermehren erstlich die Masse der Produkte und der Arbeit nicht, und sie verzehren noch ohne fruchtbare Vergeltung das, was zur Unterhaltung nuzbarer Arbeiter verwendet werden kan. Es ist

wo das Bekenntnis zur Schweiz z.B. in der Waadt, in den Ennetbirgischen Vogteien oder im Wallis deutlich wird.

<sup>25</sup> Iselin hatte eben die Herausgabe von Guillaume-François Le Trosnes «De l'administration provinciale» (anonym in Basel 1779 erschienen) besorgt, wo in physiokratistischem Sinn eine Neuordnung und Verselbständigung der französischen Provinzialverwaltung entwickelt wird.

leicht zu begreifen, was dieses für einen Unterschied macht. Wenn wir noch erwägen, wie die Reuterei einen unendlichen Aufwand verursacht und den Menschen eine höchst beträchtliche Menge von Nahrung entzieht: so werden wir die Schweiz doppelt glücklich finden, daß sie keiner bedarf und daß alle ihre Dragonerpferde ausser der Zeit der Mustrungen den Pflug oder den Karren ziehen. Vielleicht würde es noch zu wünschen seyn, daß ihre meisten Stutereien in Sennereien verwandelt würden, so würden doch Menschen daher Nahrung ziehen. Wir wollen hier nicht von den sittlichen Übeln reden, die ein grosser Kriegsstaat nach sich ziehet und die auch das wirthschaftliche Elend unter den Menschen merklich vermehren. Wir empfinden zum Theil in der Schweiz selbst die schlimmen Folgen davon, in der Verderbniß eines grossen Theils der Jugend. Wir gestehen gern, daß diese Folgen nicht unausweichlich sind; wir glauben sogar, es sey eine Einrichtung des Kriegswesens und eine militärische Erziehung möglich, wodurch junge Leute mehr zu Männern gebildet werden können, als in Gymnasien und auf Akademien<sup>26</sup>. Wir kennen Offiziers, die sich selber so gebildet<sup>27</sup>. Aber wie die Sachen gewöhnlich beschaffen sind, ist es für ein Land ein Glück, wenn seine Umstände ihm gestatten, keinen oder einen sehr kleinen Kriegsstaat zu haben.

Eine der glücklichsten Wirkungen der Freiheit von willkürlichen Auflagen ist, daß man in der Schweiz die schleunigen Bereicherungen nicht kent, welche in andern Ländern durch die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte zu Stande gebracht werden, und welche den Sitten und der Emsigkeit gleich nachtheilig sind. Wenn auch in einigen helvetischen Staaten bisweilen ein eigennütziger Verwalter sich mehr herausnimt, als es seyn sollte, so geschieht es erstlich zum Nachtheile des gemeinen Gutes und nicht auf Unkosten der Partikularen, welcher deshalb weder mehr noch weniger abzugeben hat, und beläßt es sich zweitens insgemein auf so wenig, daß die Folgen dabei mit den Übeln in keine Vergleichung gesetzt werden können, welche in andern Staaten aus ähnlichen Ursachen entstehen.

Eine andre glückliche Wirkung der Freiheit von willkürlichen Auflagen ist, daß in der Schweiz keine Menschen unnütz verwendet werden, um dem Schleichhandel und der Zollbetrügerei zuvorzukommen. Es sind also da wieder so viele Menschen für fruchtbare und einträgliche Arbeiten aufgespart, welche in andern Ländern ver-

<sup>26</sup> Iselin denkt wohl an Pfeffels Kadettenanstalt in Colmar.

<sup>27</sup> Vor allen natürlich Oberst Jean-Rodolphe Frey, den D'Albon, p. 102, in einer Anmerkung als Übersetzer des «Socrate rustique», bzw. des «Kleinjogg» nennt (la traduction «est faite par M. Frey, Suisse estimable, Capitaine au Service du Roi de France»).

lohren gehen, welche da Übels wirken und das Gute nicht thun, das sie thun könnten. Es ist auch nicht weniger ein Vortheil für den Staat, daß da keine Schleichhändler (Kontrebandier) sind, welche insgemein zulezt in wahre Verbrecher ausarten und welche der Gesellschaft elende und verdorbne Kinder zur Last hinterlassen<sup>28</sup>.

Auf diese Weise sind in allen Ständen weit mehrere Menschen genöthigt, ihren Unterhalt durch nützliche Arbeiten zu gewinnen und solche Menschen sind immer mehr von dem Luxus und von der Verderbniß entfernt.

Nach der Freiheit von Auflagen liegt vielleicht einer der vornehmsten Gründe des Wohlstandes in der Schweiz darin, daß der wenige Adel, der noch vorhanden ist, keine gesezlichen Vorrechte geneußt. Es sind da sehr wenig Majorate, sehr wenige Lehen, die nicht veräussert werden können<sup>29</sup>. Wenn eine Familie sich im Stande erhalten will: so muß sie sich einer guten Wirthschaft befleissigen. Die Kinder des Verschwenders fallen in die Armuth, und sie gehen darinnen zu Grunde, wenn sie nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit sich wieder empor schwingen. Die Güter hingegen gerathen in Hände von Menschen, die durch Emsigkeit und durch eine gute Wirthschaft sich bereichert haben. So wird eine nützliche Arbeitsamkeit wirksam aufgemuntert, und so geht der Wohlstand durch einen gerechten Wechsel, von denen, die seiner nicht würdig sind, zu denjenigen hinüber, die ihn verdienen. Die Aristokratie macht zwar in einigen Kantonen eine Ausnahme von dieser Regel<sup>30</sup>, allein auch diese kommen in keine Vergleichung mit den unterdrückenden Vorzügen, deren sich der Adel in andern Ländern anmasset.

In vielen Ländern der Schweiz, in den meisten sind die Rechtshändel gar nicht kostbar. Man kent da die verwirrende Menge von Formalitäten und von Schreiberei nicht, welche das Verderben mancher Länder sind. Wir leugnen nicht, daß mehr Ordnung und mehr wesentliche Förmlichkeit, die Verwaltung der Gerechtigkeit unendlich sicherer und zuverlässiger machen würden. Allein schleunige Ungerechtigkeit ist meistens minder verderblich, als späte Gerechtigkeit<sup>31</sup>. Und die kostbare Verzögerung der Rechtshandel ist für viele fruchtbare Länder eine abscheuliche Plage. Da der grösste

<sup>28</sup> Worauf sich diese düstere Betrachtung über die Schmugglerei bezieht, ist uns unbekannt.

<sup>29</sup> Iselin hat sich auch anderweitig sehr eindeutig gegen diese feudalistische Privilegierung ausgesprochen. Vgl. hier Anm. 21.

<sup>30</sup> Hier sind jene Gerichtsherrschaften gemeint, deren Inhaber großteils Mitglieder des städtischen Patriziates waren und die besonders zahlreich in den Kantonen Bern und Zürich, wie in der Landgrafschaft Thurgau zu finden waren.

<sup>31</sup> Diese Äußerung – so erstaunlich sie für den Naturrechtler Iselin ist – zeigt deutlich seinen in der Republik erworbenen Sinn für die politischen Realitäten.

Theil der Schweiz von diesen frei ist, so finden auch die Sachwalter und dergleichen Leute weniger Beschäftigung, und sind wieder mehreren fruchtbaren und nützlichen Berufen vorbehalten. Wir gestehen aber auch mit Bedauern, daß die Verwaltung der Gerechtigkeit an vielen Orten der Schweiz noch mit grossen Mängeln behaftet ist. *Quisque suos patimur manes, felix qui minimis urgetur*<sup>32</sup>.

Da in den unmittelbaren Ländereien aller, wenigstens aller aristokratischen Kantonen, die Anstalten zu Handhabung der öffentlichen Sicherheit, zu Verhütung und zu Bestrafung der Verbrechen auf öffentliche Unkosten unterhalten werden: so findet da keine unzeitige Sparsamkeit statt, und auch dieses hat einen nicht geringen Einfluß in den öffentlichen Wohlstand. Die Anzahl der unnüzen und schädlichen Glieder der Gesellschaft ist da viel geringer.

Wir haben schon in unserm ersten Auszuge aus dem Werke des Herrn Grafen von Albon angemerkt, wie viel die Freiheit zu der Bevölkerung und zu der Blüthe der Eidgenossenschaft beitrage. In den demokratischen Kantonen, wo die freien Landeigenthümer die grössere und angesehnere Anzahl der gesezgebenden Versammlungen ausmachen, herrscht meistens eine vollkommene Gewerbsfreiheit, welche noch mehr als die politische Freiheit wirthschaftlichen Wohlstand erzeugt<sup>33</sup>. In denjenigen aristokratischen Kantonen, wo die Bürgerschaften in Zünfte eingetheilt sind, ist zwar die Gewerbsamkeit durch willkürliche Verordnungen eben so sehr eingeschränkt als in keinem andern Lande; und fast in allen aristokratischen Kantonen ist entweder Einfuhr oder Ausfuhr von Wein, von Getraide, von Tabak verboten. Allein der Geist der bürgerlichen Freiheit ist da, auch selbst wo die Aristokratie am mächtigsten ist, noch mächtiger, und er entkräfftet insgemein diese Verbote, weil er die scharfen Maaßregeln nicht erlaubt, welche in andern Ländern gebraucht werden, sie zu handhaben.»

### [«Politische Freiheit»]

Eine andre wohlthätige Wirkung der politischen Freiheit ist es, daß sie auch in den niedrigsten Ständen der Gesellschaft die Seelen

<sup>32</sup> Dieser frei nach Vergil (Aeneis 6, 743) zitierte Ausspruch zeigt deutlich Iselins Auffassung vom relativen Glück der Schweizer, welche eben – im Gegensatz zu andern Nationen – nur von bescheidenen «Plaggeistern» heimgesucht würden (Nachweis des Zitats durch Max Imhof).

<sup>33</sup> Daß Iselin die «Gewerbsfreiheit» der politischen Freiheit voranstellt, entspricht nicht allein seiner physiokratischen Überzeugung, sondern ist auch eine Folgerung aus seinen Erfahrungen mit der eidgenössischen «Demokratie» in den Landsgemeindekantonen und Zunftstädten. Es schien ihm immer wichtig, auf die große Rolle ökonomischer Einflüsse auf die allgemeine Entwicklung hinzuweisen.

edelt und erhebt, die Aussichten erweitert, und Muth und Zuversicht einflößt. Der Antheil, welchen der gemeine Mann an öffentlichen Geschäften hat, giebt seiner Seele ein Licht und eine Thatkraft, die ihn auch in seinem Berufe und in seinen häuslichen Angelegenheiten unternehmender und brauchbarer machen, und die ihn über den Handwerksmann der größten Städte auf eine Weise erheben, die unbegreiflich ist, für einen Mann von Stande oder für jeden andern Nichtrepublikaner, welche in ihren grossen Städten den Handwerksmann nur kriechen gesehn haben. Diese können sich nicht vorstellen, daß in gemeinen Seelen Funken liegen, welche, wenn sie Gelegenheit bekommen sich zu entzünden und zu nähren, eine Flamme erzeugen können, die ganzen Ländern Licht und Wärme mitzutheilen fähig wäre. Sie können nicht denken, daß es möglich seyn sollte, ihnen unter den groben Handwerksleuten von Basel und von Zürich, Männer zu zeigen, welche die Ehre und die Hoffnung grösserer Staaten ausmachen könnten, wenn die Vorsehung sie dahin gesetzt hätte, und welche an Höfe versezt, viel leichter geschickte Minister werden könnten, als mancher Minister ein brauchbarer Rathsherr von Zürich und von Basel<sup>34</sup>. Daß solche Männer in kleinen Republiken eben so dünne gesät sind, als an den Höfen, das ist ganz natürlich. Aber daß in einer, sey es nun aristokratischen oder demokratischen Versammlung, von hundert, von zweihundert, von tausend oder von mehr Personen, sich eben so viele gute Köpfe befinden sollten, als in einer Versammlung von adelichen Landesständen irgend einer Provinz eines monarchischen Staates, das ist in unsren Augen höchst wahrscheinlich, und dieses ist auch in dem wirthschaftlichen Gesichtspunkt ein unendlicher Vortheil für die Schweiz. So viele Talente, die anderswo verloren gehen, werden da zu Vermehrung des besondern und des allgemeinen Wohlstandes genutzt.

Noch ein Grund des blühenden Zustandes der Schweiz liegt darin, daß in den meisten, wenigstens in den evangelischen Kantonen, die Gemeinden verbunden sind, ihre Armen zu erhalten und daß auch die ärmsten Kinder vor dem Elende verwahrt werden, welches viele Länder mit Bettlern überschwemmt, die auf viele Geschlechter hinunter zu diesem Stande verdamt seyn, der mehr für die Gesellschaft verderblich, als für diejenigen beschwerlich ist, welche darin leben. Diese Versorgung der Armen ist wahrscheinlicher Weise eine Nachahmung der englischen Anstalten, sie ist aber nicht so lästig und sie

<sup>34</sup> Iselin denkt da gewiß an seinen Freund Dreierherr Münch. Für Zürich wäre etwa Zunftmeister Irminger, ebenfalls Bäckermeister, zu erwähnen, von welchem Ludwig Meyer von Knonau in seinen «Lebenserinnerungen» (Frauenfeld 1883, S. 42) voll hohen Lobes spricht.

hat nicht so widersinnige Folgen, da sie niemals ein Vorwand wird, die Vermehrung der Wohnungen zu verhindern<sup>35</sup>.»

[«*Achtung*» der «*Geistlichkeit*»]

«Ein nicht weniger wichtiger Grund des Wohlstandes von der Schweiz liegt in der Achtung, in welcher die Geistlichkeit noch in den meisten Kantonen steht. Daß sie in diesen Staaten größtentheils aus den guten Familien der Hauptstädte und aus den besten der Municipalstädte gezogen wird<sup>36</sup>, da also die meisten zukünftigen Geistlichen in ihrer Jugend eine ziemlich gute Erziehung geniessen, und da sie, insonderheit in Zürich und in Bern, einen sehr guten Unterricht erhalten<sup>37</sup>: so fliessen viele Ursachen zusammen, sie bei ihren Pflegevertrauten in Ansehn zu sezen, und ihren Ermahnungen ein Gewicht zu geben, das durch ein gutes Beispiel unterstützt, unendlich viel Gutes wirken muß.»

[«*Verfall der Sitten*»?]

«So sehr endlich seit Hallern\* über den Verfall der Sitten in der Schweiz geklagt wird und so gegründete Ursachen man haben mag darüber zu klagen, so ist doch in diesem Lande die Verderbniß lange nicht so groß, wie in andern; und hierin suchen wir auch billig einen der vornehmsten Gründe seines Wohlstandes. So überschwenglich groß die Verderbniß auch noch immer seyn mag, so ist es doch immer ein Trost, daß sie eher abnimt als anwächst. Und die vielfältigen Klagen, welche darüber geführt werden, scheinen uns von einer guten Vorbedeutung zu seyn<sup>38</sup>. Sie zeigen an, daß der Kranke sein Übel fühlt und daß er sich nach Besserung sehnt.

Wenn aber schon die Schweiz eines der glücklichsten Länder von der Welt ist, vielleicht das glücklichste ist, ist sie doch noch lange

\* Man lese seinen Mann nach der Welt und seine verdorbene Sitten.

<sup>35</sup> Die Forschungen über den schweizerischen Pauperismus, die durch das Basler Historische Seminar unter der Leitung von Markus Mattmüller unternommen werden, sind noch nicht so weit gediehen, daß von dort her eine Erklärung dieser Feststellung Iselins möglich wäre.

<sup>36</sup> Diese sehr richtige Beobachtung ist ein weiteres Indiz für Iselins bürgerlich-elitäre Gesinnung und zeigt, wie weit weg er von der «demokratischen» Haltung sowohl der Reformationszeit wie derjenigen des mittleren 19. Jahrhunderts steht.

<sup>37</sup> Iselin unterläßt es bewußt, die Universität Basel zu nennen und gibt damit indirekt seiner Enttäuschung über das Niveau der heimischen Hochschule Ausdruck. In der Tat befanden sich die Akademien von Bern und Zürich in einem recht erfreulichen Zustand.

<sup>38</sup> Solche Klagen gehören zu den Gemeinplätzen dieser Nachfahren der Puri-

nicht halb so glücklich als sie seyn könnte, wenn Verfassung, Sitten und Geseze darin nach guten Grundsäzen miteinander übereinstimmen. Es bleibt also den Patrioten noch unendlich viel zu wünschen und zu thun übrig<sup>39</sup>. Wehe dem, der nur beim Wünschen stehn bleibt!»

[2. Teil: Besondere Anmerkungen zu D'Albons Text]  
[«Sitten der demokratischen Kantone»]

«Doch lasset uns wieder zu unserm Verfasser zurückkehren<sup>40</sup>. Er beschreibt die Sitten der Einwohner von den demokratischen Kantonen auf eine Weise, daß man glauben sollte, man würde in das Deutschland des Tacitus versezt werden, wenn man in diese Länder kommen würde. Aber wir sind versichert, daß der Herr Graf von Albon eben so wenig nun an dem Waldstättersee würde zu leben wünschen, als er, selbst zu Domitians Zeiten, von Rom zu den Catten oder zu den Marcomannen würde haben ziehen wollen<sup>41</sup>. Indessen behauptet er in der Folge, daß diese Sitten durch die militärischen und kaufmännischen<sup>42</sup> Verhältnisse, in welche die Einwohner dieser Länder seit einiger Zeit, mit auswärtigen Nationen gerathen sind, sich merklich verschlimmert haben.»

[«Das irreguläre Staatsgebäude»]

«Der Herr Graf ist übel berichtet, wenn er sagt, die Abgesandten des Abtes und der Stadt St. Gallen hätten bei den gemeineidsgenossischen Tagsazungen keine berathschlagende Stimme<sup>43</sup>. Sie haben sie freilich in allen gemeineidsgenossischen Geschäften, so wie auch die Stadt Biel, und wie bei den evangelischen Zusammenkünften die Abgeordneten der Stadt Mühlhausen. Nur pflegt jeder dieser Staaten insgemein einen einzigen Abgeordneten zu schicken, jedoch ohne daß es ihnen versagt wäre, zween abzuordnen. Sie thun dieses auch aus wichtigen Anlässen.

Der Herr Graf findet mit Recht das ganze Staatsgebäude der Eids-

taner des konfessionellen Zeitalters. Sie lassen sich besonders intensiv in der Zürcher Schule Bodmers feststellen.

<sup>39</sup> Daß die «Patrioten» nicht bei «Wünschen» stehenblieben, zeigen die Gründungen der vielen gemeinnützigen bzw. ökonomischen Gesellschaften in der zweiten Jahrhunderthälfte.

<sup>40</sup> D'Albon, p. 36ff.

<sup>41</sup> Iselin lehnte den rückwärts gewandten Patriotismus ab und stand der eidgenössischen Heldenverehrung kritisch gegenüber.

<sup>42</sup> Vgl. Anm. 38.

<sup>43</sup> D'Albon, p. 67.

genossenschaft irregulär und unsymmetrisch<sup>44</sup>. Die Unförmlichkeit dabei ist auffallend, wenn dieses System von Staaten als ein Staat angesehen werden soll, und auch als eine Konföderation hat es noch unendliche Gebrechen. Indessen hat es seit fünf hundert Jahren seine Bestimmung erfüllt und seinen Gliedern Sicherheit gewähret. Es ist möglich, daß wenn die Eidgenossenschaft seit ihrer ersten Stiftung einen einzigen Staat ausgemacht, nur eine gemeinschaftliche Regierung, nur eine höchste Gewalt, nur eine gesezgebende Versammlung gehabt hätte: sie schon lange sich in Geschäfte würde verwickelt haben, die sie zertrümmert hätten; oder daß sie solche Grundsätze angenommen haben würde, welche ihr nicht erlaubt hätten, zu denjenigen Blüthe zu gelangen, die sie nun genießt<sup>45</sup>. Immer ist aber falsch, was unser Verfasser behauptet, daß man die Eidgenossen nie gesehen habe sich für eine gemeinsame Sache bewafnen<sup>46</sup>. Was waren ihre Kriege wider das Haus Österreich, als Verfechtung der wichtigsten gemeinsamen Angelegenheit, der Freiheit oder der Unabhängigkeit? Und ihre Feldzüge wider Karl von Burgund, was anders als Abtreibung gemeinsamer Gefahr? Da sie keine andre gemeinsame Angelegenheit haben, als Sicherheit, so können sie für keine andre fechten. Zu Eroberungen, zu Erweiterungen der Han-

<sup>44</sup> « J'ai devant moi tout le tableau du Corps Helvétique ; je compte les Treize Cantons ; je distingue leurs Etats respectifs ; je vois un à un leurs Alliés. Il me semble que j'ai sous les yeux un grand édifice, mais le plus irrégulier qu'on puisse imaginer. J'ai beau l'envisager de tous les côtés, je n'y apperceois ni ordre, ni symétrie, ni ensemble, nul architecte qui en ait tracé le plan. Jointes, unies, ou plutôt accolées les unes aux autres par les mains du hazard, les parties qui le composent, ne paroissent avoir entr'elles aucune liaison, et n'offrent qu'une masse énorme. Ce sont différents corps de bâtiments, construits à différentes époques, les uns fort anciens, les autres plus nouveaux, tous entièrement disparates pour la forme, la structure, la hauteur, la grandeur, et que le moindre choc peut détruire. Cependant les siecles ont emporté les monuments les plus solides, et ce frêle édifice a résisté » (D'Albon, p. 72/73).

<sup>45</sup> Dieses Lob des Föderalismus ist auffällig. Es zeigt wiederum Iselins Sinn für die Realitäten, diesmal für die historische Wirklichkeit der Eidgenossenschaft.

<sup>46</sup> « Le but unique de leur espece de Ligue est de réunir leurs forces pour la défense de tous, et de repousser, d'un commun accord, l'ennemi qui attenteroit à la Liberté Helvétique. Cependant, soit que cette association les rende trop redoutables, et arrête les projets des Puissances ambitieuses, soit qu'elle ne soit que factice et pour en imposer, on ne les a jamais vus s'armer pour une même cause. Si plus d'une fois il ont mis presque tous sur pied leur milice ; si à une même époque [1712 !], les Cantons de Berne et de Zurich, agissant de concert, ont levé, le premier, une armée de quarante mille hommes ; et le second, une de vingt mille, ce n'a jamais été ni pour faire des conquêtes, ni pour arrêter la marche d'un conquérant ; mais toujours (ce qu'on auroit peine à croire) pour empiéter les uns sur les droits des autres » (D'Albon, p. 73/74).

delschaft und zu allen andern Anlässen zu Kriegen sind ihnen, Gottlob! seit Jahrhunderten, die Gelegenheiten verschlossen und werden ihnen auch auf ewig verschlossen bleiben. Wie ein fleißiger und rechtschaffener Landwirth hat der Schweizer keine Angelegenheit, als seinen Boden zu verbessern. Er ist zu gerecht und zu schwach, das Eigenthum seiner Nachbaren anzugreifen; zu weise, ihnen Anlaß zu Anfällen wider sich zu geben, und er fühlt sich stark und klug genug, solche abzulehnen, wenn er denken könnte, daß nicht alle seine Nachbarn gegen ihn gesint wären, wie er gegen sie. Der Herr Graf macht selbst einige dieser Beobachtungen. Und er sagt dabei: „Die Schweiz kan unmöglich für jemand anders Reize haben, als für ihre Einwohner. Ein undankbarer Boden, ein roher Himmel, ein wildes Land, stossen den Fremdling zurück und bieten ihm nicht an, was ihn entzücken und anziehen könne<sup>47</sup>.“ Diese Stelle ist wahrscheinlicher Weise mitten im Hornung zu Altendorf oder zu Sitten geschrieben worden, von einem Manne, der im Sommer niemals in der Schweiz gewesen ist. Wer im Frühling, im Sommer, oder im Herbste das Pays de Vaud, das Thurgau, den Zürichsee, das Aargau und die Gegenden von Basel und von Schafhausen durchlaufen hat, konte unmöglich so etwas sagen<sup>48</sup>.

Eben so wenig gegründet ist die Nachricht, daß die Schweizer im Jahre 1743 262,500 Mann würden ins Feld gestellt haben; wenn der Prinz Karl von Lothringen, durch ihr Land ins Elsaß hätte dringen wollen. Der Hr. Graf dachte nicht daran, als er dieses schrieb, was es seinem König kostet, 250,000 Mann vier Wochen lang zu ernähren, alle Besoldung ungerechnet; und wie viel es braucht, die Nahrung für so viele Menschen zusammenzubringen<sup>49</sup>.

<sup>47</sup> «La Suisse ne peut avoir des charmes que pour ceux qui l'habitent; ils resteront long-temps paisibles possesseurs de leurs héritages. Un sol ingrat, un climat dur, un pays sauvage, repoussent l'Etranger, et ne lui offrent rien qui puisse l'éblouir et l'attirer» (D'Albon, p. 77).

<sup>48</sup> Iselin kennt Altdorf nur von seiner Reise ans Ennetbirgische Syndicat im Spätsommer 1758. In Sitten ist er nie gewesen. Das Pays de Vaud durchreiste er vom 4. bis 6. August 1752 von Genf her kommend über Morges – wo er übernachtete – Lausanne, Moudon, Payerne – Ende der zweiten Tagesetappe – Avenches und Murten; von Lausanne an in Regenwetter. Den Thurgau kannte er von fünf Tagsatzungsreisen her, den Zürichsee von drei längern Aufenthalten in Zürich, den Aargau von seinen zahlreichen Fahrten nach Schinznach an die Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft. Schaffhausen besuchte er im Mai 1773. Iselin zog die Schönheit des Mittellandes derjenigen des Gebirges durchaus vor und steht damit der alpinen Begeisterung ferner als seine Zeitgenossen.

<sup>49</sup> D'Albon, p. 80. Iselins Überlegung beruht auf der Annahme, daß Frankreich die gegen Österreich eingesetzte Armee besoldet hätte. Basel drohte damals der Durchmarsch österreichischer Truppen auf der bekannten Umge-

Der Herr Graf macht sich auch einen zu grossen Begriff von dem Gelde, das durch die Pensionen fremder Mächte in die Schweiz fliessen soll. Im Grunde macht dieses sehr wenig aus und die Sache selbst verdient nicht von einem Manne, der denkt, vertheidigt zu werden. Immer ist es anstössig, Geld anzunehmen, das man weder verdient hat, noch verdienen soll. Der rechtschaffene Bürger soll in den Geschäften seines Vaterlandes, nur auf das allgemeine Wohl sehen, und alle Rücksicht auf fremden Lohn von sich entfernen. Doch hat er Recht, wenn er sagt, diese Pensionen haben wenig Einfluß. Allein den Schaden, den hingeworfenes Geld verursacht, thun sie immer<sup>50</sup>.

Der Herr Graf wirft der Reformation vor, daß sie die Eidgenossen getrent hätte<sup>51</sup>. Aber ihr grausamster, wichtigster einheimischer Krieg war der von 1440, lange vor Zwinglin. Und nun wird die weiser gewordene Nation wohl vor neuen Anfällen einer solchen Wuth sicher seyn.»

[«Künste und Wissenschaften»]

«Am Ende dieses Aufsazes<sup>52</sup> breitet unser Verfasser sich weitläufig über die Verdienste aus, welche sich Schweizer um die Künste und um die Wissenschaften erworben haben. Er scheint insonderheit für den Dichter Geßner eingenommen. Und unstreitig ist keiner von unsren deutschen Poeten so gewiß, allen Nationen und allen Jahrhunderten zu gefallen. Auch Bodmern läßt er Gerechtigkeit wieder-

hungsroute südlich der Stadt zwischen dem österreichischen Rheinfelden und dem französischen Elsaß. In der Tat waren zweitausend Mann eidgenössischer Zuzug vom August bis November 1743 im Kanton Basel stationiert (Christoph Vischer, Die Stellung Basels während des polnischen und österreichischen Erbfolgekrieges 1733–1748, Basler Beiträge 1, 1938, S. 88 ff.). – D’Albons Berechnungen scheinen Fehlinterpretationen des Defensionaltextes zu sein.

<sup>50</sup> Iselins Feststellung entspricht der Tatsache, daß die «Pensionen» im Laufe des 18. Jahrhunderts in den reformierten Stadtkantonen, die 1776 auf deren Erneuerung verzichteten, an Bedeutung verlieren. Die katholischen Kantone und die reformierten Landkantone haben sie bei der Bundeserneuerung von 1777 beibehalten, bzw. wieder erhalten. (Vgl. Philippe Gern, Aspects des relations franco-suisses au temps de Louis XVI, Neuchâtel 1970, p. 162 ss.)

<sup>51</sup> D’Albon geht hier (p. 84/85) noch weiter und spricht eingehend von der Intoleranz der reformierten Kirche: «Dans les Cantons réformés on ne souffrit plus que les Sectateurs de la premiere Doctrine, et l’on fit sortir les partisans des dogmes plus nouveaux: pour conserver le tronc, on coupa les branches. Le Canton de Berne en est même venu de nos jours à des partis violents pour exterminer dans son district les Piétistes, les Anabaptistes» (p. 84). Dem zitierten Text folgt noch eine ganze Seite detaillierter Ausführungen über die bernische Täuferpolitik von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert.

<sup>52</sup> D’Albon, p. 86–123. «La Suisse n’est pas seulement le pays du génie, il l’est encore de l’érudition» (p. 86).

fahren, ohne noch zu wissen, daß der vortreffliche Mann sich selbst in seinem grauen Alter übertroffen hat: und vielleicht ohne genug belehrt worden zu seyn, daß, glücklicher als Voltäre, der verehrungswürdige Greis in die Grube hinuntersteigen kan, mit dem Bewustseyn, seine Talente immer der Tugend geheiligt, niemals misbraucht zu haben. Herr Court von Gebelin<sup>53</sup> rühmt er nach Verdiensten, nicht aber Lavatern<sup>54</sup>. Er nent wenig schweizerische Künstler<sup>55</sup>; Daß er unter diesen Hedlingen nicht anführt, können wir ihm nicht verzeihen<sup>56</sup>. Er schreibt der ökonomischen Gesellschaft von Bern die Ehre zu, den Abbee Mably und den Marchese Beccaria gekrönt zu haben. Diese Ehre gehört aber einer andern Gesellschaft zu, der société des citoyens<sup>57</sup>, die aus Gliedern von Bern, von Zürich und

<sup>53</sup> Im Text Druckfehler: «Couat». Antoine Court de Gébelin (1719–1784), Sohn des Restaurators der französischen reformierten Kirche, wuchs in Lausanne auf und war später in Paris als Philologe und Mythendeuter wissenschaftlich tätig. D'Albon stand ihm sehr nahe und hat ihm nach seinem Tod einen Nekrolog gewidmet und in einem seiner Besitztümer eine Grabstätte errichten lassen. – Iselin schätzte Court sehr hoch ein als Erforscher vorgeschichtlicher Zusammenhänge.

<sup>54</sup> D'Albon sagt (p. 103) über Lavater: «M. Lavatter a beaucoup d'imagination, mais elle est excessive, et l'a fait donner dans une chimere qui lui a fourni la matiere de quatre volumes *in-4°*. c'est de connoître le caractere de tous les hommes par leurs portraits ou figures. Malgré ce système que nous croyons bizarre par sa trop grande étendue, on ne peut lui refuser des idées et de la fécondité. Au reste, ce nom est connu depuis long-temps dans les Sciences. Le Traité des Spectres, et bien d'autres Ouvrages de Louis Lavatter l'ont conservé depuis plus de deux siecles.»

<sup>55</sup> D'Albon nennt (p. 107) nur Holbein, Stimmer, den Kupferstecher Johann Jakob Thurneysen (1636–1711) und den Stauengießer Johann Balthasar Keller (1638–1702).

<sup>56</sup> Als Iselin auf der Frauenfelder Tagsatzung von 1778 Landamman Victor Laurenz Hedlinger (1733–1793), der seit 1762 Mitglied der Helvetischen Gesellschaft war, kennenlernte, sagte er von ihm: «Le neveu et gendre du célèbre Hedlinger est un homme de beaucoup de génie» (Iselin an Jean-Rodolphe Frey, 13. Juli 1778; Isaak Iselin Archiv Bd. 56, S. 144. Mitgliederverzeichnis der Helvetischen Gesellschaft, Historisches Seminar Bern). Außerdem verkehrte er in Basel gelegentlich mit dem Graveur Samson, der mit dem großen Medailleur Johann Karl Hedlinger in Verbindung stand (Tagebuch 24. Mai 1766, 27. April 1767, 1768 passim, 1769 und 3. August 1780; Isaak Iselin Archiv). Es sind dies die einzigen feststehenden Äußerungen Iselins über den Medailleur Hedlinger. Gewiß hat Iselin das Medaillenkabinett Schorndorffs gekannt. Es läßt sich jedoch kein Beleg dafür finden. (Vgl. Johann Karl Lindau, Das Medaillenkabinett des Postmeisters Johann Schorndorff zu Basel, Basler Beiträge 28, 1947, S. 57 ff.)

<sup>57</sup> D'Albon, p. 105. Iselin spricht von diesem nie ausgeführten Plan schon im 8. Stück der «Ephemeriden» von 1776 (S. 84). Neueste Angaben über diesen kosmopolitisch-philanthropischen Versuch bei Karl Friedrich Wälchli, Niklaus Emanuel Tscharner, Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 48, S. 91, Anm. 3.

von Basel bestand; die nun verschwunden ist, und von der wir, wie wir es bereits versprochen haben, einmal in den Ephemeriden eine ausführliche Nachricht ertheilen werden<sup>58</sup>.»

<sup>58</sup> Iselin bricht seine Rezension hier ab und erwähnt die letzten zwanzig Seiten d'Albons nicht mehr, wo von der wissenschaftlichen und technischen Tätigkeit in Genf gesprochen wird (D'Albon, p. 108–126). – Dies geschieht aber keineswegs aus Mißachtung der genferischen Leistungen.

# Juliusz Słowacki und sein Griechenlandbuch

von

Rudolf Bächtold

In der philhellenischen Bewegung – wenn wir unter Philhellenismus den Willen zu aktiv-kämpferischem Einsatz für den griechischen Freiheitskampf aus einem idealen Griechenlandglauben und Griechenlandbild heraus verstehen wollen – haben die Slaven keine sehr große Rolle gespielt; sie ist vorwiegend eine deutsche, französische und englische Bewegung. Die Balkanslaven und die Russen hatten allerdings ein intensives Verhältnis zur griechischen Welt und folglich auch ein starkes Interesse am griechischen Unabhängigkeitskampf; aber für sie war das Griechentum nicht eine vor kurzem auf geistigem Wege neuentdeckte Bildungs- und Muster-Welt, sondern ein kontinuierlich vorhandener realer Faktor von vorwiegend kirchlicher Bedeutung; die Griechen (die in Konstantinopel, nicht in Athen ihr Zentrum hatten) wurden gesehen einerseits als Unterdrückte (durch den gemeinsamen türkischen Erbfeind), andererseits als Herrschenwollende (durch die Macht der griechisch-orthodoxen Kirche). Die westlichen, katholischen Slaven hatten zu den Griechen zwar die Distanz, die Voraussetzung war, um einen idealen Philhellenismus zu entwickeln; aber, da sie sämtlich in den Ländern der Heiligen Allianz lebten, hatten sie kaum die praktische Möglichkeit, eine solche Gesinnung geschlossen auszudrücken und gar zu betätigen. Doch gerade wenn die Slaven eine philhellenische Aktivität kaum entfalten konnten, so muß die Erfassung und Analyse philhellenischer Gesinnung und überhaupt der Einstellung zum Griechentum bei einzelnen Slaven als Forschungsaufgabe betrachtet werden; und es ist nötig, sich darüber klar zu werden, welche slavischen Schriftsteller und Dichter sich über griechische Dinge ausführlicher geäußert haben und in welchen Werken solche Äußerungen zu finden sind.

Einer der bedeutendsten Deuter und Künster griechischen Wesens, Jacob Burckhardt, hat von dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Italien aus den Sprung an die griechische Küste hinüber doch nie gemacht; er hat nur (im August 1878) «mit dem Gedanken gespielt, von Ancona aus nach Griechenland hinüberzufahren»<sup>1</sup>. 42 Jahre früher, im September 1836, benützte der polnische Romantiker

<sup>1</sup> Kaegi, Werner: Jacob Burckhardt, IV, 459.

Juliusz Słowacki – ebenfalls von einem jahrelangen Wohnsitz in der Schweiz herkommend, ebenfalls in Italien gründlich in die mediterrane Kulturwelt eingelebt – eine Gelegenheit, die Aufforderung eines begüterten Freundes und trat die Reise an, eine Reise, auf der Griechenland allerdings nur Durchgangsgebiet war. Einen Mann, der an Schönheitsverehrung, edler Gesinnung und Ausdrucksfähigkeit nicht hinter den bedeutendsten Europäern seines Jahrhunderts zurückzustehen braucht, auf seinem Weg durch Griechenland zu begleiten, wird vielleicht dem Erforscher Jacob Burckhardts einiges Vergnügen machen.

Das wichtigste Dokument von Słowackis Griechenlandreise, das wir uns im Titel erlaubt haben, sein «Griechenlandbuch» zu nennen, ist auf den ersten Blick nicht als solches zu erkennen: Es ist ein vom Dichter selbst nicht publiziertes Fragment, das die Überschrift trägt: «Reise ins Heilige Land von Neapel aus». Der Autor hat auch wirklich seinen Reiseplan vollführt: Er fuhr am 24. August 1836 von Neapel ab, war vom 10.–27. September im festländischen Griechenland, gelangte im Oktober von Syra nach Alexandria, besuchte im November Ägypten (Pyramidenbesteigung, Nilfahrt bis Assuan), im Dezember das Heilige Land und verwendete den größten Abschnitt der Gesamtreisezeit auf das Libanongebiet (mehrwochiger Aufenthalt in einem maronitischen Kloster), bis er am 17. Juni 1837, von Tripolis kommend, in Livorno landete. Aber der Plan, die Reise in einem poetischen Tagebuch zu beschreiben, ist bei weitem nicht vollendet worden. Nach dem in Neapel spielenden ersten Gesang fehlt schon der zweite, und alle erhaltenen weiteren sieben schildern griechische Eindrücke; der Inhalt bietet also etwas anderes, als der Titel zu versprechen scheint. Der Dichter hat sich seine Aufgabe von der formalen Seite her zu sehr erschwert, als daß er den eigentlichen Plan hätte zum Abschluß bringen können. Er stellt sich in die Tradition des Ariost und des Byronschen «Childe Harold» und will beweglich-buntes Spiel des Geistes durch entsprechendes lebendiges Spiel der Verse wiedergeben, entschließt sich aber dann doch nicht, sich die versifikatorische Schwerarbeit der Oktave aufzuerlegen, sondern begnügt sich mit Sextinen, mit Strophen aus sechs Elfsilblern im Reimschema ababcc. So ist das geplante Werk nicht fertig geworden, auch läßt die berichterstatterische Kontinuität der Reisebeschreibung, schon am Anfang nicht streng eingehalten, gegen Ende des Fragments immer mehr nach. Ferner dürfen wir uns keinesfalls darauf verlassen, daß die einzelnen Blätter dieses poetischen Tagebuchs auch nur annähernd am Tage des Erlebnisses geschrieben worden sind, vielmehr haben manche Partien des Werks erst später ihre uns überlieferte Form gefunden. Es wurde erwähnt, daß die «Reise ins Heilige

Land » nur aus dem Nachlaß des Dichters bekannt geworden ist; eine Ausnahme macht der achte Gesang, «Das Grab des Agamemnon», der als für sich stehendes Gedicht von Słowacki im Dezember 1839 in einem größeren Kreis vorgelesen und im folgenden Jahr in Paris im Druck herausgegeben worden ist. Die erste Ausgabe der «Reise» wurde 1866 veranstaltet, heute ist sie, von Manfred Kridl bearbeitet, im Band IX der von Juliusz Kleiner herausgegebenen Słowacki-Gesamtausgabe enthalten (Breslau 1956). Bei Verweisen wird im folgenden durch eine römische Ziffer der «Gesang», durch eine arabische die Strophe genannt.

### *Die Ionischen Inseln*

Słowacki kommt nach Griechenland auf dem Seeweg – von Otranto her – an den Ionischen Inseln Korfu, Santa Maura-Leukas, Kephallenia vorbei nach Zante; und von da nach Patras. Die Wahl dieser Route war beinahe selbstverständlich – welcher mitteleuropäische Reisende hätte damals den Landweg etwa via Belgrad–Saloniki nehmen wollen? Auch die beiden geistesgeschichtlich bedeutendsten Vorgänger Słowackis, Chateaubriand und Byron, kamen von Westen her zur See, und es gibt, rein aus der Situation heraus, analoge Züge in den Schilderungen aller drei Dichter, zum Beispiel den gespannten Blick zu den Bergen des epirotischen Festlands hin, die eine besonders geheimnisvolle Welt verhüllten.

Słowacki war nach seinem bisherigen Lebensweg eher eine Landratte; sein Geburtsort Krzemieniec in Wolynien liegt 600 km vom nächsten Hafen entfernt; außer Krzemieniec waren Wilna, Warschau, Genf und Paris die wichtigsten Stationen seines Lebens. Das Meer hatte er als Achtzehnjähriger in Odessa flüchtig gesehen, intensiver erlebt hat er es im Sommer 1831, wo er als diplomatischer Kurier der polnischen Aufständemänner nach London fuhr – da das Kurschiff gerade abgefahren war, mietete er zur Überfahrt ein eigenes Boot, «in diesem Entscheid der Miete eines Schiffes, auf welchem er ganz allein England erreichen würde, äußert sich vielleicht eine Byronsche Geste<sup>2</sup>». Man kann auch sagen, daß sich in diesem Entscheid vielleicht eine innere Verwandtschaft zum Meer – das er besonders intensiv erleben wollte – äußerte. Der Romantiker Słowacki ist ein Dichter der Elemente, und besonders die beweglichen Elemente Luft und Wasser umspielen seine Gedichte fast beständig. Die Intensität seines Griechenlanderlebnisses ist von dieser Affinität zum Meer bestimmt. Das Seefahrerische hat er an den Griechen besonders bewundert; sein vier Jahre vorher geschriebenes Griechen-

<sup>2</sup> Hertz, Paweł: Portret Słowackiego<sup>4</sup>, Warszawa 1955, p. 54.

Epos «Lambro» hat einen Seefahrer zum Helden, und er selbst äußert im ersten Gesang seines Reisegedichts scherhaft die Berufung, als Byronscher Korsar den Archipelagus zu durchsegeln (I, 40).

Trotzdem sind ihm die meerumspülten Ionischen Inseln noch nicht das echte Griechenland. Den Titel «Griechenland» führt erst der vierte Gesang, die Eindrücke von Korfu und Leukas sind unter dem Stichwort «Das Dampfschiff» berichtet. Die Ionischen Inseln gehörten politisch nicht zu Hellas, sie waren britisch. Die Griechen der Ionischen Inseln, jahrhundertelang unter anderer Herrschaft stehend und anderen Einflüssen ausgesetzt als diejenigen des Festlands und der Ägäischen Inseln, standen bei vielen im Rufe der Verweichung, des Geschäftsdenkens. Ein Echo von dieser Auffassung scheint im Ton mitzuklingen, wenn Słowacki von den zwei Mitreisenden aus Zante spricht, die ihm während der Fahrt am meisten aufgefallen sind. Der eine ist der bedeutende neugriechische Dichter Graf Dionysios Solomós (Slowacki nennt ihn «Graf Solomon»). Von ihm, dem kränklichen, sorgfältig in Kissen gebetteten, wichtigtuerisch seine beiden Diener herumkommandierenden, sich über den schreienden Kapitänen ärgernden Schöngest gibt uns Słowacki ein liebenswürdig-komisches Bild, das später durch Schilderung seiner zakynthischen Häuslichkeit ins Idyllische vervollständigt wird. Aus der erwähnten Schilderung kann man übrigens schließen, daß Słowacki auf Zante bei Solomós zu Gast war. Selbst sagt er kein Wort von einem persönlichen Kontakt; doch ist ein solcher *a priori* wahrscheinlich: Słowacki kannte mindestens Solomós' berühmtestes Gedicht, die «Ode an die Freiheit»<sup>3</sup>, er paraphrasiert (III, 9) den Anfang. Beide Dichter hatten viel gemein: sie waren Nachahmer Byrons, Bewunderer von Manzonis «Inni sacri», beide waren unter einer Oberfläche fast dandyhaften Gehabens für das Heroische begeistert. Die Heldenstadt Missolungi, in deren Nähe sich beide trafen, beschäftigte beide zutiefst, Solomós arbeitete fast zwanzig Jahre an einem Missolungi-Epos «Die freien Belagerten». Schließlich hat jeder der beiden ein Epos über griechisches Rebellen-tum unter dem Titel «Lambro(s)» geschrieben. Bei Solomós ist «Lambros» ein Held, der an einem Rachezug von Griechen gegen Ali Pascha teilnimmt. Außer dem Patriotismus treibt ihn dazu auch der Wunsch, Rache zu nehmen für einen Mönch, den Ali Pascha lebendig hat verbrennen lassen, Bruder von Maria, die Lambros ver-führt hat und mit der er seit fünfzehn Jahren zusammenlebt. Im

<sup>3</sup> Aus der französischen Übersetzung von Stan. Julien, vgl. Sawrymowicz, Eug.: Kalendarz życia i twórczości Juliusza Słowackiego. Wrocław 1960, p. 261/262 (Kalender von Słowackis Leben und Schaffen).

griechischen Lager erscheint nun ein Überläufer, um die Christen vor einem ihnen gestellten Hinterhalt zu warnen. Nachdem er sich dieses Auftrags entledigt hat, nimmt er Lambros beiseite, gibt sich als Mädchen zu erkennen und bittet um die Taufe. Lambros verliebt sich in die Unbekannte und verführt sie. Aus gewissen Tätowierungen erkennt er später, daß das Mädchen seine Tochter ist, die er seinerzeit – wie drei andere aus der Verbindung mit Maria entsprosene Kinder – ausgesetzt hat. Die Verwicklung kann nur tragisch enden: Mutter und Tochter ertränken sich im See, während der Vater mit zerrütteter Seele flieht, verfolgt von Gewissensbissen und von den Schatten der drei umgekommenen Kinder<sup>4</sup>.

Słowackis «Lambro, der griechische Rebell» (geschrieben in Paris und Genf, 1832/33) unterscheidet sich von Solomós' gleichnamigem Helden am augenfälligsten dadurch, daß er ein Abenteurer zur See, nicht zu Lande ist. Zu seinem Epos wurde Słowacki gewiß mitange regt durch die auf den griechischen Rebellen der Jahrhundertwende Lambro Canzani bezüglichen Worte Byrons in einer Anmerkung zur «Bride of Abydos»: «Abandoned by the Russians, he became a pirate... He and Riga are the two most celebrated of the Greek Revolutionists.» Bei Słowacki hat der griechische Patriot Lambro einen von der russischen Kaiserin ermutigten und dann im Stich gelassenen Aufstandsversuch gegen die Türken mitgemacht. Später hat er die Hinrichtung des Freiheitsdichters Rhigas (1798) – Słowacki stellt die Sache so dar, daß dieser am Mast des Sultanschiffes erhängt worden sei – zu einem kühnen Handstreich benutzt: mit einem Brander legt er Feuer an das Sultansschiff und verhilft so gleichzeitig Rhigas zu einer großartigen Leichenfeier und den Türken zu einer entsetzlichen Katastrophe. An der Sache der griechischen Befreiung verzweifelnd, wird Lambro dann zum Seeräuberkapitän. Er ist dem Rauschgift ergeben und ersticht in einem Anfall von Sinnesverirrung seinen treuen Pagen – am Todesschrei merkt er, daß es in Wirklichkeit seine frühere Geliebte Ida war, die sich als Jüngling verkleidet hatte, um ihm immer nahe sein zu können. Unter großartigen und schrecklichen Visionen stirbt der vergiftete Lambro.

Solomós' und Słowackis Lambro-Epen sind in der Handlung verschieden, haben aber doch auch starke Gemeinsamkeiten: Auf dem Hintergrund vereinzelter und nationalpolitisch hoffnungsloser, also abenteuerlicher Aktionen zeichnet sich der zwischen Verbrechen und Heldentum tragisch zerrissene Held, der echte «Byron-Held». Seine Taten kulminieren in der unwillentlichen, aus einem schaurlichen *Qui pro quo* erwachsenen Ermordung der Geliebten.

<sup>4</sup> Lavagnini, Bruno: *Storia della Letteratura neoellenica*, Milano 1954, p. 109.

Während bei Solomós, dem einen der beiden Bürger von Zante, die uns Słowacki als Mitreisende schildert, der durch sein äußerliches Gehaben erweckte Anschein einer gewissen eitlen Nichtigkeit trog und er sich uns vielmehr ein Geistesverwandter unseres Autors enthüllte, kommt es bei dem andern der vorgestellten Nesioten zu keiner solchen Aufwertung: er ist eine Kontrastfigur zu dem Heroismus-Motiv, das in Słowackis Griechenlandsicht wichtig ist: Es handelt sich um einen jungen Juristen, Sohn eines Richters, der zwölf Jahre lang in Genf studiert hat, um sich auf seinen ererbten Beruf vorzubereiten und nun ohne weitere Seelenerschütterung, auf demselben Schiff, auf dem er vor zwölf Jahren ausgefahren ist, wieder in die Heimat zurückfährt; das Schiff ist ihm «nur eine Maschine, auf der die Menschen dem Geld nachschwimmen». Dem einen – so meditiert Słowacki im Anschluß an diese Beobachtung – ist die Rückkehr in sein Vaterland eine banale Selbstverständlichkeit; andere müssen sich eine solche Rückkehr durch Abstriche an ihrer Überzeugung erkaufen, noch andere, und zu diesen will sich Słowacki selbst zählen, verzichten lieber auf das Vaterland, als daß sie ihre Überzeugung verraten. Damit hat Słowacki ein Motiv angeschlagen, das wohl den wichtigsten Beweggrund für sein Interesse an Griechenland darstellt: die Parallelität zwischen Griechenland und Polen im Zeichen eines Kampfes zwischen Freiheitswillen und Unterdrückung.

### *Missolungi*

Nachdem Słowacki die Nacht meditierend, die Sterne betrachtend, und, wie er um des romantischen Stimmungsbruchs willen auch bemerkt, «Zigarre rauchend» an Deck zugebracht hat, bietet sich ihm bei Sonnenaufgang ein großartiger Anblick:

«Purpur seh ich den Osten umgreifen,  
funkelnde Weiße nimmt dann seine Stelle.  
Letzte Röte als fasriger Streifen  
schwimmt in die Bläue. Oh, klassische Helle!  
Manchesmal sah ich so schon wie heute  
Eos verschleiert, wie sie Rosen streute.

So fliegt sie jetzt, voll von hellen Brillanten,  
voll Tau und Perlen am Himmel mir entgegen,  
aufgehend über den Bergen von Lepanto;  
eh dann die Sonne, folgend ihren Wegen,  
wie eine Uhr, die die Ewigkeit zeigt,  
über den Höhen von Patras aufsteigt.

Riesige Formen, wie die Nibelungen  
 in den Liedern des Nordens sie gestalten!  
 Sonne, dein erster Strahl traf Missolungi,  
 Nest, wo die Bilder der Kämpfer noch walten,  
 die hundertfachem Feind widerstanden,  
 sich nicht ergaben, doch Gräber fanden.» (IV, 16–18)

«O Missolungi!» – zweimal setzt nun Słowacki in feierlichem Tone an, um den Ruhm der Heldenstadt zu singen, den Ruhm, der noch ganz frisch war: erst vierzehn Jahre war es her seit der ersten Belagerung vom Spätjahr 1822, nicht viel mehr als zehn Jahre seit der großen vom April 1825 bis zum April 1826, die mit dem heldenhaften Untergang endete. Die «an Missolungi schon begonnene Ode» wird aber unterbrochen durch einen Vorfall aus der niederen Welt, aus der Vogelwelt, einen Vorfall, wie er aber seit den römischen Auspizien immer wieder von den Dichtern zur sinnbildlichen Darstellung großer politischer Kämpfe verwendet worden war: eine kleine Wachtel, von einem federrasselnden Hühnergeier verfolgt, flüchtet sich aufs Schiffsdeck. Diese Wachtel, der einst vielleicht (so meint der Dichter) ihr Nest in Missolungi zerstört worden und die jetzt mit Mühe und Not dem Angriff des Raubvogels entgangen ist, spiegelt nicht nur das Schicksal der Griechen angesichts der türkischen Übermacht, sondern sie wird auch «in Stichworten» mit den Wechselfällen der polnischen Geschichte in Beziehung gebracht: sie hat «Kościuszko Zeiten» miterlebt, und bei Grochów (Schlacht vom 25. Februar 1831, durch die die Polen die Einnahme Warschaus durch die Russen noch einmal um ein halbes Jahr hinausschieben konnten) den überlegen bewaffneten Feind abgewehrt.

Da Słowacki als Dichter, nicht als Fremdenführer vor der «spielzeugartig mit ihren Häuschen daliegenden» Stadt Missolungi steht, so verzichtet er darauf, uns zusammenfassend aufzuzählen, was er alles über diese Stadt und ihre Helden weiß. Er nennt aber bei verschiedenen Gelegenheiten und so, daß eine starke Erregung mit-schwingt, die Namen der großen volkstümlichen Kämpfer Markos Botzaris und Kizos Zavellas, er erwähnt auch, daß er den Tod des Markos Botzaris (20./21. August 1823 beim erfolgreichen Überfall auf das Türkenlager zu Karpenissi) auf einer Lithographie abgebildet gesehen habe.

An der Meerenge von Lepanto fällt Słowacki ein düsterer, regelmäßig geformter, einer sechsseitigen Pyramide vergleichbarer Berg auf; diesen «hat Gott selbst zum Denkmal der von ihm vorgeühlten großen Ereignisse hingestellt». «Wenn du, Byron, nicht am Fieber, sondern von einer Bombe, einer Kugel oder einem Dolch hier ge-

storben wärest, würde ich diesem Berg den Namen Byrons Grab verleihen» (IV, 26) – so schließt Słowacki den Missolungi-Abschnitt und dokumentiert so, daß sein inneres Verhältnis zu Missolungi ihm mehr durch den großen Dichter als durch Zeitungen und Lithographien vermittelt worden ist.

### *Konstantin Kanaris*

Patras ist die Stadt, wo Słowacki zum erstenmal den Boden des frisch befreiten Griechenlands, des Königreichs Hellas betritt. Der wichtigste und der einzige darstellenswerte Eindruck von dieser Stadt ist aber für ihn die Begegnung mit Konstantin Kanaris, dem berühmten Helden des Befreiungskrieges und auch noch im Verlaufe seines späteren langen Lebens nicht unwichtigen Politiker. Kanaris ist derjenige Grieche – neuer und alter Zeit –, der in Słowackis «Reise ins Heilige Land» und, so ist man versucht zu schließen, in seinem Denken und seiner Phantasie den größten Raum einnimmt, der für ihn – als Freiheitskämpfer, als «Herr der Elemente» – förmlich eine Verkörperung Griechenlands darstellt. Diese besondere Bedeutung des Konstantin Kanaris wird dem Leser nicht nur durch direkte Aussagen fühlbar gemacht, noch mehr wird sie suggeriert durch die kompositorische «Umrahmung», in welcher das Kanaris-Bild präsentiert wird, durch zwei Sequenzen, die beide in der Vorstellung «Kanaris» gipfeln, auf sie hin steigernd gestaltet sind. Vor der Erzählung des Kanaris-Besuchs steht das «politische Credo», dessen letzter Satz ist: «Ich glaube, daß heute noch Kanaris lebt», nachher folgt eine Reminiszenz an Jugendlektüre über Griechenland, in der ebenfalls Kanaris als einprägsamste Erscheinung am Schluß steht. Auf den Gedanken des politischen Credo hat den Dichter der Anblick der großartigen und erinnerungsreichen Landschaft von Missolungi gebracht – mit jenem pyramidenförmigen Berg, dem er gern den Namen «Byrons Grab» gegeben hätte und der ihn auch an den nahen Parnaß erinnerte. Der Name Robespierres steht am Anfang des politischen Credo: Robespierre ist der Gott-Vater der republikanischen Idee, Maurycy Mochnacki, der frühverstorbene Held und Theoretiker des polnischen November-Aufstands, ist «der Sohn», und die in der Emigration wieder zusammengekommenen Mitglieder des revolutionären Sejms sind «Alle Heiligen» und offenbar zugleich so etwas wie ein kollektiver Heiliger Geist. Nach einer Caesur («Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich das Credo abschließen soll») fährt der Dichter fort, indem er den Gedanken an die Zukunft der Revolutionsbewegungen mit Reminiszenzen an Helden der Antike in enge Verbindung bringt:

«... *ich glaube*: Halt geboten  
wurde den Feinden einst durch einen Cycles;  
Credo: Miltiades war und Themistokles.

Credo: noch heute lebt unter uns Kanaris,  
denn eben jetzt komm ich von seinem Hause,  
denn eben sah ich, wie dieser Wellen-Faris<sup>5</sup>  
standhaft umstürmt vom Feuer-Gesause  
Patrassens griech'sche Flotille kommandiert,  
ich glaube; denn zu ihm hat mich mein Weg geführt.»

(IV, 32/33)

Im Kontrast zu seinem heroischen Leben besitzt Kanaris eine recht idyllische Häuslichkeit, unter anderm mußte der Dichter über eine leichtgebaute luftige Holztreppe in das Wohngeschoß steigen. Diese Treppe wurde für ihn zu einer Jakobsleiter, die ihn in einen Traumzustand versetzte, einen Traum, in dem er sich wieder als etwa sechzehnjährigen Jüngling, als Student auf Ferien im Landgut der befreundeten Familie Śniadecki sah. Während er wartete, ob etwa seine angebetete «Lutka» (Ludwika Śniadecka) zum Baden kommen würde, las er hingerissen:

«Sinnend las ich, wie Ipsiānti siegte,  
dann – fallend – Hellas seinen Bruder sandte;  
und wie ich las, kam der Zephyr und wiegte  
Rosenblüten und Wellen, und wandte  
bei seinem sanften Darübergleiten  
blätternd in meinem Buche die Seiten.

Mit einem Kiesel beschwer' ich die Seiten,  
lese und seh' mit der Einbildung Blicken  
den Fürsten Dimitri zum Kampfe reiten  
mit seiner «Schwarzen Schar» im Rücken;  
Mut, doch nicht Hoffnung in allen Zügen,  
gleichsam Chäroneas Gräbern entstiegen...»

(IV, 39/40)

Der Dichter schickt sich also an, eine kurze Geschichte des griechischen Unabhängigkeitskrieges, so wie ihn ein junger Zeitgenosse erlebt hat, zu geben. Er verwischt dabei die Grenzen zwischen den Eindrücken der unmittelbaren Umgebung des jungen Lesers und den Eindrücken seiner Lektüre, zwischen den neuen Griechen und denen der Antike, ferner zwischen Griechen und Polen, und auch

<sup>5</sup> Faris: Typ eines orientalischen naturverbundenen Reiters, von Słowacki wie auch von Mickiewicz mehrmals in Gedichten beschworen.

zwischen den einzelnen zeitlichen Phasen des Befreiungskriegs. Manche Einzelheiten werden dadurch schwer verständlich. Daß zum Beispiel (Alexander) Ipsilonanti «fiel», ist offenbar eine Anspielung auf die Schlacht bei Dragaschani, in der er mit seiner «Heiligen» oder «Schwarzen Schar» vernichtend geschlagen wurde, worauf er sich im Habsburgerreich, in Munkacs, internieren ließ und 1828 in Wien starb. Dieser etwas unklar evozierte Untergang Ipsilonantis und der «Heiligen Schar» bringt den Dichter auf zwei Namen, die für schicksalsträchtige Niederlagen stehen: Chäronea als Entsprechung aus der Antike: Untergang des freiheitsliebenden und individualistischen alten Hellas durch die brutalere, wenn auch stammverwandte Militärmacht aus dem Norden – und Maciejowice. Beim Betrachten des Löwen von Chäronea (hat Słowacki dieses Denkmal gesehen oder es sich nur nach Schilderungen vergegenwärtigt?) meint er die Worte des Kościuszko «Finis Poloniae» zu hören (IV, 43). Drei Bereiche stehen ihm eben in einem gefühlsmäßigen Zusammenhang: Schicksal der alten Griechen; Schicksal der modernen Griechen; Schicksal Polens.

Nach der Anfangsphase des griechischen Aufstands, in der die Brüder Ipsilonanti hervorstechen, hat natürlicherweise der Feldzug des Ibrahim Pascha dem lesenden Jüngling den größten Eindruck gemacht. «Wie der aufgestaute Nil» oder «wie eine von oben herunterbrechende Pyramide» stürzen sich die Ägypter auf Griechenland. Die Abwehr muß mit schwachen Kräften, nicht nur mit tapferer Entschlossenheit, sondern auch unter Ausnutzung des schluchtenreichen Geländes geführt werden. Die Namen Xerxes, Thermopylen, Leonidas kommen dem klassisch gebildeten Studenten von selbst in den Sinn. Gegen den Schluß dieses Berichtes verläßt der Dichter die chronologische Reihenfolge der Ereignisse und spricht von den beiden Helden, die ihm den größten Eindruck gemacht haben: Markos Botzaris zu Lande und, in großartiger Steigerung: Kanaris zur See (Miaulis wird gerade nur eben erwähnt). Im Blick auf die dahinziehenden Wellen des Flüßchens verschmilzt ihm der unmittelbare Natureindruck mit der Vorstellung des «kentaurenhaft» als Brandkapitän dahinsegelnden Kanaris und mit dem jugendlichen Gefühl eines Vorwärtsgleitens in eine als hell erhoffte und doch unbestimmte Zukunft.

In seinem «politischen Credo» und in den Blättern der Erinnerung an die Jugendlektüre in Litauen hat also Słowacki seiner Verehrung für Kanaris deutlich und offen Ausdruck gegeben; eine *versteckte* Huldigung an Kanaris dürfen wir im «Lambro» erblicken. Słowackis «Lambro» ist mit der Insel Ipsará eng verbunden: sie bildet im ersten der zwei Teile den Hintergrund der Ereignisse. Nun, die Insel

Ipsará wurde vorzugsweise durch die Taten ihres großen Sohnes, eben des Kanaris, berühmt, gewiß hat jeder damalige Leser diese Gedankenverbindung gezogen. Und zweitens: die großartige, den Türken grausigen Schrecken und den Griechen hohen Ruhm bringende Zerstörung des türkischen Sultansschiffes durch einen Brander, der Höhepunkt des ersten Teils des «Lambro», ist offensichtlich der ähnlichen Tat des Kanaris am 18. Juni 1822 in den Gewässern von Chios nachgedichtet.

Wenn wir nun wissen, wie hoch Słowacki Kanaris verehrte, nicht nur wegen vergangener Taten, sondern auch in Erwartung von zukünftigen, als Freiheitshelden von nicht nur griechisch-nationaler, sondern von allgemeiner Bedeutung (das dürfte aus der Stellung des Kanaris im «politischen Credo» hervorgehen), so wären wir erst recht gespannt darauf, konkrete Einzelheiten über das Gespräch zu vernehmen, das die beiden am 10. September miteinander führten. Aber unser Autor gibt nun einmal selten etwas unmittelbar und direkt wieder, sondern unterzieht alles einer intensiven poetischen Umgestaltung. «Schwere und ungenaue Parabeln kamen aus meinem Munde», sagt er selbst (V, 9). Er fragte seinen Helden nach einem «Geheimnis», welches die Zukunft der Freiheit anging. «Meine Frage war wie Hamlets metaphysisches Wort: ob die Seele träume?» (V, 4). Daß er dem Seehelden für seine vergangenen Taten Lorbeeren gewunden habe; daß er ihm wegen seiner gegenwärtigen Zurücksetzung sein Bedauern ausgesprochen habe; daß er ihn zu weiterem Einsatz aufgerufen habe («Ich wollte ihm die Größe Washingtons verleihen, ihn durch meine Frage zum Retter gürten») und von ihm auf die realen Begrenztheiten («Auch fehlten ihm die goldenen Millionen» V, 5) verwiesen worden sei: wir erfahren das alles mehr in poetischen Umschreibungen als aus einem protokollarischen Bericht und gewinnen zudem den Verdacht, der Dichter habe sich da ein wenig zum Cassius eines shakespeareischen Brutus umstilisiert.

Konstantin Kanaris ist in der späteren griechischen Geschichte nicht mehr in der Weise «zum Zug gekommen», wie das Słowacki offenbar gewünscht hätte. Aber die Hoffnung auf Kanaris wurde von vielen geteilt; er ist immer wieder an leitende Stellung berufen worden, wenn die radikalen Griechen eine neue Phase des Freiheitskampfs für fällig erachteten – 1848/49, 1854/55 und besonders 1862, wo man ihn mit dem andern politisch-militärischen Handelskapitän, Garibaldi, in einem Atemzug nannte: «On parle d'une entente de Canaris avec Garibaldi<sup>6</sup>.» Er starb 1877 und wurde unter riesiger Anteilnahme zu Grabe getragen.

<sup>6</sup> Driault-Lhéritier: *Histoire diplomatique de la Grèce de 1821 à nos jours*, Paris 1925, II, p. 468.

*Die Reise zu Pferde*

In Patras hatte Słowacki mit seinem Reisegefährten Brzozowski das Schiff verlassen. Reittiere und die dazugehörigen Führer wurden gemietet, und man machte sich zu Pferde an die Bereisung des Peloponnes – zunächst der Küste des Korinthischen Golfs entlang nach Vostiza (Ägion), wo die beiden eine ungemütliche, aber humorvoll beschriebene Gewitternacht in einer nicht regendichten Herberge zubrachten. Ein Abstecher brachte die Reisenden zum Kloster Megaspileon. Später muß Słowacki Sparta besucht haben; über Tripoliza kam er nach Nauplia, und wir treffen ihn wieder in Mykene, im «Grab des Agamemnon», dem bekannten, auch als «Schatzhaus des Atreus» bezeichneten unterirdischen Rundbau, und dann in Korinth, womit die Landreise auf dem Peloponnes zu Ende ist. Beschrieben hat er aber von der «Reise zu Pferd» – in dem so betitelten V. Gesang und am Anfang des VI. – nur das erste Teilstück zwischen Patras und Vostiza.

Bis dahin stand seine Griechenlandschau unter dem Vorzeichen des Erhabenen, des Heroischen, und die Distanz, die das poetische Subjekt vom sicheren Schiffsdeck aus zu seinem Objekt wahren konnte, verhinderte im allgemeinen Störungen dieser erhaben-heroischen Stimmung. Nun aber findet sich der Dichter mangelhaft beritten auf holperiger Straße als Teil einer zusammengewürfelten Gruppe in willkürlich-bunter Kostümierung. Statt der romantischen Großartigkeit kommt jetzt die romantische Ironie zu ihrem Recht; zum Beispiel schon in der Selbstbeschreibung des Dichters als Teil dieser Kavalkade. Für uns, die wir Słowackis Griechenlandbild möglichst allseitig kennenlernen möchten, ist dieser Standpunktwechsel sehr erwünscht: er bewirkt, daß der Dichter nicht nur auf das (zur Stilisierung verführende) Griechenland der Antike und des Freiheitskrieges, sondern auf «aktuelle Probleme» des Nachkriegs-Hellas zu sprechen kommt. Er sagt denn auch selbst (in dem nun vorherrschenden ironischen Ton), er wolle «*krajograficznie*», «*landeskundlich*» schreiben.

Der Befreiungskrieg war seit sechs Jahren zu Ende; die großen staatspolitischen Fragen konnten mindestens seit dem Vorjahr, seit am 1. Juni 1835 König Otto volljährig geworden war, für gelöst gelten. Griechenland mußte sich vom Bann der großen Ideen losreißen und sich mit Alltagssorgen, mit praktischen, hauptsächlich volkswirtschaftlichen Einzelproblemen beschäftigen. Das war wenigstens die Meinung vieler; so hat zum Beispiel – um eine repräsentative Stimme zu zitieren – Fallmerayer in einer Äußerung von 1847 gefordert, «... daß die Griechen vorerst mehr an ihre Korinthen-

gärten, an ihre Maulbeerwälder und wallenden Weizenäcker, an ihre künftigen Straßen, Brunnen, Glockentürme und Pomeranzenwälder als an die Eroberung von Konstantinopel und St. Sophia denken. Die Griechen sind keine Soldaten, kein eroberndes Volk; sie sind Bauern, Schafzüchter, Krämer und Matrosen, wollen und brauchen nichts als Frieden mit festem, ehrlichem, unabhängigem und wohlfeilem Regiment?»

Słowacki hat sich also seine Gedanken darüber gemacht, wie die griechische Kulturlandschaft aussehen sollte. Wir stellen nun aber – zunächst mit einer gewissen Befremdung – fest, daß Słowackis «kulturpolitische Wunschvorstellungen» mit seinen politischen Überzeugungen in Widerstreit geraten. In den früheren Gesängen haben wir ihn als bedingungslosen Bewunderer und Rühmer des griechischen Befreiungskampfes gegen die Türken kennengelernt. Aber Słowacki hat auch eine große Liebe zur orientalischen, islamischen Kultur. Als Schüler Byrons, als Mitstrebender einer ganzen Plejade polnischer Orientdichter hat er sich intensiv in die geistig-seelischen Werte des Orients hineingedacht und -gefühlt. Diese Werte finden ihren unmittelbar, mit den Augen erfaßbaren Ausdruck nicht zuletzt in der Landschaftsgestaltung. Und hier fallen Słowacki bei seinem Ritt gerade die Zerstörungen auf, die der Unabhängigkeitskrieg angerichtet hat. Es entringt sich dem zwar die Freiheit, aber auch das Paradoxon liebenden Dichter sogar der Satz: «Dieses Land hat die Pest der Freiheit verwüstet!» (VI, 5). Vor allem erlebt er die Zerstörung türkischer Kultur in Gestalt zerstörter und ausgetrockneter Brunnen; er notiert:

«... die Trümmer einer türkischen Fontäne,  
wo kein Wasser mehr plätschernd widerhallt in den Mauern,  
und bei deren Anblick selbst die Griechen trauern» (VI, 2).

Besonders ergreift ihn der Anblick eines mächtigen Baums in Vostiza; er vervollständigt in seiner Phantasie das Bild einer «heilen» Vergangenheit: um diese Stunde rauchte einst hier der Türke aus seinem Bernsteinmundstück. Dieser Baum ruft ihm eine ganze Reihe von mit Vergangenheitsmelancholie umwehten Bildern vor Augen: die Linde, die den alten polnischen Poeten Kochanowski inspirierte; das Parthenon; den Stone-henge; und schließlich wird ihm dieser Türkbaum zum Anreger des Traums von der Überwindung der Gegensätze:

<sup>7</sup> Fallmerayer, J. F.: Byzanz und das Abendland. Ausgewählte Schriften, ed. Emil Mika, Wien 1943, p. 331.

«ich sehe dich als Kirche aufsteigen;  
Hier können Gläubige jeden Glaubens beten,  
hier können alle Menschen die Stirnen neigen» (VI, 13).

Wenn ein Baum ihm Leitgestalt der türkischen Kultur ist, so sieht doch andererseits Słowacki, daß sich auch die neue Zeit um Bäume, um Aufforstung, bemüht. Wie Zähnchen eines kleinen Kindes bricht an gewissen Stellen der Wald erst durch.

«Wenn du einen Sohn hast –  
vielleicht wird er einst auf ein Griechenland blicken,  
das glückliche Menschen – und Wälder schmücken» (VI, 6).

Daß Hotels gebaut werden müssen, sieht Słowacki (besonders nach der ungemütlichen Gewitternacht von Vostiza) ein, aber er empfindet einen Gegensatz zwischen der herauf kommenden Zukunft, deren Signet das Hotel ist, – und der untergegangenen Zeit, deren Sinnbild der Baum ist: «Glücklich sind die Länder, die Bäume anstelle von Hotels haben» (VI, 14).

Es sind vereinzelte und mehr nur im Vorübergehen gemachte Bemerkungen, die Słowacki wirtschaftlichen Dingen widmet. Er sieht etwa bei Korinth zwei junge Griechinnen die Rosinen zum Trocknen in schwärzliche Häufchen zusammenrechen. Auf einem Umweg kommt er noch auf ein bestimmtes binnenkolonisatorisches Unternehmen der damaligen Regierung zu sprechen: den Neuaufbau Spartas. Das dem heutigen Griechenlandreisenden bekannte Sparta, ein nettes, aber nicht gerade den heroischen genius loci atmendes Städtchen wurde ja in jenen Jahren geplant und gebaut. Der Umweg, auf dem Słowacki auf Sparta zu sprechen kommt, ist der über den Fürsten von Pückler-Muskau, den bekannten exzentrischen Reisenden, Reiseschriftsteller und Gartenbau-Enthusiasten jener Zeit. Słowacki interessierte sich für Fürst Pückler von früher her; er hatte in Genf seine Mutter, die Gräfin Seidwitz, kennengelernt, er hatte auch frühere Reisewerke von ihm gelesen. Fürst Pückler bereiste Griechenland gleichzeitig wie Słowacki, nur bedeutend länger, so ziemlich das ganze Jahr 1836 brachte er mit mehrmonatigem Aufenthalt in Athen und mit mehreren ausgedehnten Expeditionen zu Wasser und zu Lande zu. Er war zum Beispiel zweimal, vor Słowacki und kurz nach ihm, in Patras – auch er hat dem Admiral Kanaris seine Aufwartung gemacht und das Kloster Megaspileon besucht. Auf seinem Ritt gegen Vostiza zu benützte Słowacki denselben Führer wie Fürst Pückler, und auch sonst, zum Beispiel etwas später in Athen, dürfte er über den aufsehenerregenden Reisenden sprechen gehört haben. Fürst Pückler erwarb sich in der Gegend von Sparta ein

Grundstück und begann auch schon, dieses landschaftsgärtnerisch zu gestalten. Zweifellos hat er über dieses Vorhaben in Athen Gespräche geführt; er verkehrte da in den höchsten Kreisen, eingeschlossen beide Könige, denn Ludwig I. von Bayern war in den ersten Monaten des Jahres 1836 bei seinem jungen Sohn König Otto zu Gast, beide umgeben von den Herren, die Słowacki spöttisch «die bayrische Regierung» nennt. Słowacki macht sich lustig über den «deutschen Garten in englischem Gusto», den Fürst Pückler «dort, wo Sparta war» anlegen wollte, mit speziellen Attraktionen zu Gefallen der Bayern. Es versteht sich fast von selbst, daß Słowacki solchen Plänen, die Örtlichkeit von Sparta ihrer alten Würde zu berauben, mit mißbilligender Skepsis gegenüberstand:

«Grüß mir dafür in Sparta den Garten!  
Bleib' es ein Wirrsal von Trümmerschichten.  
Sparta bleib' Sparta auf allen Karten;  
Und die Botanik möge verzichten  
auf neue Blüten, ähnelnd Pantoffeln,  
auf neue Sorten spartan'scher Kartoffeln» (V, 25).

König Otto scheint – dies suggerieren uns wenigstens Słowackis Anspielungen – in diesen Gesprächen im Kreise seiner sogenannten «bayrischen Regierung» mit Fürst Pückler-Muskau zeitweise in die Enge getrieben und in Verlegenheit gebracht worden zu sein. Und diese Verlegenheit scheint Słowacki auch kennzeichnend für die ganze Situation des philhellenischen Monarchen auf dem schwierigen Thron von Hellas:

«So muß sich nun unter Drehen und Winden  
Otto ins Königsamt hineinfinden» (V, 24).

Diese zwei Verse stellen – abgesehen von den geheimnisvollen Andeutungen in der Erzählung über den Besuch bei Kanaris – die einzige im engeren Sinn politische Aussage innerhalb von Słowackis poetischem Hellas-Reisebericht dar. Das Kapitel «Die Reise zu Pferde» schließt auf burleske Weise mit einer anderen literarischen Evokation: die Hand des Cervantes, die er in der Schlacht von Lepanto verloren haben soll, erscheint dem Dichterkollegen, der da in ziemlich donquijotischer Aufmachung gegenüber von Naupaktos-Lepanto dahinreitet, leibhaftig, macht ihm das Zeichen der «Feige» und weist ihm an einer schwierigen Wegstelle den Durchpaß. Słowacki gerät darüber ins Sinnieren über die Folgen solcher Abtrennung einzelner Gliedmaßen für die Ganzheit der Persönlichkeit. Ichverlust- und Doppelgängerprobleme (wie im «Schlemihl» oder in Gogols «Nase») werden angetönt. Und nachdem das Bibelwort

«Ärgert dich dein Auge, so reiß' es aus » zitiert ist, so weiß man nicht, wohin die Gedanken noch führen würden, wenn der Dichter nicht mit geflissentlicher Abruptheit den Faden abrisse.

### *Das Kloster Megaspileon*

Von der Küste bei Vostiza aus zog Słowacki mit seiner Begleitung südwärts vom Meer weg das zerklüftete Tal des Erasinos hinauf (heute trägt eine Zahnradbahn den Touristen diese Strecke) zum Kloster Megaspileon, zum «Kloster der Großen Höhle». «Das Kloster Megaspeläon (924 m), das bedeutendste Griechenlands, liegt in einer mächtigen, ca. 30 m tiefen, 60 m weiten Höhlung an einer schroffen Felswand, in deren Rissen gläubige Augen drei Kreuze erkennen ... Die beiden turmartigen Bastionen, die hoch oben von den Felsen herabschauen, spielten im Juli 1827 bei der erfolgreichen Verteidigung des Klosters gegen Ibrahim Pascha eine Rolle<sup>8</sup>.»

Das Kloster hatte aus drei Gründen ein gewichtiges Recht auf die Aufmerksamkeit des romantischen Besuchers: durch seine landschaftliche Lage; wegen seines Einsatzes im Befreiungskrieg (Słowacki zieht ausdrücklich den für ihn naheliegenden Vergleich mit Tschenstochau) und aus religiöser Anteilnahme, welche bei dem Jerusalempilger nicht an letzter Stelle kam. Słowacki hat schon beim Heranreiten den inneren Zwiespalt erlebt und sich mit der «Theologischen Problematik» (zawiłość teologiczna, der Ausdruck wird gleich Strophe VII, 5 gebraucht) auseinandergesetzt, die jede geistliche Institution dem Freiheitsfanatiker aufgibt.

«Klar ist mir eines: nichts ist abgeschmackter,  
als jäh vom Lachen zum Traurigsein zu springen.  
Fehlt's an Gefühl mir, ist es mein Charakter,  
machen's die Nerven? – ich kann mich nicht zwingen,  
Lamartine folgend – o der Häresie! –  
ständig zu seufzen: Gott! Liebe! Poesie!

Oft führt die Liebe dazu, Gott zu trotzen.

...

Die Poesie auch liegt oft mit Gott im Streite.

...

Lamartine's Gott ist in schlechter Gesellschaft.  
Christus zu stellen zwischen jene beiden,  
heißt: er muß wieder zwischen Schächern leiden»

(VII, 1, 2, 4).

<sup>8</sup> Baedeker, Griechenland, Leipzig 1908, p. 309.

Uns kann es hier nicht kümmern, inwiefern Słowackis Poesie im allgemeinen «mit Gott im Streite liegt», aber wie sie mit Gottes Institutionen und Festsetzungen spielt und umspringt, darüber müssen wir einige Beobachtungen machen, weil sich dann sein Urteil über das Kloster Megaspileon in einen Rahmen fügt. Das zitierte poetische Spiel mit einer Dreiheit idealer Begriffe (Variante der Dreheit der «Theologischen Tugenden», deren revolutionäre Parallele «Liberté, Egalité, Fraternité» Słowacki ebenfalls teuer war) leitet also das Megaspileon-Kapitel ein. Ein analoges Spiel hat Słowacki im vorvorigen Gesang mit dem «politischen Credo» getrieben. In ebenso geistreicher wie herausfordernder Weise waren da wichtige christliche Dogmen travestiert worden: Robespierre ist Gott-Vater der Republiken; auf mystischem Wege ist er auch zu einem «eingeborenen Sohn», Mochnacki, gekommen; auf diesen werden Formeln angewendet, die sonst Christus vorbehalten sind: gekreuzigt, entrückt und nach drei Tagen wieder auferstanden, zum Richter über die Lebenden und die Toten gesetzt; die Emigration hat ihre «Alle Heiligen», an deren geistige Kommunion mit dem Volke, an deren Sündenbefreiung und Wiederauferstehung ernsthaft zu glauben offenbar eine gewisse Mühe bereitet. Es sei erwähnt, daß der Gedanke des travestierten Glaubensbekenntnisses Słowacki offenbar am Herzen lag, denn es kommt in ganz ähnlicher Form noch in einem andern seiner Vers-Epen, im «Beniowski», vor. Nach dem satirischen Credo werden wir uns nicht wundern, auch eine Art Beichtformel, ein Schuldbekenntnis, zugespitzt auf die klassische Zahl der sieben Hauptsünden, vorgesetzt zu bekommen. Die «7 Sünden» kommen erwähnungsweise vor auf dem Ritt zwischen Patras und Vostiza: der Dichter sagt, ihn habe eine plötzliche Traurigkeit überfallen: «Ihr denkt, daß die 7 Sünden begonnen hätten, mich zu plagen, oder die Emigranten-Träne? Nein» (V, 42). Für diesmal wird das Motiv fallengelassen, aber im IX. Gesang, wo der Dichter, elegisch meditierend, in einer Grotte oberhalb von Korinth sitzt, kommt er wieder auf seine sieben Sünden, oder, wie er es jetzt nennt, sieben Schmerzen (die man auch als «Irrlehrer» bezeichnen könnte) zu sprechen. Er nennt als solche: Satanismus; Byronismus; Glaube an die Religion der Massen, den Republikanismus; Glaube an den Fortschritt; Glaube an die Zahl 44<sup>9</sup>; das «Vertrauen in die jesuitische Reaktion» und seine innere Mängel bemängelnde Pose des Europaflüchtlings und entrückten Poeten, von denen er anschließend spricht, sind vielleicht als «Todsünden No 6 und 7» aufzufassen.

<sup>9</sup> In den «Ahnen» hatte Mickiewicz dem künftigen Befreier Polens die Zahl 44 beigeschrieben. Vielleicht ist auch die schwer deutbare Erwähnung der «jesuitischen Reaktion» ein Seitenhieb auf die bigotte Umgebung Mickiewiczs.

Diese Grundhaltung bei Słowacki – daß er ganz in religiösen Denkformen lebt und doch eine kämpferisch-ironische Distanz zu ihnen zur Schau trägt – zeigt sich auch in der uns momentan interessierenden Spezialanwendung: in der Einstellung zu Klosterwesen und Mönchstum. Słowacki hat natürlich die aufklärerische Tradition der Verspottung des Klosterwesens nacherlebt, im VIII. Gesang erwähnt er mit Hochschätzung den «Sänger der Tonsur», den polnischen Dixhuitième-Dichter Krasicki, der in seiner «Monachomachie» (in der Art von Boileau's «Lutrin») das aller idealer Strebungen entblößte, im Nichtig-Unwürdigen versumpfte Mönchtum besungen hatte. Aber auch die romantische Neuwertung, Neu-Aufwertung des Mönchs (des in gesammelter Hingabe an überzeitliche Werte Gebundenen) und wiederum die Möglichkeit des «falschen Mönchs» (des zwischen idealer Selbstaufgabe und rebellischem Freiheitstrotz Ge spaltenen) hat er durchgefühlt. Sein 1830 geschriebenes Vers-Epos «Der Mönch» stellt uns einen jungen Araber vor, der im Sinai-Kloster von den hier gepflegten Kultur- und Seelenwerten so ergriffen worden ist, daß er selbst Christ und Mönch wurde. Aber damit hat er grausame Ausstoßung aus der heimischen Lebensgemeinschaft auf sich gezogen – alles, was dem Araber teuer ist, Pferd, Geliebte, Bruder und Vater, hat er verloren oder in tragischer Verstrickung selbst töten müssen. Ein innerlich Zerrissener beichtet vor dem Tode einem Mitmönch seine Seelenqualen.

Aus dem Angeführten wird klar, daß Słowackis Urteil über das Kloster Megaspilon a priori nur ein zwiespältiges sein kann – ganz abgesehen von der Tatsache, daß das Kloster in seinem geistigen Niveau damals durchaus nicht auf der Höhe war – in diesem Punkte bestätigt der Bericht Pückler-Muskau voll den Eindruck Słowackis. Die «theologische Problematik», was er als Verehrer religiöser Werte *und* als freiheitliche Rebellenseele vom Megaspilon-Kloster zu halten habe, wird dem Dichter dann zur poetischen Problematik, *wie* er seine zwiespältige Beurteilung zur Darstellung bringen könne. Er tut es in der bei romantischen Dichtern beliebten Form des Traum gesichts: in der Nacht, die er im Kloster zubringt, erlebt er Anklage (durch Gottvater, «Jehova» selbst) und Verteidigung (durch den Abt) des Klosters beim Jüngsten Gericht mit und mischt sich abschließend selbst recht boshaft in die eschatologische Kontroverse. Jehova wirft den Mönchen vor allem Unkultiviertheit, kleinlich materielle Gesinnung und Verrat an der sozialen Bestimmung des Klosters vor:

«... Seid ihr Menschen? Seid ihr Bienen?

Oder sonstwelche Würmchen, winzig kleine?  
 Die an den Fels ihr klebt, voll bis zum Rändchen,  
 Körbe und Fässer voll Tabak und Weine,  
 Tugend ein Quentchen, Sünde ein Quentchen,  
 und die noch Ruhm ihr erwartet am Tage,  
 wo ich dies Nest euch vom Felsen schlage?

Ihr, die ihr groß seid im Kerzenaufstellen  
 aus armer Pilger bescheidenen Gaben –  
 nicht um der Heiligen Ruhm zu erhellen,  
 sondern aus Eitelkeit. Krächzende Raben!  
 mitten im Land, das zwar herrlich, doch wüste,  
 wo man zwar beten, doch auch pflügen müßte.

Für eure Dummheit, die sich so gerne  
 brüstet mit dem, was die Armen euch geben;  
 für eure Grobheit, die von Einfalt ferne;  
 für euer müßiggängerisch Leben;  
 für Wunder-Lügen und ähnliche Taten,  
 nimm, Luzifer, sie und laß sie braten!»

(VII, 20/251, 23, 25)

Der Abt malt als wesentliches Argument zugunsten der Mönche ein großartiges Bild der Verteidigung des Klosters gegen «Ibrahims Schwert und Flamme»; er schildert, wie «jeder Stein des Gebäudes ein Schutzengel wurde für die vor Angst erstarrten, im Kloster zusammengedrängten Flüchtlinge», wie er, der Abt selbst, die hoch über den «weißen Gesichtern der Türken» schwebenden Speicher des Klosters angezündet habe und wie die Mönche aus ihrem Kloster in einen Flammenabgrund geblickt hätten (VII, 27, 29, 30). Man denkt bei diesen Strophen daran, daß Słowacki ein eifriger Dante-Leser war. Der Dichter selbst, nach diesen erhabenen Voten des Streitgesprächs, lenkt die «Diskussion» ins Nüchtern-Konkrete zurück: man habe ihm am 13. September 1836 im Kloster ein Abendessen vorgesetzt, das ihm im Halse steckengeblieben sei, nicht so sehr wegen der mäßigen Qualität, als weil es mit scheelen Blicken gereicht worden sei, ihm, einem Papisten, Inhaber eines französischen Passes, in einem Kloster, wo ein aus Moskau gesendeter «Nikoluschka» (wohl eher eine St.-Nikolaus-Ikone als ein Zar-Nikolaus-Porträt) in Ehren stehe. «Aber wo bleibt die Toleranz?» (VII, 31–34). Die himmlische Entscheidung der Frage, ob das Kloster Megaspileon Verehrung oder Geringsschätzung verdiene, bekommen wir nicht zu hören, da der Dichter aus seinem Traum erwacht.

*Das Grab des Agamemnon*

Das «Grab des Agamemnon» ist der einzige von Słowacki selbst zu seinen Lebzeiten veröffentlichte Teil der «Orientreise» und wurde von ihm, ehe er in Paris 1839/40 damit vor das Publikum trat, einer besonderen Bearbeitung unterzogen. Es bildet denn auch im Ganzen der «Reise» ein besonderes Ganzes mit etwas besonderem Charakter, einen Gesang mit stärkerer innerer Einheit und Geschlossenheit, dem die «ariostischen» Gedankensprünge und Stimmungswechsel fehlen und der einheitlich auf einen durchgehaltenen Gefühlston, nämlich den tiefen Ernstes gestimmt ist. Es ist nicht mehr viel «peloponnesisches Lokalkolorit» in diesem Gedicht zu spüren; man merkt ihm nicht stark an, daß der Dichter wirklich in Mykene war und wirklich den berühmten Gewölbebau besuchte – er hätte es so auch schreiben können etwa «bei Betrachtung eines Kupferstichs, das Grab des Agamemnon darstellend».

Wie schon anlässlich der «Reise zu Pferd» erörtert, liebt der Dichter eine angemessene topographische Placierung des dichtenden Subjekts. Der Posten auf dem Verdeck eines Schiffes ist ein solcher würdiger Standpunkt; dann das Stehen auf einem bedeutsamen Aussichtspunkt. Im VI. Gesang gibt es eine lange (über fünf Strophen sich erstreckende) ironische Auslassung über solche narzißhafte Liebe zu malerischen Posen: «Es gibt Augenblicke im Leben, in denen sich der Mensch selber sehr poetisch vorkommt: auf der Spitze eines Felsens, auf einer Ruinenterrasse...» (VI, 23). Daß Słowacki auf der Spitze der großen Pyramide in Gizeh gestanden ist, war ihm sehr wichtig und ist von ihm öfters poetisch evoziert worden. Zu diesen poetischen Attitüden gehört nun auch das Sitzen auf (oder in unserem speziellen Fall in) einem Grab. In der eben zitierten Aufzählung heißt es später zwischen absichtlich banalen «Höhepunkten des Lebens» – «oder wenn man allein in der Nacht auf den Friedhof geht und sich aufs Grab der Geliebten setzt» (VI, 26). Ein guter Teil des ersten, Neapel behandelnden Gesangs der «Reise ins Heilige Land» ist gedichtet – Słowacki hebt das mehrfach hervor – während er auf dem Grab des Virgil am Posilipp sitzt. Was Słowacki gelegentlich ironisiert hat, meint er nun, in Mykene, ganz im Ernst: «Es ist mein Schicksal, auf Grabstätten zu sitzen» (VIII, 9).

Mehr die allgemeine tragische Grundstimmung und die Assoziation schicksalsbeladener Ortsnamen aus der altgriechischen Geschichte als ein nacherzählbarer rationaler Gedankenfaden bringt nun den Dichter dazu, von zwei ziemlich entfernten Unglücksstätten des alten Hellas zu sprechen: die Thermopylen und Chäronea. Welcher der beiden Schlachtorte ist dem polnischen Patrioten und Frei-

heitskämpfer näher; an welchem der beiden Orte darf er sich allenfalls den griechischen Streitern verwandt fühlen? Wir kennen die Antwort schon und wissen bereits, daß Słowacki zwischen den Niederlagen von Chäronea und Maciejowice eine Verwandtschaft empfindet: «O Chäronea! o Maciejowice!» – mit dieser pathetischen Apostrophe hatte er im IV. Gesang eine Strophe (44) begonnen. Die Thermopylen hingegen mit dem nackt «ohne goldenen Gürtel und roten Kontusch» daliegenden Leichnam des Leonidas sind dem Polen ein stummer Vorwurf, eine beschämende Mahnung: dem polnischen Freiheitswillen fehlt die Unbedingtheit, die Geraadlinigkeit, die Fähigkeit zum Verzicht.

Von den Stätten blutigen altgriechischen Schicksals wandern Słowackis Gedanken zum Parnaß – von den unwürdigen polnischen Freiheitskämpfern kommt der streitbare Sänger auf seine Dichterkollegen zu sprechen. Durch die korinthischen Kraniche läßt er dem Parnaß vier Grüße überbringen, von Jan Kochanowski, von Ignacy Krasicki, vom «Sänger der Potockischen Gärten» Stan. Trembecki und schließlich von seinem eigenen Vater, dem klassizistischen Dichter und Literaturprofessor Eusebius Słowacki. Alles ältere Dichter – die neuen sind meistens entweder unbedeutend oder in nationalpolitischen Irrlehren befangen, darum (polnischer) Parnaß:

«Berg, der in rotem Mondlicht du leuchtest,  
wie ein blut'ger Vulkan – o, berst' in vier Stücke –  
laß nicht der Spatzen Getschilp dich verhöhnen,  
oder des Hahnenweckrufs unzeitiges Tönen.»

Mit dieser Strophe (VIII, 32) schließt der achte Gesang. Der neunte und letzte Gesang (er trägt nicht wie die andern eine Überschrift und steht nicht mehr recht im Gefüge einer einigermaßen fortlaufenden Erzählung) bringt keine neuen Gesichtspunkte mehr: das idyllische Bild von Akrokorinth herab auf das «landwirtschaftliche» Griechenland mit den Rosinen häufelnden Mädchen im Vordergrund wird unvermittelt unterbrochen durch das satirische Bekenntnis zu den sieben Schmerzen oder sieben Besessenheiten. Ebenso unvermittelt befinden wir uns dann mit dem Dichter auf der Seefahrt nach Salamis, und mit der «ersten Welle» von Salamis, die den «ersten Polen» (gemeint ist wohl: den ersten seit der Befreiung mit «philhellenischen» Gefühlen Griechenland besuchenden Polen) begrüßt, gelangt das Fragment doch noch zu einem abrundenden Abschluß.

Słowackis Griechenlandbild, wie es sich in seinem Werk «Reise ins Heilige Land von Neapel aus» darstellt, ist geprägt von einem Jugenderlebnis intensiver innerer Teilnahme am griechischen Be-

freiungskampf, wobei der Jüngling die Gestalten und Ereignisse dieses Kampfes in Beziehung setzte zu den markanten Kapiteln der altgriechischen Geschichte – vom Standpunkt eines heroischen Freiheits- und Abwehrwillens aus gesehen. Damals und gewiß vor allem seither – seit dem polnischen November-Aufstand – brachte er beides immer in unmittelbaren Zusammenhang mit dem polnischen nationalen Schicksal. Nur relativ wenige Bemerkungen zeigen, daß Słowacki auch Probleme und Entwicklungen des modernen Griechenland lebhaft und kritisch beobachtet hat.

\*

# Sozialpolitisches Engagement in der amerikanischen Historiographie des 20. Jahrhunderts

von

Hans Rudolf Guggisberg

Der Betrachter der Geschichte der neueren abendländischen Geschichtsschreibung bedarf heute kaum mehr des besonderen Hinweises auf die Tatsache, daß die Jahrzehnte unmittelbar vor und nach 1900 in mancher Beziehung eine Abwendung von den etablierten historiographischen Traditionen des 19. Jahrhunderts mit sich brachten. Man mag von Ansätzen zu grundlegend neuen Anschauungsrichtungen sprechen oder auch mit Meinecke vom silbernen Zeitalter, das auf das goldene gefolgt sei<sup>1</sup>, aber man kann keinesfalls übersehen, daß sich in der Historiographie und im historischen Denken jener Zeit manches erstmals regte, was bis heute zu kräftigem Leben, ja zu dominanter Autorität emporgewachsen ist. Anderseits läßt sich immer wieder feststellen, daß «neue» Ideen und Interpretationstendenzen unserer Gegenwart dem Auge des Betrachters bei näherer Prüfung ein geistiges Wurzelwerk enthüllen, das direkt oder indirekt bis zu jenen Richtungsänderungen und Neubesinnungen der Zeit vor und nach der Jahrhundertwende zurückverfolgt werden kann.

In seinem außerhalb des eigenen Sprachgebietes bisher fast völlig unbeachtet gebliebenen Werk *Op het Breukvlak van twee Eeuwen* hat der niederländische Historiker Jan Romein in wenigen meisterhaften Strichen ein einprägsames Bild von den Umwälzungen entworfen, die sich im europäischen Geschichtsdenken um 1900 abzeichneten<sup>2</sup>. Das Hauptthema der umfassend angelegten Darstellung ist die in jenem Zeitraum entstehende und unaufhaltsam anwachsende Unsicherheit des Menschen gegenüber seiner durch Industrialisierung und Technologisierung bestimmten Umwelt. Romein zeigt, daß auch die Geschichtswissenschaft von dieser Unsicherheit erfaßt wurde und daß manche Historiker ihre wissenschaftliche Aufgabe

<sup>1</sup> Friedrich Meinecke, «Johann Gustav Droysen, sein Briefwechsel und seine Geschichtsschreibung» (1929/33), Werke, Bd. 7 (München 1968), p. 125.

<sup>2</sup> Jan Romein, *Op het Breukvlak van twee Eeuwen* (Leiden/Amsterdam 1967, 2 Bände), Bd. 2, pp. 154–170.

ganz neu zu überdenken begannen. Der Primat der politischen Geschichte wurde in Zweifel gezogen, anstelle einer «individualistischen» wurde eine «kollektivistische» Geschichtsschreibung gefordert, reine Faktendarstellung erschien nicht mehr genügend, Fragen nach historischen Gesetzmäßigkeiten und deren Erklärungsmöglichkeiten wurden gestellt, die Notwendigkeit der Berücksichtigung wirtschafts- und sozialhistorischer Sachverhalte drängte sich auf, die Begriffe «Kultur» und «Kulturgeschichte» erhielten neue Bedeutungsinhalte, und schließlich wurde auch die Stellung der Geschichtswissenschaft in ihrem Verhältnis zu den sozial- und naturwissenschaftlichen Disziplinen auf mancherlei Art neu zu definieren versucht. Ohne allzuweit ins 19. Jahrhundert zurückzublicken, illustriert Romein seine Erörterung mit zahlreichen anschaulichen und überzeugenden Beispielen. Er zieht nicht nur den Lamprecht-Streit und die von Henri Berr im Jahre 1900 gegründete *Revue de synthèse historique* heran, sondern auch eine große Zahl weiterer Werke der deutschen, französischen, englischen und italienischen, ja sogar der schwedischen und rumänischen Historiographie. Ihre Aussagen und Grundtendenzen werden eingehend analysiert, und am Schluß ergeben sich dem Leser drei Einsichten mit zwingender Klarheit:

1. Die theoretischen und methodologischen Neubesinnungen erfolgten in der Zeit um 1900 in verschiedenen Ländern Europas mehr oder weniger gleichzeitig.
2. Bei aller Verschiedenheit der Fragestellungen und Ansatzpunkte läßt sich überall eine Tendenz feststellen, die darin besteht, den Aufgabenbereich der Geschichtswissenschaft in universalistischem Sinne zu erweitern.
3. Die Historiker, die an den traditionellen Methoden und Interessenrichtungen festhielten, blieben überall und für lange Zeit in der Mehrheit, so daß sich die neuen Ideen nur mühsam und oft mit beträchtlicher Verzögerung durchsetzen konnten.

Was Romein in konziser Darlegung über die Lage der europäischen Geschichtsschreibung an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sagt, gilt im ganzen – teilweise mit einer geringfügigen chronologischen Verzögerung – auch für die Entwicklung der Historiographie in den Vereinigten Staaten von Amerika. Auch hier vollzog sich um 1900 eine Abwendung von den Traditionen des 19. Jahrhunderts; wie in Europa tendierten auch in den Vereinigten Staaten die Neuerer auf eine allgemeine Horizonterweiterung ihrer wissenschaftlichen Bemühungen, und wie in der alten kam es auch in der neuen Welt zu scharfen methodologischen Auseinandersetzungen. Wer die neueren und neuesten Entwicklungen in der gegen-

wärtigen amerikanischen Historiographie betrachtet, kann feststellen, daß gewisse Gedanken und Thesen über die gesellschaftlichen und kulturellen Aufgaben der Geschichtsschreibung, die heute mit Vehemenz vertreten werden, ebenfalls an den Ideen jener Historiker anknüpfen, die sich zu Beginn unseres Jahrhunderts vom 19. Jahrhundert lossagten. Diesem Sachverhalt sollen die folgenden Betrachtungen anhand einiger ausgewählter Beispiele gewidmet sein.

\*

Im Jahre 1912 erschien in New York ein kleines Buch unter dem aufsehenerregenden Titel *The New History*. Sein Verfasser war James Harvey Robinson, ein Professor für europäische Geschichte an der Columbia Universität. Der Band enthielt acht Aufsätze, die in den beiden vorangegangenen Jahrzehnten entstanden waren und nun in neu überarbeiteter Form einem weiteren Publikum vorgelegt wurden. Obwohl von verschieden gelagerten Fragestellungen ausgehend, wirken sie in ihrem theoretischen Anliegen recht einheitlich. Robinsons Reflexionen gipfeln in folgenden Forderungen: Die Beschäftigung mit der Vergangenheit muß stets zur Verbesserung der Lebens- und Umweltsbedingungen der Gegenwart beitragen. Das Ziel des historischen Studiums soll darin bestehen, die Grundlagen der Gegenwart zu verstehen und zu erklären. Daher müssen die Fragestellungen der Historiker stets von den Gegebenheiten ihrer gegenwärtigen Umwelt ausgehen. Neuere und neueste Geschichte bedarf der besonders eingehenden Erforschung; der Rückblick in die entferntere Vergangenheit soll in erster Linie der Erkenntnis des intellektuellen Fortschritts dienen. Diese durchaus pragmatische Zielsetzung wird durch die These erweitert, daß die Geschichtswissenschaft sich mit allen Aspekten des menschlichen Lebens zu beschäftigen habe. Sie darf sich nicht auf die «großen» Persönlichkeiten und Ereignisse beschränken, sondern muß sich auch mit dem «everyday life» des gewöhnlichen Volkes auseinandersetzen. Zu diesem Zweck muß sie die wirtschaftlichen und sozialen Probleme ebenso sorgfältig berücksichtigen wie die politischen. Der Historiker darf sich nicht mit der fleißigen Aneinanderreihung dokumentierter «facts» begnügen; er muß dauernd nach den «ideas», nach dem «environment» und nach den «social forces» fragen. Um auf diese Fragen Antworten zu erhalten, muß er sich an die Sozialwissenschaften wenden und deren Ergebnisse seinen eigenen Forschungen zunutze machen<sup>3</sup>.

<sup>3</sup> James Harvey Robinson, *The New History: Essays Illustrating The Modern Historical Outlook* (New York 1912, repr. Springfield, Mass. 1958), vgl. beson-

Robinsons Buch wurde rasch berühmt; allerdings verdankte es diese Berühmtheit nicht nur seinem Inhalt, sondern vielmehr noch dem angriffen und für viele Zeit- und Fachgenossen schockierend scharfen Ton seiner Sprache. Der Titel wurde zum Schlagwort; er bezeichnete bald eine ganze Bewegung, die sich gegen die traditionelle, vornehmlich politisch- und institutionshistorisch ausgerichtete amerikanische Geschichtswissenschaft wandte. Was Robinson forderte, war indessen von anderen Historikern schon früher gefordert und auch schon praktiziert worden. Der Begriff «New History» taucht erstmals um 1898 in der *American Historical Review* auf, und zwar in einer positiven Beurteilung der Ideen Karl Lamprechts durch Earle W. Dow<sup>4</sup>. Der Autodidakt Edward Eggleston, ein überaus vielseitiger Schriftsteller, Journalist und Amateur-Historiker, forderte im Jahre 1900 eine «New History», die als «real history of men and women» geschrieben werden sollte<sup>5</sup>. Sein eigener Versuch, eine *History of Life in the United States* zu schreiben, blieb zwar Fragment, seine Ideen wirkten jedoch weiter und beeinflußten u.a. die Entstehung des von Dixon R. Fox und Arthur M. Schlesinger herausgegebenen Sammelwerks *A History of American Life* (1928–43)<sup>6</sup>. Nicht nur John B. McMaster, sondern auch Frederick Jackson Turner hatten eine Reihe der von Robinson formulierten Postulaten in ihren vor 1900 erschienenen sozialhistorischen Werken bereits verwirklicht. Dennoch blieb das Buch als eine der wichtigsten Programmschriften einer neuen Historikergeneration bedeutsam<sup>7</sup>.

Daß es an der Columbia Universität geschrieben worden war, war kein Zufall. Die bekannte private Hochschule New Yorks bildete damals auch in anderen Fachbereichen ein Zentrum des Reform-

ders pp. 1 ff., 70 ff., 101 ff., 236 ff. Hinter den Forderungen Robinsons steht der Pragmatismus John Deweys, der die Geschichtswissenschaft ganz in den Dienst der «social studies» stellen wollte. Vgl. Fritz Fischer, «Objektivität und Subjektivität – ein Prinzipienstreit in der amerikanischen Geschichtsschreibung», Aus Geschichte und Politik: Festschrift zum 70. Geburtstag von Ludwig Bergsträsser (Düsseldorf 1954), p. 167 ff.

<sup>4</sup> Earle W. Dow, «Features of the New History», AHR 3 (1898), pp. 431 bis 448. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Wortlaut des Untertitels von Robinsons Buch durch Lamprechts Moderne Geschichtswissenschaft (Freiburg i. B. 1905) beeinflußt wurde. Lamprecht hatte die in diesem Bande vereinigten Vorträge um 1904 in den Vereinigten Staaten gehalten. Vgl. Romein, op. cit., p. 157.

<sup>5</sup> Edward Eggleston, «The New History», Annual Report of the American Historical Association for 1900 (Washington, D. C. 1901), 1, pp. 37–47.

<sup>6</sup> Harvey Wish, The American Historian: A Social-Intellectual History of the Writing of the American Past (New York 1960), pp. 134, 147 f.

<sup>7</sup> John Higham (et al.), History (Englewood Cliffs, N. J. 1965), p. 111 ff.

eifers, so besonders in der Abteilung für Wirtschaftswissenschaft, wo Edwin R. A. Seligman eine ökonomische Geschichtsinterpretation vertrat, die nahe an den marxistischen Wirtschaftsdeterminismus herankam. Von den Sozialwissenschaften her war der Angriff auf die traditionalistische Geschichtsschreibung schon ausgelöst worden, bevor Robinson seine Essaysammlung veröffentlichte. Soziologen, Ökonomen und auch Geographen hatten nach den Kräften zu fragen begonnen, die den Verlauf der Menschheitsgeschichte bestimmten. Ihre Auffassungen stießen jedoch bei zahlreichen konservativen Historikern auf leidenschaftliche Ablehnung. Unter den bittersten Gegnern der sich abzeichnenden Neuorientierung befanden sich einige hochangesehene Geschichtsprofessoren der ältesten amerikanischen Universitäten wie George Burton Adams (Yale) und Ephraim Emerton (Harvard). Sie verteidigten ihre Wissenschaft mit Entschlossenheit als «science of investigation» und lehnten die theoretischen Spekulationen der Sozialwissenschafter ebenso kategorisch ab wie die Forderungen und Thesen der jüngeren Historiker um James Harvey Robinson<sup>8</sup>.

Die lebhafte wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung hängt als geistesgeschichtliches Ereignis keineswegs im luftleeren Raum. Sie spielte sich vor dem Hintergrund jener mächtigen sozialen Erneuerungsbewegung ab, die unter dem Namen «Progressive Movement» von ca. 1900 bis 1917 das gesamte Leben der amerikanischen Nation erfaßte und breite Volkskreise in ein wahres Reformfieber stürzte. Das «Progressive Movement» richtete sich bekanntlich vor allem gegen die Korruption der öffentlichen Verwaltung, gegen die katastrophalen Mißstände in den großstädtischen Armenquartieren und schließlich auch gegen die wirtschaftlichen Machtballungen der Trusts. Unter der Führung der Präsidenten Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson wurde die soziale Reform zum Anliegen der Bundesregierung und resultierte in einer bedeutsamen gesetzgeberischen Aktivität des Kongresses auf dem Gebiet des sozialen Lebens und der Wirtschaft. Der Grund für die erstaunliche Durchschlagskraft der Bewegung lag in der Tatsache, daß es ihren Führern gelang, die Vertreter verschiedener Interessengruppen immer wieder zu gemeinsamer Aktion zu verbünden. Dadurch war das «Progressive Movement» im Gegensatz zu der agrarischen Populistenbewegung und zu den Arbeiterorganisationen der 80er und der frühen 90er Jahre der Gefahr der Isolation entgangen und hatte sich zur nationalen Erneuerungsbewegung aufschwingen können.

<sup>8</sup> Ibid., pp. 106–108.

Im sozialen und wirtschaftlichen, aber auch im geistig-kulturellen Bereich bedeutete «Progressivism» das optimistische Streben nach Veränderung und Verbesserung (d. h. Demokratisierung) der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Träger des «Progressive Movement» waren erfüllt vom Glauben an die realen Möglichkeiten solcher Verbesserung, aber sie wußten auch, daß der «social progress» nicht ohne den Einsatz aller verfügbaren Kräfte verwirklicht werden konnte. Hier nun sollten die Wissenschaften – und zwar ganz besonders die Sozialwissenschaften und die Geschichtswissenschaft – ihren Beitrag leisten.

«New History» im Sinne Robinsons und seiner Vorgänger hieß daher im Grunde nichts anderes als «Progressive History». «Progressive History» wiederum bedeutete Geschichtswissenschaft im Dienste der sozialen Erneuerung der amerikanischen Nation. Die «progressiven» Historiker der Vereinigten Staaten verschlossen sich den europäischen Einflüssen keineswegs. Sie studierten die nationalökonomischen Werke Sombarts ebenso eifrig wie die Untersuchungen von Sidney und Beatrice Webb. Sie nahmen die historischen Ideen Marx' zur Kenntnis und stimmten den Thesen Lamprechts wenigstens teilweise zu<sup>9</sup>. Mit ihrer Forderung nach Verbindung der Geschichte mit den Sozialwissenschaften und nach allgemeiner Horizonterweiterung der historischen Forschung nahmen sie manche Ideen Lucien Febvres und Marc Blochs vorweg<sup>10</sup>. Bei alledem blieben sie aber doch engagierte Pragmatiker und bemühten sich, mit ihrer erneuerten Wissenschaft in erster Linie einer nationalen Sache zu dienen.

<sup>9</sup> Wish, op. cit., p. 265 f.; Higham, op. cit., p. 265. Seligman, Robinson und andere «progressive» Intellektuelle sahen im geschichtsphilosophischen System des Marxismus vor allem ein Instrument zur Analyse historischer Gesetzmäßigkeiten. Über die hieraus entstandenen Simplifikationen vgl. Higham, op. cit., p. 179. Charakteristisch erscheint Robinsons Äußerung: “Few, if any, historians would agree that everything can be explained economically, as many of the socialists and some economists of good standing would have us believe. But in the sobered and chastened form in which most economists now accept the doctrine, it serves to explain far more of the phenomena of the past than any other single explanation ever offered.” The New History, p. 50f.

<sup>10</sup> In verschiedenen Abschnitten seiner *Combats pour l'histoire* (Paris 1965<sup>2</sup>) blickt Febvre auf die Zeit zurück, da er im Kontakt mit Henri Berr und Marc Bloch seine Konzeptionen einer alle Lebensbereiche umfassenden Geschichtswissenschaft entwickelte, die Ende der 1920er Jahre zur Grundlage der Annales-Schule werden sollten. Die Anfänge dieser Neubesinnung liegen nach Febvre auch in Frankreich in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Als ersten praktischen Versuch in dieser Richtung bezeichnet er sein 1911 erschienenes Werk *Philippe II et la Franche-Comté* (vgl. «Marc Bloch et Strasbourg», Combats, p. 393). Nirgends jedoch werden die in ähnlichen Richtungen laufenden Bemühungen

Ihr Hauptinteresse war natürlicherweise auf die Dynamik historischer Veränderung und Erneuerung gerichtet. Hatten die amerikanischen Geschichtsschreiber des späten 19. Jahrhunderts immer wieder die Frage nach den «European origins» der amerikanischen Institutionen zu beantworten versucht, so ging es jetzt vielmehr um die Frage, inwieweit europäische Ideen und Traditionen im amerikanischen «environment» neue und typische Formen angenommen hatten. Das Geschichtsbild der «Progressives» war nicht mehr statisch und ausgeglichen wie dasjenige der «scientific historians» aus der Zeit vor der Jahrhundertwende. Es war vielmehr bestimmt durch Bewegung, Expansion, Umwälzung und durch Konflikte zwischen verschiedenen sozialen Gruppen. Die Einzigartigkeit der «American experience» wurde zwar immer wieder betont, aber sie wurde nicht so sehr in der Entstehung der nationalen Einheit gesehen als vielmehr im fortwährenden Kampf um die Verwirklichung der Demokratie.

\*

Robinson hatte die neue Bewegung nicht begründet; er hatte nur ihr theoretisches Anliegen formuliert, als sie bereits bestand. Die Verwirklichung der neuen Zielsetzungen und damit auch ihre Erweiterung wurde von anderen Historikern ins Werk gesetzt. Einer der ersten war – wir haben es bereits erwähnt – Frederick Jackson Turner gewesen; unter den vielen, die ihm folgten, ragten so verschiedenartige Gelehrtenpersönlichkeiten wie Carl L. Becker und Vernon Louis Parrington besonders hervor. Der berühmteste unter den «progressive historians», der bedeutendste und der am heftigsten umstrittene aber war Charles Austin Beard.

Der um 1874 als Sohn eines wohlhabenden Geschäftsmannes in Knightstown, Indiana, geborene Gelehrte wirkte nicht nur als Forscher, Lehrer und überaus fruchtbare Geschichtsschreiber, sondern auch als aktiver Sozialreformer<sup>11</sup>. Mit den Problemen der Slums

der amerikanischen Zeitgenossen erwähnt. Daß sie Febvre völlig unbekannt waren, ist kaum vorstellbar. Sowohl er selbst als auch Henri Berr wirkten als Mitarbeiter der durch E. R. A. Seligman und Alvin Johnson herausgegebenen *Encyclopedia of the Social Sciences* (New York 1930–1935). Die Forderung nach der Horizonterweiterung des historischen Forschens wird in den Schriften Blochs und Febvres sehr oft erhoben und begründet. Gelegentlich stellt man auffallende Übereinstimmung mit den Ideen Robinsons fest. Vgl. z. B. M. Bloch et L. Febvre, «Pour le renouveau de l'enseignement historique: le problème de l'agrégation» *Annales d'histoire économique et sociale* 9 (1937), p. 124; M. Bloch, *Apologie pour l'histoire ou métier de l'historien* (Paris 1967<sup>6</sup>), p. xvii.

<sup>11</sup> Die Literatur über die Ideen und Leistungen Beards ist überaus umfangreich. Da persönliche Dokumente, Briefe, Manuskripte usw. nur sehr spärlich

von Chicago und mit den Bemühungen um die Linderung der dort vorherrschenden Mißstände war er schon als College-Student bekannt geworden. In Oxford, wo er von 1899 bis 1902 weilte, wurde er zum eifrigen Anhänger der britischen Arbeiterbewegung. Zusammen mit einem anderen Amerikaner gründete er in der traditionsreichen Universitätsstadt eine «workingman's school». Um 1904 promovierte er an der Columbia Universität mit einer Arbeit zur englischen Rechtsgeschichte und unterrichtete sodann an derselben Hochschule als Kollege Robinsons bis 1917. Zu der Zeit, da das «Progressive Movement» auf der Ebene der nationalen Innenpolitik seine Höhepunkte erlebte, arbeitete Beard sowohl im «New York Bureau of Municipal Research» als auch in der «National Municipal League» mit.

Um 1913 – ein Jahr nach Robinsons *New History* – erschien sein erster Beitrag zur Geschichte der Vereinigten Staaten: *An Economic Interpretation of the Constitution of the United States*. Das Buch befaßte sich mit den wirtschaftlichen Hintergründen und Voraussetzungen der Staatsgründung nach dem Unabhängigkeitskrieg und beschrieb die Bundesverfassung als Produkt der verschiedenen materiellen Interessen und Hoffnungen ihrer Schöpfer, d. h. der Mitglieder des Verfassungskonvents von 1787. Obwohl seine Darstellung auf weitgreifenden Archivstudien aufgebaut war, bezeichnete Beard das Werk als eine fragmentarische Studie, die künftigen Forschern eine Ausgangsbasis legen und neue Wege weisen wolle. Ihre Fragestellung überzeugte in der Tat zahlreiche jüngere Historiker, und ihre Ergebnisse fanden ihren Niederschlag in manchen Lehr- und Schulbüchern der 20er und 30er Jahre. Zunächst aber stieß das Buch sowohl innerhalb als auch außerhalb der historischen Zunft auf lautstarke und leidenschaftliche Ablehnung. Die Entmythologisierung der politischen Motive der «Founding Fathers» erschien vielen Lesern als Gipfel des unverfrorenen «debunking», als respektlose Blasphemie und als eklatante Verzerrung der historischen Wahrheit. Dabei übersahen manche Kritiker, daß Beards Interpre-

überliefert sind, existiert keine umfassende Biographie. Die neueste Darstellung der historiographischen Zielsetzungen und Bemühungen Beards stammt von Richard Hofstadter, *The Progressive Historians: Turner, Beard, Parrington* (London 1969). Die Abhandlung ist sehr ausführlich angelegt, sie präsentiert ein ausgewogenes Gesamturteil und enthält im Anhang eine vortreffliche «bibliographie raisonnée». Besonders nützlich sind ferner die Werke von Bernard C. Birning, *The Political and Social Thought of Charles A. Beard* (Seattle 1962) und Cushing Strout, *The Pragmatic Revolt in American History* (New Haven 1958). Eine zur ersten Orientierung sehr geeignete Würdigung Beards findet sich in der Schrift von Fritz Wagner, *Moderne Geschichtsschreibung, Ausblick auf die Philosophie der Geschichtswissenschaft* (Berlin 1960), pp. 66–88.

tation der amerikanischen Verfassung in ihrem Ansatz nicht ganz so neuartig war, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mochte. Sie war in der Historiographie der «ante bellum»-Epoche schon gelegentlich angeklungen, so etwa in der Washington-Biographie von John Marshall (1804–07) und besonders in Richard Hildreths gewichtiger *History of the United States of America* (1849–52). In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, d. h. in der Blütezeit der hauptsächlich institutions- und verfassungshistorisch orientierten Geschichtsschreibung, hatte man diese Werke jedoch als unwissenschaftlich empfunden und nicht mehr mit der ihnen gebührenden Aufmerksamkeit studiert. Beards *Economic Interpretation* war daher durchaus dazu angetan, die bereits bestehende Kluft zwischen den «progressiven» und den «konservativen» Historikern in nachhaltiger Weise zu vertiefen. Aber auch in manchen historisch interessierten und traditionsverbundenen Kreisen von Nicht-Fachleuten verbreitete sich große Aufregung. Beard wurde als Geschichtsfälscher, als böswilliger «muckracker», ja sogar als vom Marxismus verblendeter Irrlehrer verschrien. Eine Spezialkommission der «New York Bar Association» zitierte ihn zu einem «hearing» und bezeichnete seine Ablehnung dieser Vorladung als eine Art «contempt of court». Schärfste und bitterste Kritik wurde u. a. vom Expräsidenten William H. Taft sowie von der Warren G. Harding gehörenden Zeitung *Star* (Marion, Ohio) ausgesprochen<sup>12</sup>.

Die Auseinandersetzung war noch nicht vergessen, als Beard im Jahre 1917 mit dem Präsidenten und dem «Board of Trustees» der Columbia Universität in einen offenen Konflikt geriet. Der Anlaß hierzu lag in der Entlassung zweier Professoren und eines jungen Dozenten, die sich gegen den Eintritt der USA in den Weltkrieg der europäischen Mächte ausgesprochen hatten. Der Vorfall ereignete sich vor dem Hintergrund einer zwischen der Universitätsleitung und dem Lehrkörper schon lange herrschenden Vertrauenskrise. Obwohl selbst kein Verfechter pazifistischer Ideen, solidarisierte sich Beard mit den entlassenen Kollegen. Er bezeichnete das Vor-

<sup>12</sup> Hofstadter, op. cit., p. 212. In der Einleitung zur zweiten Ausgabe der *Economic Interpretation* (New York 1935) stellte Beard die Auseinandersetzung, die sich nach der ersten Veröffentlichung des Werks erhoben hatte, selbst dar. Hier verwahrte er sich u. a. gegen den Vorwurf, daß seine Darstellung auf «Marxian theories» aufgebaut sei, gab aber zu, daß er die Schriften Marx' studiert und aus ihnen Anregung empfangen habe. Gleichzeitig hob er hervor, daß er seinem Buch absichtlich den Titel *An Economic Interpretation* und nicht *The Economic Interpretation* gegeben habe (pp. xiiff., viii). Zwei Jahre nach dem Buch über die Verfassung veröffentlichte Beard eine in ihren Schwerpunkten und Interpretationstendenzen ähnlich gelagerte Untersuchung über die *Economic Origins of Jeffersonian Democracy* (New York 1915).

gehen der Aufsichtsbehörde als bewußte Unterdrückung der akademischen Meinungs- und Lehrfreiheit und erklärte seinerseits den Rücktritt von seiner Professur. In seinem Kündigungsschreiben charakterisierte er die Situation der Universität folgendermaßen:

Having observed closely the inner life of Columbia for many years, I have been driven to the conclusion that the University is really under the control of a small and active group of trustees who have no standing in the world of education, who are reactionary and visionless in politics, narrow and medieval [sic!] in religion<sup>13</sup>.

Wiederum geriet der «engagierte» Historiker in das Kreuzfeuer erregter öffentlicher Auseinandersetzung. Während viele Kollegen und vor allem die Studenten seinen Weggang von der Universität bedauerten, versuchten die hinter dem «Board of Trustees» stehenden konservativen Kreise die ganze Angelegenheit so darzustellen, als ob Beard als Anführer einer für den Fortbestand der amerikanischen Universitäten gefährlichen «linksintellektuellen» Strömung nun seine verdiente Niederlage erlitten habe. Dabei erinnerte man sich auch wieder seiner «ärgerlichen» Interpretation der Entstehungsgeschichte der Bundesverfassung von 1787. Der Zusammenhang zwischen seinem unpatriotischen Geschichtsbild und seinem Einstehen für die Gegner des Kriegseintritts erschien offensichtlich und leicht herzustellen.

Charakteristisch für diese einseitige Beurteilungstendenz ist ein Artikel aus der *New York Times* vom 10. Oktober 1917. Hier wird der Rücktritt Beards zum Anlaß einer in ihrer anti-intellektualistischen Haltung auffallend unumwundenen Generalabrechnung mit den vom «progressiven» Reformeifer erfaßten Geistes- und Sozialwissenschaften genommen. Dem heutigen Leser mögen einige Argumente dieser Kritik nicht ganz unvertraut vorkommen. Als durchaus zeitbedingt dürfte er dagegen die mit Nachdruck vorgebrachte Behauptung empfinden, wonach die neue und in ihrer materialistischen Grundhaltung für die amerikanische Jugend so schädliche Geistesströmung aus Deutschland stamme. Wenn man an die tatsächlich feststellbaren Anregungen denkt, die etwa aus den Schriften Marx', Sombarts oder Lamprechts seit der Jahrhundertwende auf das amerikanische Geistesleben übergegangen waren, wird man eine solche Behauptung, auch wenn sie nur summarisch formuliert ist, nicht als völlig unbegründet bezeichnen. Daß diese «deutschen Einflüsse» gerade im Jahre 1917 kritisch betrachtet wurden, erscheint nicht unverständlich, obwohl man sich sagen

<sup>13</sup> Cit. Hofstadter, op. cit., p. 286.

muß, daß die Gründe, die das Deutsche Reich zum Kriegsgegner der Vereinigten Staaten werden ließen, auf ganz anderen geistigen und historischen Grundlagen beruhten. Aber nun war eben in Amerika alles von Übel, was aus Deutschland kam, und wenn ein konservativer Zeitungskorrespondent den scheinbar so unpatriotischen amerikanischen Intellektuellen um Charles A. Beard noch eine Abhängigkeit von deutschen Einflüssen vorwerfen konnte, brauchte er sich wegen allfälliger Simplifizierung der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge bestimmt kein Gewissen zu machen.

Der entscheidende Abschnitt aus dem betreffenden Artikel sei hier im Wortlaut wiedergegeben:

Some years ago Professor Beard published a book, in which he sought to show that the founders of this Republic and the authors of its constitution were a ring of land speculators who bestowed upon the country a body of organic law drawn up chiefly in the interest of their own pockets. It was pointed out to him at the time, with due kindness but frankly, that his book was bad, that it was a book no professor should have written since it was grossly unscientific. It was not based upon candid and competent examination of facts, but it was written to establish a preconceived theory of its own, which he supported by statements unrelated to fact and quite unconvincing in their nature. It was a book that did Columbia much harm, just as the two professors who were recently dropped for seditious utterances did the university much harm. It was the fruit of that school of thought and teaching, again borrowed from Germany, which denies to man in his larger actions the capacity of noble striving and self-sacrifice for ideals, that seeks always as the prompting motive either the animal desire to get more to eat or the hope of filling his pockets. If this rot of teaching were allowed to go on unchecked by public sentiment and the strong hands of university trustees, we should presently find educated American youth applying the doctrine of economic determinism to everything from the Lord's Prayer to the binomial theorem.

It is not so to be. Trustees may be visionless in politics and medieval in religion<sup>14</sup>, but they have the hard common sense to know . . . that infallible wisdom does not perch upon the back of every chair occupied by a professor bearing the degree of Doctor of Philosophy, and they know that if colleges and universities are not to become breeding grounds of radicalism and socialism it must be recognized that academic freedom has two sides, that freedom to teach is correlative to the freedom to dispense with poisonous teaching. The Trustees of Columbia University have been very tolerant, very patient, and the university has suffered through the acts, the utterances, and the teachings of some of its profes-

<sup>14</sup> Die Anspielung auf den Wortlaut des Kündigungsschreibens ist offensichtlich.

sors, who mistook the chairs they occupied for pulpits from which doctrines might freely be preached that are dangerous to the community and to the nation. A university is not solely responsible to the young gentlemen fresh from Berlin, Bonn, or Heidelberg, whom it may engage as members of its corps of professors. The Trustees of Columbia and of all American universities know that they have a responsibility to the communities and to the country that give those seats of learning existence, to the numerous body of their alumni who are jealous of the standing and repute of their Alma Mater, that they are responsible to sane public opinion, which will hold them accountable for errors of indulgence to the teachers of false doctrines sheltering themselves behind the shibboleth of academic freedom<sup>15</sup>.

Nachdem er die Columbia Universität verlassen hatte, bekleidete Beard nie mehr ein akademisches Lehramt. Er lebte fortan als Privatgelehrter in New Milford, Connecticut. Seine aktive Wirksamkeit im öffentlichen Leben war indessen noch keineswegs zu Ende. Schon im Jahre 1919 gründete er zusammen mit Alvin Johnson, John Dewey und James Harvey Robinson in New York die «New School for Social Research», jenes Institut, das nach 1933 manchen emigrierten deutschen Sozialwissenschaftern zur Wirkungsstätte im Exil werden sollte<sup>16</sup>. Ebenfalls um 1919 nahm Beard eine Einladung des Bürgermeisters von Tokio an, bei der Verwaltungsreform in der japanischen Kapitale als Berater mitzuwirken. Wiederholten Aufenthalten in Japan folgten Reisen nach China und anderen Ländern des Fernen Ostens. In den 20er Jahren besuchte Beard auch Mittel- und Osteuropa und verfaßte u.a. ein Gutachten über die Regierungsorganisation der jugoslawischen Republik. Seit 1929 Besitzer einer großen Milchfarm in New Milford, befaßte er sich in der Folge auch aktiv mit den sozialen und wirtschaftlichen Problemen der amerikanischen Bauern. Während der «Great Depression» amtierte er im Auftrag des Gouverneurs von Connecticut als Vorsitzender einer Kommission, die die Rationalisierung der Milchproduktion in diesem Staate zu organisieren hatte<sup>17</sup>.

Neben all diesen Tätigkeiten und Verpflichtungen blieb Beard auch als Historiker erstaunlich produktiv. In den 20er Jahren entstanden die beiden ersten Bände seines breit angelegten Hauptwerks

<sup>15</sup> New York Times, 10. Oktober 1917 (Editorial). Den Hinweis auf diesen Artikel verdanke ich Herrn und Frau Dr. W. Paul Adams vom John F. Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin.

<sup>16</sup> Gerald Stourzh, «Die deutschsprachige Emigration in den Vereinigten Staaten: Geschichtswissenschaft und Politische Wissenschaft», Jahrbuch für Amerikastudien 10 (1965), p. 74.

<sup>17</sup> Hofstadter, op. cit., p. 288 ff.

*The Rise of American Civilization*, das er zusammen mit seiner Frau Mary Beard veröffentlichte<sup>18</sup>. Auch in diesem «magnum opus» erhielten die sozial- und wirtschaftshistorischen Aspekte durchwegs ein besonderes Gewicht. Beard begnügte sich nirgends mit der erzählenden Faktendarstellung; überall strebte er danach, dem Leser die erklärende Analyse der Vorgänge darzulegen und die Grundkräfte sichtbar zu machen, die die historischen Abläufe bestimmten. Dadurch ergab sich eine gewisse Einseitigkeit des Gesamtbildes, die den späteren Revisionisten manche Angriffsfläche bieten sollte. In den ersten Kapiteln findet man eine wirtschafts- und sozialhistorische Interpretation des Puritanismus, die manches vorwegnimmt, was in der neuesten englischen Historiographie über den englischen Puritanismus des 17. Jahrhunderts gesagt worden ist<sup>19</sup>. So weigerte sich Beard, die puritanische Bewegung als «essentially religious in character» aufzufassen. Er sah in ihrer theologischen Lehre und in ihrer an theologischen Assoziationen stets reichen Sprache lediglich «the defense mechanism of man... engaged in resisting taxes and other exactions»<sup>20</sup>. Daher erschien ihm die Beschäftigung mit dem religiösen Leben und Denken der Puritaner irrelevant. Die amerikanische Revolution wird wiederum in erster Linie als wirtschaftlicher Interessenkonflikt sichtbar, und zwar als Konflikt sowohl zwischen dem Mutterland und den Kolonien als auch zwischen verschiedenen Interessengruppen innerhalb der Kolonien selber.

Seine wiederum sehr große Breitenwirkung verdankte das Werk aber in erster Linie den Abschnitten über den Sezessionskrieg, den Beard als die «Second American Revolution» darstellte. Die tiefen Beweggründe der geistigen, sozialen und politischen Entwicklungen, die um 1861 zur nationalen Katastrophe führten, wurden auch hier wiederum im wirtschaftlichen Bereich gesehen. Die Diskussionen um die Sklaverei und die Agitation der Abolitionisten interessierten Beard nur wenig, ebenso die verfassungstheoretischen Auseinandersetzungen über die «states' rights» und die Sezession. Für ihn war die Krise in erster Linie ein Konflikt rivalisierender sozialer Klassen, in dessen Verlauf die Vertreter der nordstaatlichen Industrie und Landwirtschaft die Pflanzeraristokratie des Südens aus ihrer nationalpolitischen Führungsposition verdrängten. Diese Interpretation wurde sehr ausführlich unterbaut, und Beard versuchte zu zeigen, daß die nordstaatlichen Kapitalisten nach dem

<sup>18</sup> New York 1927.

<sup>19</sup> Vgl. z.B. Christopher Hill, Society and Puritanism in Pre-Revolutionary England (London 1964).

<sup>20</sup> *The Rise of American Civilization*, Bd. I, p. 31.

militärischen Sieg über den Süden diesem ihr ganzes ökonomisches Programm aufzwingen konnten. Das 14. Amendment der Bundesverfassung, das den Negern das volle Bürgerrecht verlieh, erscheint in Beards Darstellung als Resultat einer von den kapitalistischen Interessen ausgehenden Verschwörung, die die politische Gleichstellung der Schwarzen mit den Weißen nur betrieb, um unter dieser humanitären Tarnung die privatwirtschaftlichen Unternehmungen im Süden vor staatlicher Kontrolle zu schützen<sup>21</sup>. Die äußerst skeptische Beurteilung der Handlungsmotive der nordstaatlichen Politiker während und nach dem Sezessionskrieg führte dazu, daß Beard's Darstellung sogar als südstaatenfreundlich aufgefaßt werden konnte, was sie keineswegs sein wollte. Mit Recht ist auf die Tatsache hingewiesen worden, daß Beard mit seiner Bagatellisierung der ethischen Beweggründe der Abolitionisten und mit seiner Kritik am nordstaatlichen Industriekapitalismus die Pflanzer des Südens beinahe zu den eigentlichen Helden seiner Darstellung machte<sup>22</sup>.

In den Kapiteln, die er in seinem Werk dem Sezessionskrieg widmete, zeigte Beard seinen Lesern, daß auch die amerikanische Geschichte ihre «bürgerliche Revolution» besitzt. Mochte diese These auch weitverbreitete Kritik herausfordern, so eröffnete die umfassende und fesselnd geschriebene Darstellung doch viele neue Perspektiven, und zwar besonders im Hinblick auf die Geschichte der Industrialisierung der USA. Der kritischen jungen Generation der 20er und 30er Jahre schärfe das Werk in mancher Hinsicht das Verständnis für die noch ungelösten sozialen Gegenwartsprobleme ihrer Nation.

In den späten 20er und frühen 30er Jahren wandte sich Beard auch immer wieder theoretischen Reflexionen über Sinn und Aufgabe der Geschichtsschreibung zu. Er distanzierte sich allmählich von der Ausschließlichkeit der «ökonomischen Interpretation» und gelangte schließlich zu einem historischen Relativismus, der seinen früheren Meinungen teilweise diametral widersprach. Die Motive dieser Konversion sind nicht durchwegs klar erkennbar, aber es scheint, daß das Erlebnis der «Great Depression» dabei eine bedeutende Rolle spielte<sup>23</sup>. Beard wurde auf diese Weise zum Fortsetzer Robinsons und näherte sich den Ideen Carl L. Beckers, der mit seiner provozierenden Programmschrift «Everyman His Own Historian» im Jahre 1931 das «radikalste» Manifest des historischen

<sup>21</sup> Ibid., Bd. 2, pp. 52ff., 111ff.

<sup>22</sup> Thomas J. Pressly, Americans Interpret their Civil War (Princeton, N. J. 1954, New York 1962<sup>2</sup>), p. 242f.

<sup>23</sup> Hofstadter, op. cit., p. 304.

Relativismus vorgelegt hatte. Etwas später erfolgten Beards eigene Stellungnahmen, zunächst in dem von ihm entworfenen Programm der *Charter of Social Sciences in the Schools* von 1932 und dann vor allem in der Präsidialansprache «Written History as an Act of Faith», die er im Dezember 1933 vor der «American Historical Association» hielt<sup>24</sup>. Während die Geschichte in der erstgenannten Schrift als Einzelwissenschaft in einer allgemeinen Lehre von der Gesellschaft aufgeht, die auch die Soziologie, Anthropologie, Psychologie, Pädagogik usw. umgreift, wendet sich Beard in seiner an die Fachgenossen gerichteten Rede mit aller Entschiedenheit gegen die Überzeugung von der Möglichkeit objektiver Geschichtserkenntnis und Geschichtsschreibung. Für ihn ist jeder Historiker durch seinen kulturellen und sozialen Standort und damit durch ein vorgegebenes System von Werten in seinem Bemühen um die Erfassung der Vergangenheit bestimmt. Die Gegenwart und nicht die Vergangenheit ist es, die die Darstellung und Interpretation der Geschichte vorschreibt. Aus dieser Gebundenheit gibt es kein Entrinnen. Die historische Wahrheit kann für Beard nur durch eine allumfassende Geschichtsphilosophie gesichert werden, und diese Geschichtsphilosophie muß seiner Meinung nach getragen sein vom Glauben an die Entwicklung der Gesellschaft zu einer «kollektivistischen Demokratie». Beards Rede von 1933 ist ein optimistisches Zeugnis dieses Glaubens, der seinerseits auf der Überzeugung vom «indomitable spirit of mankind» beruht. Wie kein Geringerer als Fritz Fischer schon vor einiger Zeit dargelegt hat, wird in diesen Anschauungen Beards die ununterbrochene geistige Tradition der Aufklärung sichtbar, «... verstärkt durch die Evolutionstheorie des 19. Jahrhunderts und den sozialreformerischen Aktivismus des 20. Jahrhunderts, vermischt mit erkenntnistheoretischem Relativismus<sup>25</sup>». Daß sich Beard mit dem deutschen Historismus nur kritisch ablehnend auseinandersetzen konnte, ist nicht zu verwundern. Ranke und Meinecke waren ihm als Geschichtsschreiber auch zugleich «Opfer der Geschichte». Dem Verfasser der *Idee der Staatsräson* warf er eine Tendenz zur «co-bureaucratic theodicy» und zur Rechtfertigung der Tolerierung von Übel und Verderbtheit im

<sup>24</sup> Fischer, «Objektivität und Subjektivität», p. 169; Charles A. Beard, «Written History as an Act of Faith», AHR 39 (1934), pp. 219–229. Beckers Essay findet sich in der Aufsatzsammlung, die seinen Titel trägt: *Everyman His Own Historian* (New York 1935/Chicago 1966<sup>2</sup>), pp. 233–255.

<sup>25</sup> Fischer, op. cit., p. 171 ff. Über Beards Kenntnis der Werke Benedetto Croces, Karl Mannheims und Karl Heussis sowie über seine Bedeutung als «popularizer» des historischen Relativismus in Amerika vgl. das kritische Urteil Hofstadters, op. cit., p. 305 f.

Staate vor. Damit mißverstand der amerikanische Historiker, wie Fischer zeigt, das innerste Anliegen Meineckes, aber er erfaßte doch auch – obwohl vielleicht nur intuitiv – etwas vom Verhängnis jener «Toleranz», die um 1933 dem Überhandnehmen des totalitären Geistes in Deutschland indirekten Vorschub leistete<sup>26</sup>.

Aus der «New History» war zu der Zeit, da in den Vereinigten Staaten der «New Deal» Franklin D. Roosevelts manche Anliegen der progressiven Bewegung wieder aufnahm, das «Relativist Movement» entstanden. Beard stand unbestritten an seiner Spitze<sup>27</sup>. Seine optimistischen und stets von aktivem Engagement erfüllten Stellungnahmen wirkten stärker als die zurückhaltend-ironischen, geistreich-differenzierten, aber doch manchmal auch etwas verspielt anmutenden Reflexionen Carl L. Beckers. In der geistigen Gefolgschaft Beards wirkten namentlich der ältere Arthur M. Schlesinger, Dixon R. Fox und James T. Shotwell. Mehr am Rande der Bewegung stand der Literarhistoriker Vernon Louis Parrington, dessen aufsehenerregende Darstellung der *Main Currents in American Thought* im gleichen Jahre erschienen war wie die ersten zwei Bände von *The Rise of American Civilization*<sup>28</sup>.

Obwohl Beard viele Anhänger gewann (eine eigentliche «Schule» begründete er nie, da er außerhalb des formellen Universitätsbetriebes stand), blieb doch auch die konservative Opposition in ihrer Kritik stets hörbar. Sie warnte immer wieder vor der Versuchung, Probleme der Gegenwart in die Vergangenheit hineinzuprojizieren und wies darauf hin, daß der pragmatische Präsentismus bei allem Streben nach Erweiterung des historischen Interessenhorizontes doch stets die Gefahr der Verengung in sich trage<sup>29</sup>.

Die Auseinandersetzungen und Interpretationskonflikte, die die amerikanische Geschichtswissenschaft in den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg bestimmten, können hier nicht im einzelnen darge-

<sup>26</sup> Charles A. Beard und Alfred Vagts, «Currents of Thought in Historiography», AHR 42 (1937), pp. 460–483, bes. 474ff.; Fischer, op. cit., p. 175.

<sup>27</sup> Zu den bereits genannten theoretischen Schriften Beards gehört seinem Thema nach auch der Aufsatz «That Noble Dream», AHR 41 (1935), pp. 74–87.

<sup>28</sup> Vernon Louis Parrington, *Main Currents in American Thought* (New York 1927, 2 Bände). Ein dritter Band wurde 1930 – ein Jahr nach dem Tode des Verfassers – publiziert.

<sup>29</sup> Charles H. McIlwain, «The Historian's Part in a Changing World», AHR 42 (1937), pp. 209–215; Arthur O. Lovejoy, «Present Standpoints and Past History», Journal of Philosophy 36 (1939), pp. 477–489; Robert L. Schuyler, «The Usefulness of Useless History», Political Science Quarterly 56 (1941), pp. 23–37. Der exemplarische konservative Angriff auf Beards Relativismus wurde von Theodore C. Smith geführt: «The Writing of American History from 1884 to 1934», AHR 40 (1935), pp. 439–449. Hierauf antwortete Beard mit «That Noble Dream», s. Anm. 27.

legt werden. Sie waren charakterisiert durch verschiedene Revisionsmuss-Bewegungen, die sich mehr oder weniger direkt gegen die «progressive» Tradition richteten: Hierzu gehört die Anti-Turner-Bewegung, die sowohl von Wirtschaftshistorikern des Mittelwestens als auch von geistesgeschichtlich orientierten Forschern der alten Universitäten Neuenglands getragen wurde, daneben die Beard-Kritik hauptsächlich südstaatlicher Spezialisten der Bürgerkriegsgeschichte und auch die positive Neueinschätzung des Puritanismus, die in erster Linie von Samuel Eliot Morison und Perry Miller ausging. Mehrere Historiker, die sich in ihren frühen Werken dem Programm der «New History» und des Relativismus verschrieben hatten, wandten sich wiederum den Fragen nach dem «inner spirit» der amerikanischen Geschichte und nach dem Wirken der großen Persönlichkeiten zu. Beard selbst ging in dieser Richtung; das beredteste Zeugnis dafür ist der vierte Band seines *Rise of American Civilization*, der 1942 unter dem Titel *The American Spirit* erschien und in umfassendem Überblick die «interior aspects» der amerikanischen Geschichte sowie die «intellectual and moral qualities» ihrer führenden Männer zu beschreiben strebte<sup>30</sup>. Die Abwendung Beards von der deterministischen Geschichtsanschauung manifestierte sich schließlich auch in seiner isolationistischen Kritik an der Außenpolitik Roosevelts; diese Kritik erlebte ihren historiographischen Niederschlag in den beiden Alterswerken *American Foreign Policy in the Making, 1932–1940* (1946) und *President Roosevelt and the Coming of the War* (1948)<sup>31</sup>.

\*

In den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg war die «Progressive History» allmählich immer tiefer in eine Krise ihres Selbstverständnisses hineingeraten. Einige ihrer wissenschaftstheoretischen Grundideen fanden in Historikern wie Merle Curti und Conyers Read zwar auch nach 1945 noch eloquente Befürworter, aber im ganzen gesehen war die Inspirations- und Überzeugungskraft der Bewegung erschöpft<sup>32</sup>. Neue und in ihren Ansätzen anders gelagerte historiographische Tendenzen verdrängten die durch Robinson,

<sup>30</sup> Higham, op. cit., p. 207; Charles A. Beard, *The American Spirit* (New York 1942), p. v.

<sup>31</sup> Hofstadter, op. cit., p. 318 ff.

<sup>32</sup> Vgl. den von Merle Curti im Auftrag des «Social Science Research Council» um 1946 herausgegebenen Bericht *Theory and Practice in Historical Study* (SSRC Bulletin 54) und die AHA-Präsidialadresse von Conyers Read, «The Social Responsibilities of the Historian» vom Dezember 1949, AHR 55 (1950) p. 275–285.

Beard und Becker begründete Tradition immer mehr aus dem Lehr- und Forschungsbetrieb. Das Erlebnis des zweiten Weltkrieges, des Korea-Krieges und des Kalten Krieges hatte in der amerikanischen Geschichtswissenschaft zunächst eine allgemeine Ernüchterung und eine spürbare Erschütterung des fortschrittsgläubigen Optimismus mit sich gebracht. Aus der Unsicherheit ergab sich, wie John Higham es ausgedrückt hat, die Suche nach Stabilität. Den Perioden des «debunking» und der mannigfachen Revisionismen folgte nun wieder eine Periode, in welcher die konservativen Intentionen dominierten. Die amerikanischen Historiker der Nachkriegszeit fragten in der Auseinandersetzung mit der Geschichte ihrer Nation wieder mehr nach den «Prinzipien» als nach den «Interessen». Nicht zufällig erfuhr der patriotische Romantiker George Bancroft, der vor einem Jahrhundert dasselbe getan hatte, als Geschichtsschreiber neue Wertschätzung<sup>33</sup>. Die Kultur- und Geistesgeschichte erlebte einen neuen Aufschwung, und mit ganz besonderem Eifer wandten sich manche Historiker der Erforschung der politischen Ideengeschichte zu. Dazu kam eine allgemeine Intensivierung des Verständnisses für die weltgeschichtlichen Hintergründe, vor denen sich die Entwicklung Amerikas abgespielt hatte. Diese Interessen-erweiterung ging zu einem guten Teil auf das Wirken der europäischen «refugee scholars» zurück, das gerade auf dem Gebiet der Geschichte und der politischen Wissenschaft besonders fruchtbar geworden war<sup>34</sup>.

Die Konzentration auf geistesgeschichtliche Fragestellungen führte naturgemäß zu erneuter Betonung der Kontinuitäten, Traditionen und kulturellen Gemeinsamkeiten und damit zur Wiederherstellung eines im wesentlichen statischen und homogenen Geschichtsbildes. Aus zahlreichen historiographischen Werken der 50er Jahre ergibt sich der Eindruck, daß die Krisen, Umwälzungen und Umbrüche in der amerikanischen Vergangenheit zwar nicht übersehen, wohl aber in ihren Ausmaßen und Auswirkungen oft stark relativiert worden sind. Nicht der Konflikt, sondern der «consensus» bestimmt in diesen Darstellungen die historische Entwicklung der amerikanischen Nation. Wenn heute bei der Betrachtung der zeitgenössischen amerikanischen Historiographie von der «Consensus History» gesprochen wird, so ist im allgemeinen zunächst von den Werken führender Gelehrter wie Daniel J. Boorstin, Richard Hofstadter, Louis Hartz, David Donald u.a. die Rede<sup>35</sup>.

<sup>33</sup> Edmund S. Morgan, «The American Revolution: Revisions in Need of Revising», *William and Mary Quarterly*, 3rd ser., 14 (1957), p. 14.

<sup>34</sup> Stourzh, «Die deutschsprachige Emigration», p. 68.

<sup>35</sup> Als wichtigste Werke seien genannt: Daniel J. Boorstin, *The Genius of*

Nicht zufällig stammen auch die beiden bisher ausführlichsten Widerlegungen von Beards *Economic Interpretation of the Constitution of the United States* von Verfassern, die dieser Historikergruppe nahestehen<sup>36</sup>.

Dennoch muß man sich hier vor allzu rascher Simplifikation hüten. Nicht überall erhält der «consensus» als historische Gestaltungskraft das gleiche Gewicht. Die meisten amerikanischen Historiker der Nachkriegszeit haben den Dualismus der «Progressive History» zwar abgelehnt, aber viele unter ihnen sind dabei nicht zu Vertretern der «consensus»-Idee geworden, sondern haben sich vielmehr einer pluralistischen Geschichtsbetrachtung angenähert. Der Einfluß der Sozialwissenschaften auf die historische Forschung ist in Amerika seit 1945 ebensowenig zurückgegangen wie in Europa. Obwohl man feststellen kann, daß sich seit dem zweiten Weltkrieg ein stabileres Geschichtsbild verbreitet hat, darf hieraus nicht geschlossen werden, daß die sozialhistorischen Interessen und damit der Sinn für die historische Bedeutung sozialer Spannungen und Konflikte einfach verschwunden sei. Im Gegenteil stellt man fest, daß das Bewußtsein der Komplexität dieser Probleme sehr viel intensiver geworden ist. Immer deutlicher wurde beispielsweise erkannt, daß die sozialen Konflikte nicht nur zwischen Reichen und Armen («haves» und «have-nots») ausgefochten wurden, sondern daß sie auch von ganz anderen Gegensätzen bzw. Polarisierungen her mitverursacht werden konnten, so etwa von denjenigen zwischen weiß und schwarz, Stadt und Land, Norden und Süden, Osten und Westen, katholisch und protestantisch, alt und jung, etabliert und beziehungslos usw. Solche Erkenntnis hat einerseits die Methoden und Instrumente der Forschung verfeinert und andererseits den Historikern auch eine immer deutlicher spürbare Zurückhaltung im Fällen abschließender Urteile und im Formulieren umfassender Thesen und Theorien auferlegt.

In den Werken einiger ausgesprochener «consensus»-Vertreter wie Boorstin und Hartz wird demgegenüber so etwas wie eine neue national-patriotische Tendenz sichtbar. Sie beruht einerseits auf der Überzeugung, daß sich die liberal-demokratischen Ideale in Amerika

American Politics (Chicago 1953), The Americans: The Colonial Experience/The National Experience (New York 1958/65); Richard Hofstadter, The American Political Tradition and the Men Who Made It (New York 1948 u.ö.); Louis Hartz, The Liberal Tradition in America (New York 1955); David Donald, Lincoln Reconsidered (New York 1956), Charles Sumner and the Coming of the Civil War (New York 1960).

<sup>36</sup> Robert E. Brown, Charles Beard and the Constitution (Princeton, N. J. 1956), Forrest McDonald, We The People: The Economic Origins of the Constitution (Chicago 1958).

bis in die Gegenwart hinein immer wieder zum Nutzen des ganzen Volkes durchgesetzt haben, und betont anderseits sehr stark die «uniqueness of the American experience». Diese «uniqueness» besteht unter anderem darin, daß sich die meisten inneren Konflikte der Vereinigten Staaten auf vernünftige Weise lösen ließen und daß die politischen Nonkonformisten und Dissenters immer wieder dazu gebracht werden konnten, die liberalen Grundsätze, auf denen das Leben der Nation beruhte, zu akzeptieren. Daher mußte die Republik seit ihrer Gründung keine revolutionären Veränderungen ihrer politischen und sozialen Strukturen mehr über sich ergehen lassen, und auch der Bürgerkrieg vermochte sie nicht endgültig zu zerreißen. Zu diesem stabilen, positiven und neo-konservativen Geschichtsbild gehört das Bekenntnis zur nicht-ideologischen Reform (wie sie im «Progressive Movement» und im «New Deal» praktiziert wurde), die Ablehnung jeder Ideologisierung der westlichen Welt und – sofern der betreffende Historiker theoretische Überlegungen über seine Bemühungen anstellt – die Distanzierung vom Präsentismus sowie das Streben nach möglichst weitgehender Objektivität<sup>37</sup>.

\*

Seit ungefähr 1960 und ganz besonders seit der Mitte der 60er Jahre macht sich nun in der amerikanischen Geschichtswissenschaft eine neue Bewegung bemerkbar, die die geschilderten Entwicklungen der Nachkriegszeit heftig kritisiert und ihre Polemik neuerdings auch vor das Forum der «American Historical Association» getragen hat. Es handelt sich dabei um eine Gruppe jüngerer Historiker, die ihre Studien mehrheitlich in den späten 50er Jahren und teilweise als Schüler der führenden Vertreter der «Consensus History» absolviert haben und nun gegen ihre Lehrer revoltieren. Sie zählen sich zur «New Left» und fassen ihre wissenschaftlichen Bemühungen, ihr theoretisches Programm und vor allem ihr neues sozialpolitisches Engagement unter dem Begriff «Radical History» zusammen. Wie die ganze amerikanische «New Left» bilden auch die «radical historians» kein homogenes Aktionsteam mit einheitlicher Zielsetzung. Unter ihnen finden sich doktrinäre Marxisten (auch solche älterer Schule), von den Ideen des frühen Marx begeisterte

<sup>37</sup> Vgl. Hofstadter, «Conflict and Consensus in American History», *The Progressive Historians*, pp. 437–466; J. R. Pole, «The American Past: Is it still usable?», *Journal of American Studies* 1 (1967), pp. 63–78; John Higham, «The Cult of the American Consensus», *Commentary* 27 (1959), pp. 93–100; id., «Beyond Consensus: The Historian as a Moral Critic», *AHR* 67 (1962), pp. 609–625.

sternte Sozialrevolutionäre, Pazifisten, Neo-Populisten, ehemalige Bürgerrechtskämpfer usw., durchwegs Befürworter des «social change», einig in der Ablehnung der bestehenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, aber unsicher in der Beantwortung der konkreten Frage nach den erstrebten Verbesserungen. Als Kritiker ihrer Lehrer und Vorgänger gehören die «radical historians» der allgemeinen Oppositionsbewegung der jüngeren gegen die ältere Generation an, jener Bewegung, die sich in verschiedenartigen äußersten Formen, aber doch mit ähnlich ausgerichteten Forderungen gegenwärtig auch in Europa Gehör verschafft.

Wenn nach der «Progressive History» und der «Consensus History» hier nun auch noch kurz von der «Radical History» die Rede sein soll (und zwar nach wie vor unter dem Vorbehalt, daß keine dieser Bezeichnungen jemals die *ganze* amerikanische Geschichtsschreibung einer bestimmten Epoche umfaßte oder umfaßt), so geschieht dies aus drei Gründen: Zunächst scheint es, daß die junge Generation Amerikas im Vergleich mit derjenigen Westeuropas gegenwärtig objektiv größeren und direkteren Gefahren und Bedrohungen ausgesetzt ist und daß ihr Protest gegen bestehende Zustände daher in mancher Beziehung realere Berechtigung besitzt. Daneben kann auch eine kritische Betrachtung der «radical historians», die die ideologischen Grundlagen ihrer revisionistischen Bemühungen ablehnen muß, nicht verneinen, daß manche dieser Forscher in den letzten Jahren mit durchaus sinnvollen Fragestellungen an ihre Materie herangegangen sind und daß sich daraus beherzigenswerte neue Einsichten ergeben haben. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß die «Radical History» trotz ihrer kritischen Haltung gegenüber der früheren amerikanischen Historiographie doch in mancher Hinsicht mit dieser verbunden bleibt und aus ihr hervorgegangene Anregungen und Interpretationstendenzen weiterführt.

Dabei ergibt sich nun allerdings auch die Feststellung, daß die «radical historians» bis heute noch kein repräsentatives und in seiner Thematik umfassend angelegtes Werk hervorgebracht haben, das sich an inhaltlicher Dichte und Einsichtsfülle mit den bedeutendsten Leistungen der älteren Historikergeneration messen ließe. Die Stärke der jüngeren Gelehrten liegt vorerst natürlicherweise mehr in der Erforschung und Neuinterpretation von Einzelproblemen. Auch lassen sich noch keine Namen einzelner Autoren nennen, die als geistige Anführer oder Inspiratoren der ganzen Bewegung bezeichnet werden könnten. Die bisher bekanntesten Vertreter der «Radical History» verdanken ihre Berühmtheit meist ebenso sehr ihren Stellungnahmen zu politischen und wissenschaftstheoreti-

schen Streitfragen als ihren Forschungsbeiträgen. Eine nützliche Übersicht über die Fragestellungen und Interpretationstendenzen der neuen Bewegung ergibt indessen der 1968 von Barton J. Bernstein herausgegebene Sammelband *Towards a New Past*. Unter den Zeitschriften, die immer wieder Diskussionsbeiträge aus dem Kreis der «Radical History» veröffentlichen, seien besonders die seit 1960 erscheinenden, von James Weinstein redigierten *Studies on the Left* genannt<sup>38</sup>.

Die Entstehung der neuen historiographischen Oppositionsströmung folgte aus dem Erlebnis der politischen und sozialen Krise, durch die die amerikanische Nation seit den frühen 60er Jahren immer stärker erschüttert wird. Für viele junge Historiker, die in dieser Zeit ihre Tätigkeit als Forscher und Lehrer begannen, bedeutete die Konfrontation mit den sich unaufhaltsam verschärfenden Problemen der Rassenkonflikte, der Armut, der durch die technologische Expansion hervorgerufenen Umweltgefährdung und vor allem mit den Auswirkungen des Vietnam-Krieges eine schwere Desillusionierung, die sie veranlaßte, sich vom optimistischen und stabilen Geschichts- und Weltbild des vorangegangenen Jahrzehnts zu distanzieren. Einmal mehr ergab sich die Notwendigkeit, die Vergangenheit nach den Grundlagen der problemgeladenen Gegenwart neu zu befragen, und einmal mehr schien der Geschichtswissenschaft die Pflicht übertragen, einen direkten Beitrag zur Überwindung der sozialen und politischen Mißstände zu leisten<sup>39</sup>.

Was die jungen radikalen Historiker besonders erbittert, ist der vermeintlich absolut eindeutige und unerschütterliche Konservatismus ihrer Lehrer. Die amerikanische Geschichtswissenschaft erscheint ihnen im Dienste einer selbstzufriedenen, elitären und represiven Gesellschaft zur «American Celebration» erstarrt zu sein. Den älteren Historikern wird vorgeworfen, sie lehrten eine Geschichte, die keine wirklichen Konflikte kenne und täten so, als ob die großen historischen Probleme allesamt gelöst oder doch lösbar seien, und das in einer Gegenwart, die täglich neue Beweise für das Gegenteil dieser Auffassung liefere. Dazu kommt der Vorwurf, die amerikanischen Historiker der 50er Jahre hätten sich durch die Umliebe Joseph McCarthys erschrecken lassen und allmählich mit den konservativen Kräften in der amerikanischen Gesellschaft arrangiert;

<sup>38</sup> Eine erste bibliographische Übersicht über die bisherigen Leistungen der «Radical History» gibt Irwin Unger, «The ‚New Left‘ and American History: Some Recent Trends in United States Historiography», *AHR* 72 (1967), pp. 1237–1263.

<sup>39</sup> Barton J. Bernstein (ed.), *Towards a New Past* ([New York 1968] London 1970), Introduction, p. ix ff.

sie hätten sich politisch von der exponierten Linken auf die gesicherte Rechte abgesetzt. Ebenso irritierend ist für die «New Left» die institutionelle Macht und der Einfluß der in den leitenden Gremien der «American Historical Association» wirkenden «consensus»-Historiker. Diese erscheinen als ein akademisches Establishment, das hauptsächlich die privaten Universitäten des Ostens repräsentiert und stets dazu bereit ist, Konformität zu unterstützen und abweichende Meinungen zu unterdrücken. Bis heute kann man in den Äußerungen der «radicals» immer wieder erkennen, daß sie im Bewußtsein leben, als Historiker und Geisteswissenschaftler von einem repressiven Machtapparat verfolgt zu werden. In ihrem eigenen professionellen Schicksal vermeinen sie ein Stück der amerikanischen Geschichte selbst zu erleben, jener Geschichte, die ihrer Ansicht nach stets bestimmt war durch die Verschwörungen mächtiger Minoritäten gegen das Volk<sup>40</sup>. Es ist nicht zu übersehen, daß sich die Anhänger der «Radical History» nicht nur als Historiker, sondern auch – und das fällt besonders auf – als amerikanische Bürger überaus ernst nehmen. Sehr deutlich läßt sich dies u.a. in den Protokollen der Mitgliederversammlung der «American Historical Association» vom 28./29. Dezember 1969 sowie in den darauffolgenden öffentlichen Korrespondenzen beobachten<sup>41</sup>. An dieser Versammlung versuchten einige «radicals», den Fachverband der amerikanischen Historiker zur Annahme einer Resolution zu veranlassen, die die Außen- und Innenpolitik der Regierung Präsident Nixons scharf verurteilen sollte, und zwar besonders im Hinblick auf den Vietnam-Krieg und die Bekämpfung der Black Panther-Partei. Der Text enthielt u.a. folgende Sätze:

We cannot stand by in silence. To do so is to condone the abuses to which history has been subjected in the service of power, to condone a kind of intellectual pacification program. To say nothing at this point in our own history is to express our indifference to what is happening around us... We must renew our commitment to one of the great historic tasks of independent historians in time of crisis: We must expose to critical analysis and public attack the disastrous direction in which our government is taking us. We therefore demand the immediate withdrawal of all American troops from Vietnam, the immediate end of all harassment of the Black Panther Party, and the release of all political prisoners such as the Chicago eight<sup>42</sup>.

<sup>40</sup> Vgl. Unger, op. cit., p. 1242 f.

<sup>41</sup> AHA Newsletter 8, nr. 3 (February 1970), pp. 4–12; ibid., nr. 5 (June 1970), pp. 14–27.

<sup>42</sup> Ibid., nr. 3, p. 10.

Der Resolutionsantrag entfachte eine Debatte, in welcher die Frage des politischen Engagements der Geschichtsschreibung ausführlich diskutiert wurde. Nicht zufällig wurde dabei auf Charles A. Beard verwiesen, der gezeigt habe, daß der Historiker immer subjektiv und in seinen Urteilen von der politischen Lage der Gegenwart beeinflußt sei. Nachdem u. a. auch ein so prominenter Historiker marxistischer Richtung wie Eugene D. Genovese jedoch vor der Politisierung der «American Historical Association» gewarnt und damit beträchtliches Aufsehen erregt hatte, wurde die Resolution abgelehnt<sup>43</sup>. Die von den «radical historians» in Gang gebrachte Diskussion ist aber bisher noch nicht wieder zur Ruhe gekommen; sie hat (soweit man dies jetzt schon beurteilen kann) nicht nur ideologische Propaganda zutage gefördert, sondern auch wiederum zu kritischer Selbstbesinnung Anlaß gegeben. Wo ihr endgültiges Ergebnis liegen wird und welcher Art ihre Auswirkungen auf die künftige Entwicklung der amerikanischen Geschichtswissenschaft sein werden, läßt sich im gegenwärtigen Moment noch nicht sagen<sup>44</sup>.

\*

Es ist nicht möglich, hier eine auch nur annähernd vollständige Übersicht über das bisher erschienene wissenschaftliche Schrifttum der «Radical History» zu vermitteln. Wir müssen uns damit begnügen, auf einige besonders eingehend behandelte Themen und Themenkomplexe hinzuweisen und ein paar Einzelwerke hervorzuheben, deren Fragestellungen und Ergebnisse die Aufmerksamkeit eines nicht unbedingt nur auf die USA begrenzten Leserkreises rechtfertigen.

Ein Thema, das die «New Left»-Historiker immer wieder und ganz besonders zu faszinieren scheint, ist dasjenige des «American Radicalism». Als Vertreter einer politischen Überzeugung, die durch die Hoffnung auf ein human-sozialistisches Amerika bestimmt ist, suchen sie nach einem «usable past», nach einer für Lehre und praktische Aktion brauchbaren Vergangenheit, die die Ansätze zu derartiger Zukunftshoffnung nachweisbar enthält und damit den modernen Radikalismus sozusagen legitimiert. Die Würdigung des politischen Radikalismus in der amerikanischen Geschichte und die Erfassung seiner wahren Bedeutung wurde schon 1963 als wichtige Aufgabe der «New Left»-Historiker bezeichnet. Der Aufruf, sie zu lösen, kam bereits einem Angriff (oder vielmehr einem Gegen-

<sup>43</sup> Ibid., nr. 3, p. 11f.

<sup>44</sup> Diese Zeilen wurden im August 1970 geschrieben.

angriff) auf die «Consensus History» gleich, deren Vertreter stets danach tendiert hatten, die Rolle und die Wirkung des Radikalismus in der nationalen Vergangenheit zu bagatellisieren. Unter denjenigen, die dies erkannten und kritisierten, war Staughton Lynd, der heute zu den bekanntesten unter den «radical historians» gehört<sup>45</sup>. Er begnügte sich nicht mit kritischen Aufrufen, sondern machte sich selber ans Werk und veröffentlichte im Jahre 1968 ein Buch unter dem Titel *Intellectual Origins of American Radicalism*. Hier konstruierte er eine geistesgeschichtliche Verbindungslien, die vom englischen Radikalismus des 18. Jahrhunderts (Price, Priestley) über Thomas Paine zu Jefferson und von hier bis zu den Abolitionisten und zu Thoreaus *Civil Disobedience* führt. Die Konstruktion vermag nicht durchwegs zu überzeugen; sie wirkt an mehreren Stellen etwas gezwungen. Der Vergleich Thoreaus mit dem jungen Marx wurde – übrigens auch von «radikaler» Seite – als oberflächlich und schief kritisiert<sup>46</sup>. Dennoch besitzt die Arbeit besonders in ihren Abschnitten über die Revolutionszeit das Verdienst, einige früher zu wenig beachtete Zusammenhänge hervorgehoben zu haben. Dies geschieht etwa in der Diskussion der indirekten Wirkung Rousseaus auf die amerikanische Revolution, in der Interpretation des Ideengutes der englischen Dissenters und in dem (allerdings nicht näher ausgeführten) Hinweis auf deren geistige Abhängigkeit von «radikalen» Denkern früherer Jahrhunderte wie Fausto Sozzini. Von Interesse ist auch das Bild, das von den Anführern des Abolitionismus gezeichnet wird: sie erscheinen nicht mehr als fanatische Agitatoren oder unpraktische Idealisten, sondern als Sozialrevolutionäre, Pazifisten und Internationalisten<sup>47</sup>.

Die Abolitionisten sind auch von anderen Autoren der «New Left» als Vorläufer des modernen Radikalismus dargestellt und heroisiert worden<sup>48</sup>. Dies ist nicht unverständlich, wenn man bedenkt, daß die gegenwärtig dreißig- bis vierzigjährigen amerikani-

<sup>45</sup> Staughton Lynd, «Socialism, the Forbidden Word», *Studies on the Left* 3, nr. 3 (1963), pp. 14–20.

<sup>46</sup> Vgl. die Besprechung von Eugene D. Genovese in der *New York Review of Books*, 26. Sept. 1968 und die anschließende Kontroverse, *ibid.*, 19. Dez. 1968.

<sup>47</sup> *Intellectual Origins of American Radicalism* (New York 1968, pp. 30ff., 100ff).

<sup>48</sup> Vgl. Martin Duberman (ed.), *The Antislavery Vanguard: New Essays on the Abolitionists* (Princeton, N. J., 1965). Unter den hier veröffentlichten Aufsätzen sind besonders diejenigen von Fawn Brodie, Howard Zinn, Lynd und Silvan Tomkins charakteristisch für die Haltung der «New Left» gegenüber dem Abolitionismus. Dazu kommt noch die Sammelbesprechung von Aileen Kraditor, «The Abolitionist Rehabilitated», *Studies on the Left* 5, nr. 2 (1965), pp. 99–106.

schen Historiker zu jener Generation gehören, die den Kampf um die «civil rights» aktiv miterlebt hat und zum Teil auch heute noch miterlebt. Es ist auch kein Zufall, wenn ein 1964 erschienenes Buch über das «Student Nonviolent Coordinating Committee» den Titel *The New Abolitionists* trägt<sup>49</sup>. Wie sehr sich die «radical historians» mit der Antislaverei-Bewegung des 19. Jahrhunderts verbunden fühlen, wird immer wieder deutlich, wenn man ihre Beurteilung von Darstellungen verfolgt, die gegenüber dem Abolitionismus noch eine mehr oder weniger distanzierte und kritische Haltung einnehmen<sup>50</sup>.

Die Geschichte des «American Radicalism» wird auch in ihren späteren Entwicklungsphasen von den Historikern der «New Left» eifrig studiert und diskutiert. So sind neuerdings eine ganze Reihe von Untersuchungen über den amerikanischen Sozialismus erschienen<sup>51</sup>. Immer wieder kann man hier die Bemühung beobachten, das traditionelle Geschichtsbild von den meist erfolglosen, stets nur lokal oder regional wirksamen und in der Isolierung zerfallenen Organisationen zu widerlegen. Die «radical historians» wollen zeigen, daß in den Vereinigten Staaten ebenso wie in Europa eine «continuous radical tradition» bestanden habe und daß der Sozialismus nur deshalb nicht zur machtvollen Bewegung anwachsen konnte, weil er von den konservativen Interessengruppen immer wieder brutal zusammengeschlagen wurde. So bezeichnet James Weinstein in einem 1963 veröffentlichten Aufsatz den Sozialismus als «hidden heritage» Amerikas<sup>52</sup>. In die gleiche Richtung weisen die beiden anschaulich geschriebenen Bücher von Christopher Lasch, *The New Radicalism in America* (1965) und *The Agony of the American Left* (1969).

Die großen Reformbewegungen des 20. Jahrhunderts, das «Progressive Movement» und der «New Deal», werden von den Historikern der «New Left» meist negativ beurteilt, als technokratische Veränderungen, die hier und dort soziale Mißstände wohl linderten, aber keine «fundamental problems» lösten und vor allem nichts beitragen zu einer «significant redistribution of power in American society». So konnte Gabriel Kolko sein aufsehenerregendes Buch über den Progressivismus mit dem Titel *The Triumph of Conservatism* versehen (1963) und es gleichzeitig als «A Reinterpretation of American History» bezeichnen. Er zeigte, daß zahlreiche Industrielle zu Befürwortern des Progressivismus auf nationaler Ebene wurden,

<sup>49</sup> Howard Zinn, SNCC – The New Abolitionists (Boston 1964).

<sup>50</sup> Vgl. Unger, op. cit., p. 1254f. und die in Anm. 48 genannten Arbeiten.

<sup>51</sup> Unger, op. cit., p. 1250f.

<sup>52</sup> Studies on the Left 3, nr. 4 (1963), pp. 88–108.

weil sie hofften, auf diese Weise ihre wirtschaftlichen Machtpositionen zu halten. Daher mußte das Reformprogramm zwangsläufig konservativ bleiben und konnte zu keiner Veränderung der sozialen Strukturen führen. Im Falle des «New Deal» liegt die Interpretationstendenz der «radical historians» ähnlich: es handelt sich in ihrer Sicht um eine Reform, die im Grunde keine war, weil sie die bestehenden Machtverhältnisse nicht antastete und so den weiteren Niedergang Amerikas förderte<sup>53</sup>.

Daß die Vertreter der «Radical History» neben ideen- und geistesgeschichtlichen Untersuchungen auch zahlreiche Arbeiten über Themen aus der Wirtschafts- und Sozialgeschichte unternommen haben, ist im Hinblick auf die Richtung ihres politischen Engagements verständlich. Erstaunlich bleibt dabei nur, daß die Schicksale des «common man», die historischen Probleme der untersten Klassen der Industrie- und Landarbeiter sowie diejenigen der Sklaven bis heute doch relativ selten berücksichtigt wurden. Das weitgehende Fehlen von Untersuchungen zur eigentlichen Arbeitergeschichte mag mit der Tatsache zusammenhängen, daß die «New Left» ihre Hoffnungen auf die Arbeiterklasse als Trägerin des «progressive change» hat begraben müssen. Dazu kommt noch ein Weiteres: die «radical historians» haben sich bis heute kaum mit demographischen Studien befaßt. Statistische und andere quantifizierende Forschungsmethoden scheinen ihnen im allgemeinen wenig zu liegen, möglicherweise nicht zuletzt deshalb, weil gerade diese Methoden von vielen älteren Historikern eifrig und erfolgreich angewendet werden. Indessen gibt es hier nun auch einige bemerkenswerte Ausnahmen, die besondere Aufmerksamkeit verdienen, so z. B. die Arbeiten von Eugene D. Genovese über die wirtschaftliche Lage der Südstaaten vor 1861 und von Stephan Thernstrom über die soziale Mobilität der Arbeiterbevölkerung von Newburyport, Mass., im 19. Jahrhundert. Diese wissenschaftlichen Leistungen gehören zum Eindrucksvollsten, was die «Radical History» bisher hervorgebracht hat, obwohl ihre Autoren eher am Rande der Bewegung zu stehen scheinen. Genovese zeichnet ein überaus vielseitiges Bild der durch die Sklaverei beherrschten Wirtschaft des amerikanischen Südens, er erörtert eine Menge von Problemen, die sonst selten oder nie behandelt wurden (Ernährung, Krankheiten der Sklaven, landwirtschaftliche Methoden der Baumwollpflanzer, Viehzucht, Industrie, Expansionismus) und berücksichtigt dabei auch die geistes-

<sup>53</sup> Vgl. Barton J. Bernstein, «The New Deal: The Conservative Achievements of Liberal Reform», *Towards a New Past*, pp. 263–288; dazu Jerold S. Auerbach, «New Deal, Old Deal, or Raw Deal: Some Thoughts on New Left Historiography», *Journal of Southern History* 35 (1969), pp. 18–30.

geschichtlichen und sozialpsychologischen Aspekte<sup>54</sup>. Thernstrom legt eine überzeugend aufgebaute demographische Untersuchung vor, die besonders deshalb wertvoll erscheint, weil sie an einem anschaulichen Beispiel den Mythos vom «self-made man» in höchst lehrreicher Weise differenziert<sup>55</sup>. Beiden Autoren gelingt es, ihre Darstellungen von ideologischem und polemischem Beiwerk freizuhalten und ihnen dadurch eine Ausgeglichenheit und Überzeugungskraft zu verleihen, die man bei manchen anderen Werken der «radical historians» vermißt<sup>56</sup>.

\*

In besonders deutlichen Konturen gibt die «New Left» ihre historiographischen Revisionstendenzen zu erkennen, wenn man sie nach ihrem Geschichtsbild der amerikanischen Revolution und des Sezessionskrieges befragt. Hier läßt sich überdies auch das Verhältnis der «Radical History» zur «Progressive History» und insbesondere zu Charles A. Beard beobachten.

Wenn die engagierten jungen Historiker auch noch nicht als ausgesprochene Apologeten der amerikanischen Arbeiterklasse und ihrer Geschichte aufgetreten sind, so geben sie sich doch als unerbittliche Gegner der «consensus»-Theorie von der relativen Klassenlosigkeit Amerikas zu erkennen. Daß in den beiden großen Krisen der 1770er und der 1860er Jahre Ansätze zu Klassenkonflikten und klassenkampfartige Episoden vorkamen, hat die amerikanische Historiographie, wie bereits erwähnt, in ihrer «progressiven» Epoche durchaus zugegeben und sogar betont. Von der nach dem zweiten Weltkrieg aufgeblühten Geschichtsschreibung wurde jedoch die amerikanische Revolution nicht in erster Linie als sozialer Konflikt, sondern vielmehr als ein Kampf um die nationale Unabhängigkeit verstanden. Die Verfassung erschien nicht als Dokument reak-

<sup>54</sup> Eugene D. Genovese, *The Political Economy of Slavery: Studies in the Economy and Society of the Slave South* (New York 1965). Vom selben Verfasser ist 1969 eine Arbeit unter dem Titel *The World Slaveholders Made* erschienen; sie ist mir leider noch nicht zugänglich geworden.

<sup>55</sup> Stephan Thernstrom, *Poverty and Progress: Social Mobility in a Nineteenth Century City* (Cambridge, Mass. 1964).

<sup>56</sup> In neuester Zeit sind eine ganze Reihe demographischer Untersuchungen hauptsächlich über das koloniale Neuengland durchgeführt und z. T. auch schon veröffentlicht worden. Sie scheinen aber mit der «Radical History» in keinem direkten Zusammenhang zu stehen. Vgl. Robert Higgs & H. Louis Stettler, «Colonial New England Demography: A Sampling Approach» *William and Mary Quarterly*, 3rd ser., 27 (1970), pp. 282–294 (mit bibliographischer Übersicht, p. 282, n. 1) sowie John Demos, *Family Life in Plymouth Colony* (New York 1970) und Kenneth A. Lockridge, *A New England Town: Dedham, Massachusetts* (New York 1970).

tionärer Rückläufigkeit, sondern als ein Werk weiser Staatsmänner, dessen Grundideen von allen Klassen des Volkes bejaht wurden. Vom gleichen Standpunkt aus war der Sezessionskrieg auch nicht mehr als Auseinandersetzung zwischen den industriellen Interessen des Nordens und den agrarischen des Südens zu verstehen. Man sah ihn als Konflikt zweier politischer Systeme, man wies auf die Verschiedenartigkeit der Mentalitäten, der partikularistischen Ideologien und des Selbstverständnisses im Norden und im Süden hin, und man versäumte nicht, der Immoralität der Sklaverei das Verhängnis der abolitionistischen Agitation gegenüberzustellen. Sowohl bei der Revolution als auch beim Bürgerkrieg bemühte man sich nicht um dualistische, sondern um pluralistische Interpretation.

Dieser Tendenz stellten die «radical historians» wiederum ein vom Klassenkonflikt beherrschtes Geschichtsbild entgegen, das allerdings bis heute sowohl im Hinblick auf die Revolution als auch auf den Sezessionskrieg noch einer stärkeren, alle Lücken schließenden Untermauerung bedarf. An einigen entscheidenden Stellen konnte auf bereits bestehenden Fundamenten weitergebaut werden: Daß die «colonial society» alles andere als demokratisch war, hatten schon frühere Untersuchungen über deren Bevölkerungsstruktur und besonders über die Wahlrechtsbeschränkungen in den verschiedenen Kolonien ergeben<sup>57</sup>. Daß verschieden gelagerte wirtschaftliche Interessen verschiedene politische Zielsetzungen entstehen ließen, war bereits von Beard betont worden. In seiner «case study» über den *Anti-Federalism in Dutchess County, New York* (1962) bestätigte Staughton Lynd sowohl die Beardsche Dichotomie «Federalist magnates vs. Anti-Federalist yeomen» als auch Carl L. Beckers Darlegungen über die Entstehung des Parteisystems im Staate New York<sup>58</sup>. Obwohl Lynd die Aussagen der beiden «progressiven» Historiker in manchen Punkten differenzieren und ergänzen konnte, wurde das Gesamtbild nicht grundlegend verändert. Die knapp gefaßte Untersuchung über die Dutchess County beeindruckt nicht so sehr durch die Neuartigkeit ihrer Ergebnisse als

<sup>57</sup> Vgl. Curtis P. Nettels, *The Roots of American Civilization* (New York 1963) und vor allem Jackson Turner Main, *The Social Structure of Revolutionary America* (Princeton, N. J. 1965). Bedeutsame neue Einsichten und Ergebnisse wurden auch durch die Kontroverse um Robert E. Browns *Middle-Class Democracy and the Revolution in Massachusetts, 1691–1780* (Ithaca, N.Y. 1955) gewonnen. Vgl. ihre Zusammenfassung durch Lawrence Henry Gipson, *The Triumphant Empire* (= *The British Empire before the American Revolution*, vol. 13), New York 1967, p. 448 ff.

<sup>58</sup> Die Arbeit setzt sich mit Beards Economic Interpretation und auch mit Carl L. Beckers *History of Political Parties in the Province of New York* (Madison, Wis. 1909) auseinander.

vielmehr durch ihre äußerst sorgfältig aufgebaute Argumentation. Auch beim Studium des Sezessionskrieges haben die «radical historians» auf die Thesen Beards zurückgegriffen. Hier ergibt sich allerdings eine Divergenz in der Beurteilung des Abolitionismus, der in *The Rise of American Civilization* durchaus negativ dargestellt wurde. Wenn indessen Genovese in seinen Studien zur südstaatlichen Wirtschaft bei aller Vielseitigkeit der behandelten Probleme den moralischen Aspekt des Kampfes um die «peculiar institution» der Sklaverei fast ganz übergeht, steht er Beard doch wiederum auffallend nahe<sup>59</sup>.

Nun ist es keineswegs so, daß die «radical historians» nach der Erarbeitung ihres gegenwartsbezogenen Geschichtsbildes sozusagen zufällig zu demjenigen Beards zurückfanden und es «wiederentdeckten». Sie gingen in ihren Bemühungen vielmehr bewußt von Beard aus. Lynd begann seine Untersuchung über die Dutchess County nach eigener Aussage mit dem Ziel, die Auffassungen der «progressiven» Historiker gegenüber der «consensus»-Tradition zu rehabilitieren<sup>60</sup>. Im Laufe seiner Forschungsarbeit gelangte er dann allerdings «beyond Beard» und entwickelte das, was man als «radikale» Beard-Kritik bezeichnen könnte. Sie besteht einmal in der Erkenntnis, daß der «progressive» Historiker in seiner Darstellung der agrarischen Interessen (sowohl in der Geschichte der Revolution als auch in derjenigen des Bürgerkrieges) nicht klar genug unterschied zwischen den spezifischen Zielsetzungen der «freehold farmers» im Norden und Westen und denjenigen der Plantagenbesitzer im Süden. Beards in diesem Punkte undifferenzierte Betrachtungsweise wird mit Recht als «Jeffersonian History» bezeichnet<sup>61</sup>. Noch schwerwiegender und ebenfalls berechtigt ist der Vorwurf, daß Beard stets dazu neigte, das Problem der Sklaverei zu bagatellisieren. (Dieser Vorwurf betrifft allerdings auch Turner und natürlich die «Consensus History».)<sup>62</sup> Hier sieht die «Radical History» auch im Hinblick auf die weitere Erforschung der Revolutionsepoke ihre große Aufgabe. Das Studium der «American Revolution from the bottom up» soll die Lage der Neger und der anderen Unterschichten in ihrem Verhältnis zu den politischen Ziel-

<sup>59</sup> Vgl. Unger, op. cit., p. 1260.

<sup>60</sup> Staughton Lynd, «Beyond Beard», *Class Conflict, Slavery and the United States Constitution* (Indianapolis/New York 1967), p. 8. Der Essay ist auch abgedruckt in *Towards a New Past*, pp. 46–64 (gekürzt). Vgl. dazu auch Staughton Lynd & Alfred Young, «After Carl Becker: The Mechanics and New York City Politics, 1774–1801» *Labor History* 5 (1964), p. 215 ff.

<sup>61</sup> Lynd, «Beyond Beard», p. 12.

<sup>62</sup> Ibid., pp. 10, 18.

setzungen der herrschenden Gruppen und insbesondere zu den politischen Idealen Jeffersons und der anderen «Founding Fathers» herausarbeiten<sup>63</sup>. Auch damit wird Beards Geschichtsbild jedoch voraussichtlich nur ergänzt und nicht widerlegt werden. Es wird nach wie vor von der «economic interpretation» und vom Aspekt des sozialen Konflikts beherrscht sein. Ebenso scheint die These vom Bürgerkrieg als der zweiten amerikanischen Revolution bestehen zu bleiben. Ansätze zu einer grundsätzlichen Abkehr von der Beard-schen Interpretation lassen sich höchstens feststellen, wenn Genovese erklärt, die Verfasser des *Rise of American Civilization* hätten das Konfliktproblem nur wirtschaftlich motiviert und seien nicht imstande gewesen, die ideologischen Probleme in ihrer Eigenständigkeit zu erfassen. Hier wird die streng marxistische Interpretation des Sezessionskrieges eingeführt, die Genovese für die einzige mögliche hält<sup>64</sup>.

\*

Ein abschließendes Urteil über die historiographische Leistung der amerikanischen «New Left» kann heute noch nicht abgegeben werden. Es ist zu erwarten, daß die nunmehr ungefähr zehn Jahre alte Oppositionsbewegung der «radical historians» gegen die «Consensus History» in der nächsten Zeit aus den Reihen der gegenwärtig in ihrer Ausbildung stehenden Historiker noch kräftigen Sukkurs erhalten wird. Das von einem amerikanischen Beobachter unlängst gebrauchte Bild vom Eisberg, dessen gesamtes Ausmaß zwar nicht erkennbar, aber mit Sicherheit größer ist als die über dem Wasser sichtbare Spitze, erscheint nach wie vor zutreffend<sup>65</sup>.

Wenn wir hier dennoch einige zusammenfassende Feststellungen wagen, so geschieht es im Bewußtsein, daß diese nur provisorischer Art sein können.

Zunächst fällt auf, daß sich die «radikalen» Historiker der Vereinigten Staaten sozusagen ausschließlich mit der Geschichte ihrer eigenen Nation befassen<sup>66</sup>. Im weiteren kann man feststellen, daß sie nicht nur die neueste, sondern die gesamte Vergangenheit der

<sup>63</sup> Jesse Lemisch, «The American Revolution Seen from the Bottom Up», *Towards A New Past*, pp. 3–45.

<sup>64</sup> Eugene D. Genovese, «Marxian Interpretations of the Slave South», *Towards a New Past* (pp. 90–125), p. 111.

<sup>65</sup> Unger, op. cit., p. 1261.

<sup>66</sup> Auf die Beiträge zur Geschichte der amerikanischen Außenpolitik und des Imperialismus konnte hier nicht eingegangen werden. Sie stehen in der historiographischen Tradition, die durch den der «älteren» Linken Amerikas angehörenden Historiker William Appleman Williams geschaffen wurde, vgl. Unger, op. cit., p. 1244ff.

USA in ihre Bemühungen einbeziehen. Als Kritiker des statischen, optimistischen und auch stets bis zu einem gewissen Grade national-selbstbewußten Geschichtsbildes der «Consensus History» erscheinen sie mit den «progressiven» Geschichtsschreibern vergleichbar, die sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gegen den Konservatismus ihrer Vorgänger wandten. Tatsächlich haben die «radikalen» Historiker der Gegenwart manche Impulse und Grundideen Beards und seiner Zeitgenossen wieder aufgenommen<sup>67</sup>. Wie diese sind sie erfüllt von dem Streben, als Geschichtsschreiber direkt zur sozialen Reform Amerikas beizutragen. Ihre Interpretation der Vergangenheit ist gegenwartsbezogen, subjektivistisch und auf die Gestaltung der Zukunft ausgerichtet. Dennoch wäre es verfehlt, die «Radical History» einfach als eine Beard-Renaissance zu sehen. Dafür ist sie zu militant, zu sehr ideologisch ausgerichtet, zu sehr auch von der heute in der ganzen westlichen Welt verbreiteten neo-marxistischen Philosophie beeinflußt. Wohl kann man Beard als einen Propheten der neuen Bewegung bezeichnen, aber gewiß nicht als den einzigen. Neben ihm stehen nicht nur der frühe Marx, sondern auch Herbert Marcuse, Paul Goodman und vor allem Barrington Moore, Jr., dessen 1966 erstmals erschienenes Buch *Social Origins of Dictatorship and Democracy* auf die jungen Historiker einen besonders bestimmenden Einfluß auszuüben scheint.

Die bisher aus dem Kreis der «Radical History» erschienenen Werke sind von sehr unterschiedlichem Gewicht. Neben einer Reihe eindrucksvoller Leistungen liegen zahlreiche Abhandlungen, Essays und auch ganze Bücher vor, die sich in der Polemik und in der Aufzählung der für eine radikale Geschichtsschreibung relevanten Aufgaben erschöpfen. Wenn bisher auch noch keine Arbeiten erschienen sind, die ein so allgemeines Aufsehen erregten, wie seinerzeit Robinsons *New History* oder Beards *Economic Interpretation*, so ist damit nicht gesagt, daß dies auch in Zukunft so bleiben wird.

<sup>67</sup> Merrill Jensen, einer der wenigen unter den älteren amerikanischen Historikern, die sich heute noch als geistige Nachfolger Beards verstehen, hat die Verwandtschaft seiner Anschauungen mit denjenigen der «radical historians» erst kürzlich hervorgehoben, ohne sich dabei allerdings mit der neuen Bewegung ganz zu identifizieren: «So far as the American Revolution is concerned the ‘new left’ charges that most histories of it have been ‘elitist’, that the role of the people has been slighted or ignored, and that the Revolution should be ‘seen from the bottom up’. As a historian who was once described as the last of the ‘Progressive school’, I find a certain resemblance between this approach and the position I took many years ago, and, with modifications resulting from further research, and hopefully, from further thought, a position I still maintain.» Merrill Jensen, «The American People and the American Revolution», *Journal of American History* 57 (June 1970), p. 8/9.

In ihren besten Werken hat die «Radical History» zweifellos einen bedeutenden Beitrag zur allgemeinen Ernüchterung des amerikanischen Selbstverständnisses geleistet. Sie hat mitgeholfen, die Vorstellung von der «uniqueness of the American experience» zu differenzieren und nachhaltig klargemacht, daß diese «uniqueness» auch in negativem Sinne definierbar ist. Wenn sie dem Ideal einer «*histoire totale*» bisher weniger nahegekommen ist als die «Progressive History» und weniger auch als selbst einige Vertreter der «Consensus History», so mag dies damit zusammenhängen, daß das Schwergewicht der wissenschaftlichen Leistung junger Historiker naturgemäß in der individuell durchgeföhrten Spezialstudie liegt und daß gerade bei den jungen amerikanischen Gelehrten, die sich in Opposition zum akademischen Establishment befinden, eine gewisse Zurückhaltung gegenüber einer zu straffen technischen Organisation der Forschungsarbeit vorherrscht.

Der negative Aspekt der amerikanischen «Radical History» wird beherrscht durch ihre ideologische Befangenheit und durch die oft unqualifizierte Aggressivität ihrer Polemik gegen historiographische Bemühungen, die nicht auf denselben ideologischen Voraussetzungen basieren. Hier zeigt sich gelegentlich eine überaus starre Intoleranz, die von der Überzeugung auszugehen scheint, daß schon nur das Anhören einer anderen Meinung der Preisgabe der eigenen Position gleichkomme. Als politisch engagierte amerikanische Bürger sind die jungen Radikalen scharfe Gegner der gegenwärtigen Außen- und Innenpolitik ihrer Regierung. Recht oft werden sie durch ihr Engagement verleitet, auch bei der Erörterung historischer Sachverhalte und im wissenschaftlichen Gespräch dem Jargon des politischen Flugblattes und des Demonstrationsplakats freien Lauf zu lassen. In solchen Fällen scheint es, als ob die jungen Gelehrten das akademische Establishment ihrer Wissenschaft allzu rasch mit dem politischen Establishment Washingtons gleichsetzen.<sup>68</sup> Daß solche Simplifikation die fruchtbare Diskussion erschwert oder gar verunmöglicht, bedarf kaum der besonderen Erwähnung. Indessen muß aber auch gesagt werden, daß nicht alle Äußerungen der «radical historians» von diesen Unarten in gleicher Weise beherrscht sind. Dort wo sie vermieden werden, sind im allgemeinen auch die gehaltvollsten wissenschaftlichen Beiträge zu finden.

Besonders problematisch erscheint dem außenstehenden Betrachter die bereits erwähnte, überaus stark betonte Gegenwartsbezogenheit der «Radical History». Sie manifestiert sich ausgeprägter und intransigenter als je zuvor in der amerikanischen Historiographie.

<sup>68</sup> Unger, op. cit., p. 1262.

Man erhält gelegentlich den Eindruck, als ob die jungen amerikanischen Historiker jede Geschichtsschreibung als überflüssig betrachteten, die nicht im Dienste des Kampfes für die Veränderung der bestehenden gesellschaftlichen Zustände unternommen wird. Sofern dies zutrifft, entsteht die Gefahr, daß die Geschichtswissenschaft wiederum zur Dienerin politischer Zielsetzungen degradiert wird, daß also gerade das geschieht, was die «radical historians» an der wissenschaftlichen Bemühung ihrer Lehrer und Vorgänger so heftig kritisieren. Es läßt sich nicht verneinen, daß ein Geschichtsbild Amerikas, das auf den Begriffen «Genocid» und «Sklaverei» beruht, auf die Dauer ebenso unfruchtbar ist wie eines, das als Grundlage des nationalen Werdens nur Begriffe wie «Demokratie» und «Pioniergeist» gelten lassen will.

\*

Daß die Historiker durch das Erlebnis der Krisen ihrer Gegenwart ergriffen und zur Befragung der Vergangenheit veranlaßt werden, ist natürlich und notwendig. In einer demokratischen Gesellschaft gebührt ihnen die Freiheit, ihre Fragen so zu stellen, wie sie sich ihnen aus ihrer Zeit und Umwelt heraus ergeben. Dabei bleibt jedoch immer zu hoffen, daß dieselben Historiker die befragte Vergangenheit dann auch wirklich antworten lassen und ihr nicht voreilig und voreingenommen ins Wort fallen. Die Versuchung, dies dennoch zu tun, bestand und besteht keineswegs nur im 20. Jahrhundert. Ihr ist in unserer Gegenwart nicht nur jene Bewegung in der amerikanischen Geschichtswissenschaft ausgesetzt, die sich als «radikal» bezeichnet. Es handelt sich um ein Problem, das überall ernstgenommen werden muß und das alle jene angeht, die sich in Zeiten der Unsicherheit und des Umbruchs mit dem Studium der Geschichte befassen<sup>69</sup>.

<sup>69</sup> Das Manuskript des vorliegenden Aufsatzes war bereits fertiggestellt, als mir durch die dankenswerte Aufmerksamkeit von Herrn Dr. W. Paul Adams, Berlin, das unlängst erschienene neue Buch von Howard Zinn, *The Politics of History* (Boston 1970) zugänglich wurde. Es handelt sich hier um eine Sammlung von Essays, die in mancher Hinsicht als Bestätigung und vor allem als anschauliche Illustration dessen erscheinen, was ich auf den vorangegangenen Seiten über die neuesten Tendenzen der amerikanischen Historiographie in aller Kürze zu sagen versucht habe.

Zinn vertritt einen durchaus «radikalen» und aktivistischen Standpunkt. Geschichtswissenschaft hat seiner Meinung nach in der Gegenwart von 1970 a priori einen sozialpolitischen Auftrag. Sie trägt durch die Analyse der Vergangenheit dazu bei, die Gegenwart zu verändern und eine bessere Zukunft zu schaffen. Dabei will Zinn jedoch gewisse «konservative» Zielsetzungen durchaus gelten lassen. Er will die Historiker nicht davon dispensieren, bei der Erforschung ihrer Materie streng wissenschaftliche («scientific») Kriterien anzuwen-

den. Er glaubt, daß sozialpolitisches und sozialreformerisches Engagement das Streben nach Objektivität in der Darstellung historischer Sachverhalte nicht ausschließe. Deutlich verwahrt er sich dagegen, einem «uniform approach to the writing of history» das Wort reden zu wollen. Vor allem will er ideologische Voreingenommenheit vermeiden: «My point is not to approach historical data with preconceived answers, but with preconceived questions» (Introduction, p. 2). Solche Zielsetzung entbehrt gewiß nicht der Überzeugungskraft, aber man kann nicht darüber hinwegsehen, daß sie im Grunde doch alle Möglichkeiten einseitiger Simplifikation offenläßt. In dem Aufsatz «What is Radical History?» werden alle oben erwähnten Forderungen und Intentionen aufgezählt und ausführlich begründet (pp. 35–55). An anderer Stelle wird die «Consensus History» eingehend kritisiert. Zinn versucht zu zeigen, daß ihre Vertreter die eigentliche Aufgabe des Historikers als Erzieher der Gesellschaft nicht erfüllt haben, indem sie mit ihrem Bekenntnis zu «pure research» und «disinterested scholarship» (für Zinn eine *contradictio in adjecto*) immer und überall nur «bystanders» blieben, wo sie «participants» hätten sein sollen (pp. 5 ff., 288 ff.). An diesem Punkte dürfte die alte Debatte wieder neu aufgenommen werden. Die Hinweise auf Robinson, Beard, Becker und andere «progressive historians» sind erwartungsgemäß sehr zahlreich, und manche Äußerungen Zinns machen die Geistesverwandtschaft auch deutlich, wenn sie diese Namen nicht enthalten. Howard Zinn strebt offensichtlich nach differenzierter Reflexion; er versucht, die traditionelle Kluft zwischen Subjektivismus und Objektivismus zu überbrücken. Die Frage, ob dies überhaupt möglich ist, bleibt natürlich bestehen. Seine Erörterungen sind durchwegs kritisch, gelegentlich einseitig, aber nie unsachlich. Zahlreiche Formulierungen bestechen durch geistvolle Treffsicherheit. Die Forderung an die Geschichtswissenschaft, den Kampf für ein besseres Amerika (und damit für eine bessere Welt) mitzukämpfen, sind getragen von der Überzeugung, daß sie zum «social change» nicht nur beitragen muß, sondern auch beitragen kann. Hier wird eine neue Art von Optimismus spürbar, der bei aller Radikalität und Abwendung von den hergebrachten Schablonen des Selbstverständnisses doch jener Tradition anzugehören scheint, die sich in früheren Zeiten im Glauben an die Möglichkeit eines «New Canaan» oder auch an ein «Manifest Destiny» Amerikas ausdrückte. In seinen theoretischen Abschnitten umreißt das Buch von Howard Zinn die Anliegen und Ziele, aber auch die Grenzen der amerikanischen «Radical History» in einer bis heute noch nie erreichten Klarheit.

# Europäische Notabilitäten auf der Durchreise in Basel

*Ein Einblick in das alte Gästebuch der Basler Universitätsbibliothek*

von

Max Burckhardt

Um in ältern Jahrhunderten die Anzahl der Passanten an einem bestimmten Ort mit direktem Griff zu erfassen, bedarf es matrikelartiger Quellen. Daher ist die Übersicht über Zahl und Zusammensetzung der Studentenschaft an einer Hochschule verhältnismäßig einfach. Wo es sich aber um bloße Reisende oder um nur vorübergehend sich Aufhaltende handelt, kann man diese Frequenzen meist nur nachträglich errechnen. Im Fall eines mittelalterlichen Beispiels, des Konzils von Basel, ist eine systematische Auswertung sämtlicher zeitgenössischer Dokumente nötig, um ein einigermaßen zureichendes Bild aller Teilnehmer zu erhalten. Auch später liefern Urkunden, Chroniken, Briefwechsel, Stammbücher immer nur fragmentarische Auskünfte. Für die im 16. Jahrhundert zahlreicher einsetzenden Bildungsreisen fehlen amtliche Dokumente. Die Torzettel, mit denen die Ankömmlinge in einer Stadt sich gegenüber ihrem Gastgeber auswiesen, sind nicht aufbewahrt worden. Eine Auswertung aber z. B. der nach vielen Hundertenzählenden Stammbücher zur Erfassung aller Reiserouten nach personellen und chronologischen Gesichtspunkten erscheint als ein uferloses und erst noch bezüglich der Zuverlässigkeit unsicheres Unternehmen.

So darf man sich glücklich schätzen, wenn, wie in Basel, quellennäßig relativ günstige Verhältnisse bestehen. Das Gästebuch des Samuel Schorndorff, Gastwirtes «zum Wilden Mann», liefert für die Jahre 1600 bis 1628 wenigstens Anhaltspunkte. Daß es eine Zwischenstufe zwischen dem Hausbuch eines Wirtes und einem eigentlichen Stammbuch ältern Stiles darstellt, geht aus der ansprechenden Präsentation hervor, die es vor einem Vierteljahrhundert in dieser Zeitschrift gefunden hat<sup>1</sup>. Ähnliche Zeugen haben sich da und dort erhalten<sup>2</sup>. Doch erst im Zeitalter des in größerem Ausmaß betriebenen Reiseverkehrs kann man auf die Listen einer eigent-

<sup>1</sup> Luise Vöchting-Oeri, Der Gasthof zum Wilden Mann in Basel als Herberge vornehmer Reisender zu Beginn des 30jährigen Krieges, Basl. Ztschr. 43, 1944, 91–118.

<sup>2</sup> Berühmt war das Fremdenbuch des alten Gasthofes zu den Drei Mohren in Augsburg mit seinen Einträgen hoher Fürstlichkeiten.

lichen Fremdenkontrolle greifen<sup>3</sup>. Damit möchten wir uns der baslerischen Quelle zuwenden, die für unsere flüchtige Studie den äußeren Anlaß gegeben hat und dann immer wieder den Mittelpunkt bilden wird, zu dem wir zurückkehren<sup>4</sup>.

Wie weithin bekannt, besitzt die Basler Universitätsbibliothek aus älterer Zeit ein auch äußerlich gewichtiges Manual, in dem sich die Besucher der Sammlung eingetragen haben. Trotzdem es seit jeher greifbar war, ist es noch nie als Gesamtheit genauer betrachtet worden, während man es für einzelne darin vorkommende Namen schon hie und da zu Rate gezogen hat. Einzig der 1963 hochbetagte verstorbene Basler Buchhändler Theo Baeschlin hat in den Jahren, da er als Beamter auf der Bibliothek tätig war, in einer hübschen Miszelle darüber summarisch orientiert und dabei die literarischen Vertreter der Goethezeit, auf die er beim Durchblättern stieß, in Kürze erwähnt<sup>5</sup>. Später zog man nochmals das Buch als Quelle heran, als die Geschichte unserer Öffentlichen Kunstsammlung anlässlich der Einweihung des neuen Museums am Albangraben geschrieben wurde<sup>6</sup>. Was im folgenden nicht gegeben werden kann, sei von Anfang an deutlich gesagt: eine eigentliche Bearbeitung übersteigt weit den hier gesteckten Rahmen. Sie wäre nur zu geben als biographisch kommentierte Namenliste, nach Art etwa der Edition von Pfeffels Fremdenbuch<sup>7</sup>. Dabei würde sich herausstellen, wie aussagearm ein beträchtlicher Teil der Namen ist, da es sich um Leute handelt, die durch den reinen Zufall mit Basel in kurze Berührung gekommen sind. In dieser Hinsicht ist eine Liste der Basler akademischen Bürger viel belehrender.

Es lässt sich somit rechtfertigen, zunächst in einem *Gesamtüberblick* über Veranlassung, Anlage, zeitlichen Bereich, sodann über die Form und personelle Provenienz der Einträge allgemein zu orientieren, wobei sich vielleicht zur Frequenz des Basler Passantenverkehrs einige Folgerungen und Betrachtungen ergeben. Sodann seien in bewußter *Selektion* eine Anzahl von Namen besprochen, die

<sup>3</sup> Im Basler Staatsarchiv die Abteilung Niederlassung Q.

<sup>4</sup> Das Folgende ist die ausgearbeitete und erweiterte Fassung eines Referates in Mundart, das am 2. Akt der Sitzung der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel vom 21. Februar 1966 gehalten wurde.

<sup>5</sup> Theophil Baeschlin, Aus einem Fremdenbuche der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, Basl. Jahrb. 1906, 193–202.

<sup>6</sup> Otto Fischer (unter Mitarbeit von Margarete Pfister-Burkhalter), Geschichte der Öffentlichen Kunstsammlung, Festschr. z. Eröffnung des Kunstmuseums, Basel 1936, 7–12, mit Quellenverzeichnis, 114. Darauf fußend: Valentin Lötscher, Das Haus zur Mücke, Basl. Jahrb. 1958, 128.

<sup>7</sup> Gottlieb Konrad Pfeffels Fremdenbuch, mit biographischen und culturgeschichtlichen Erläuterungen hg. von H. Pfannenschmid, Colmar 1892.

allgemein bekannt sind oder für den Basler Zusammenhang ergiebig erscheinen mögen. Aus Gründen, die im folgenden verständlich werden, kann dabei der eine oder andere wichtige Eintrag sogar übersehen oder in seiner Bedeutung ungenügend gedeutet sein.

Unsere Quelle setzt mit dem Jahre 1662 ein<sup>8</sup>. Doch besitzt sie einen bescheidenen *Vorläufer*. Die Entwicklungsgeschichte der Basler Universitätsbibliothek wird auf immer mit dem Namen Conrad Pfisters verbunden bleiben, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts als erster die damaligen Bücherbestände neu katalogisiert und in systematischer Übersichtlichkeit signiert hat<sup>9</sup>. Er ist auch der Initiant des ersten Besucherbuches. Als nämlich einmal dank seiner Katalogisierungsarbeit die damals noch im untern Kollegium am Rheinsprung befindlichen Bücher nach ihrer neuen Ordnung aufgestellt waren, legte er sich ein schmales Quartheft an, um darin die eigenhändigen Nameneinträge allfälliger Benutzer zu sammeln, wobei die von ihm gewählte Form des Titels nicht nur Basler Universitätsangehörige, sondern auch Vertreter anderer Stände von hier und auswärts visiert<sup>10</sup>. Die Einträge erstrecken sich auf die Zeit vom 21. September 1632 bis zum 11. März 1636, d. h. auf die letzten dreieinhalb Lebensjahre Pfisters bis kurz vor seinem Tode (26. 4. 1636), mit einem seltsamen einzelnen Nachzügler von 1669. Eine direkte Fortsetzung ist nicht vorhanden, was wohl bedeutet, daß Pfisters Amtsnachfolger die Praxis des Unterschriftabnehmens nicht befolgen wollte oder gar nicht gekannt hat. Es ist einiger-

<sup>8</sup> Signatur: Universitätsbibliothek Basel, Mscr. AN II 30. Baeschlin a.O. 193 nennt 1664 und übernimmt diese Zahl von der kalligraphischen Etikettierung durch Oberbibliothekar Dr. Ludwig Sieber. Otto Fischer, Festschr. Kunstmuseum, a.O. 30 und 114 nennt mit besserm Recht 1662. Abgesehen von den undatierten und daher häufig auch undatierbaren Einträgen dürfte derjenige des Jean de la Faye, des damaligen Pfarrers der französischen Kirche, der früheste sein (Bl. 69<sup>r</sup>): Joannes Faius Occitanus Pastor olim Ecclesiae Loriolensis apud Delphinates, nunc Pastor Ecclesiae Gallicanae apud Basilienses Exul religionis ergo. MDCLXII. Zu de la Faye vgl. Karl Gauss, Basilea reformata, Bas. 1930, 18 und 69; La France protestante, 1. Aufl., 6, 188f.

<sup>9</sup> Andreas Heusler, Geschichte der Öffentlichen Bibliothek, Bas. 1896, 13 und 22. Pfister konnte von einer durch ältere Einzelsignaturen bereits fixierten Aufstellung ausgehen. Im Fall der Amerbachischen Bibliothek, die er wenige Jahre später ebenfalls zu verarbeiten hatte, ist er von Regal zu Regal geschritten, hat die Titel summarisch kopiert und die Papierstreifen mit den einzelnen Titeln durch Einkleben nach einer ihm zusagenden alphabetischen Reihenfolge zu fünf nach Fachgebieten getrennten Bücherlisten vereinigt; s. Carl Roth, Conrad Pfister, Basilius Iselin und die Amerbachische Bibliothek, Festschr. Gustav Binz, Bas. 1935, 182.

<sup>10</sup> Signatur Mscr. AN II 31. Bl. 1<sup>r</sup>: Studiosorum nomina manu ipsorum propria adscripta, qui Bibliothecam Academicam inspexerunt. Anno Domini Jesu MDCXXXII In Septembri.

maßen bedauerlich, daß auf diese Weise eine frühe, einmalige Initiative vorzeitig unterbrochen worden und zunächst zum Erliegen gekommen ist.

Unter den insgesamt 55 Eingeschriebenen sind etwa die Hälfte (27) immatrikulierte Studenten der Basler Universität, darunter, neben Einheimischen, vornehme Ausländer sowie immerhin ein später namhafter Gelehrter in der Gestalt des Wittenberger Orientalisten Andreas Sennert<sup>11</sup>. Von den Nichtangehörigen der hiesigen Universität sind die Mehrzahl (19) entweder auswärtige Gelehrte, Pfarrer oder Leute gehobenen Standes. Es sticht unter ihnen eine neunköpfige Gruppe evangelischer Geistlicher aus der Markgrafschaft hervor, bei denen man auch einige findet, die wenige Jahre darauf ihre Gemeinde infolge der kriegerischen Wirren fluchtartig haben verlassen müssen<sup>12</sup>. In einzelnen Fällen haben Besucher ihren Eintrag mit einem Kompliment begleitet. Der Heidelberger «Professor postliminaris» Konrad Schoppius unterzeichnet «cum Gratiis inspectatae Bibliothecae adeo locupletis pervetustaeque»<sup>13</sup>. Der Weinheimer Pfarrer Ernst Andreae verwendet beim Dank an Conrad Pfister bereits das später so häufige auszeichnende griechische Prädikat: «Benevolentia clarissimi Dn. Bibliothecarij usus hanc bibliothecam tamquam insigne κειμήλιον perlustravit»<sup>14</sup>. Behaglich dünkt uns eine Gruppe ehrbarer Handwerker, die sich gemeinsam unter Führung eines Jacob Hagenbach – wohl kaum des damaligen Botanikers und Professors – in die geweihten Räume wagen und unter ihre Namen den ungelenk hingemalten Generalnennen «omnes Basilienses» setzen lassen<sup>15</sup>. Bei der im allgemeinen schwachen Besucherfrequenz mag es durchaus verständlich erscheinen, daß der Brauch der Inschrift bald in Vergessenheit geriet.

Die Fortsetzung des Journals ließ also auf sich warten. Als sie zustandekam, fand sie statt im Zeichen der mächtigen Anstrengungen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Basel für die öffentlichen Sammlungen unternommen wurden. Die Einrichtung eines städtischen Kunst- und Raritätenkabinetts in einem besondern Gebäude durch den Basler Rat, deren erste und bereits entscheidende Phase sich im August 1661 abspielte, ist schon wiederholt geschildert.

<sup>11</sup> Die Matrikel der Universität Basel, hg. von Hans Georg Wackernagel u.a., 3. Bd., Bas. 1962, 366, Nr. 9 zu 1635/36.

<sup>12</sup> AN II 31, Eintrag vom 26. Mai 1633.

<sup>13</sup> Ebda., Bl. 4<sup>r</sup>, Eintrag vom 16. April 1634. Wir können nicht mit Sicherheit entscheiden, ob es sich um den bei der reformierten Restitution Heidelberg's Beteiligten handelt.

<sup>14</sup> Ebda., Bl. 5<sup>r</sup>, Eintrag vom 8. Juli 1635.

<sup>15</sup> Ebda., Bl. 5<sup>v</sup>, Eintrag vom 15. Juli 1635.

dert worden<sup>16</sup>. Daß damit die Behörden der Stadt eine museale Pioniertat vollbracht hatten, war ihnen in einer Zeit, wo Sammlungen häufig ihren Besitzer wechselten, kaum in vollem Umfange bewußt; doch bleibt auch nach neueren Feststellungen dieser Ehrenrang Basels unbestritten<sup>17</sup>. Ob nur der Gesichtspunkt einer Vermehrung der öffentlichen Büchersammlung durch die Amerbachische Bibliothek oder ob die Sicherung der einmaligen Kunstobjekte bei der Erwerbung durch die öffentliche Hand die stärkeren Argumente geliefert hat, bleibe hier unerörtert. Wenn aber das Amerbachische Kabinett mit der bisher vorhandenen, ausschließlich aus Büchern bestehenden Sammlung vereinigt wurde, so warf die Aufbewahrung dieser neuen, viel heterogener zusammengesetzten «Universitätsbibliothek» gewichtige Probleme auf.

So hat es beinahe ein Jahrzehnt gedauert, bis man 1671 die Räume des von offizieller Seite längst ins Auge gefaßten, aber nicht sofort aufnahmebereiten neuen Domizils der «Mücke» beziehen konnte<sup>18</sup>. Hat bei den Behörden die starke Hand und der erfahrene Rat des Bürgermeisters Johann Rudolf Wettstein das bedeutsame Traktandum zu einem guten Ende geführt, so war es auf der Seite der Universität Professor Johannes Zwinger, der als zweiter hervorragender Vertreter baslerischer Bibliothekspflege namhaft gemacht werden muß. Auf ihm mag die Hauptlast der Einrichtung und als Amtsnachfolger seines Kollegen Conrad Pfister auch der katalogisierenden Aufstellung der Bücher gelegen haben<sup>19</sup>. Ihm ist daher das Wiedereinführen eines großen *Besucherbuches* am ehesten zuzutrauen, auch wenn er sich mit seinem Kollegen von der theologischen Fakultät Johann Rudolf Wettstein, dem Sohn des Bürgermeisters, in die Aufsicht der Besuchspersonen geteilt hat. Man ersieht dies aus den Datierungen, die beide während der ersten

<sup>16</sup> Heusler, Geschichte a.O. 17ff.; Carl Roth, Conrad Pfister a.O. 97ff.; Otto Fischer, Festschr. Kunstmus. a.O. 27ff.; Julia Gauss und Alfred Stoecklin, Bürgermeister Wettstein, Bas. 1953, 501–503 mit Anm. 214ff.

<sup>17</sup> Julius v. Schlosser, Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance, Leipzig 1908, zeigt das Bestehen fürstlicher Kunstkammern seit dem 16., einzelner Privatsammlungen seit dem 17. Jahrhundert und nennt das 1753 eröffnete Britische Museum als erste öffentliche Institution dieser Art. Gudrun Calov, Museen und Sammler des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Museumskunde 38, 1969, weist demgegenüber auf die Stiftung von Elias Ashmole in Oxford hin, die ins Jahr 1683 fällt.

<sup>18</sup> Beschuß der völligen Einverleibung: 14. Juni 1671; Visitation durch den Rat: September 1671. Carl Roth a.O. 199; O. Fischer, Festschr. Kunstmus. a.O. 30.

<sup>19</sup> Heusler, Geschichte a.O. 20ff.; Andreas Staehelin, Geschichte der Universität Basel 1632–1818, Stud. z. Gesch. d. Wiss. in Basel 4/5, Bas. 1957, 549, Nr. 18.

Jahrzehnte den Namen der sich selbst ohne Jahreszahl Einschreibenden beigefügt oder als Kolumnentitel über die Seiten gesetzt haben<sup>20</sup>. Sicher hat das Buch schon während jenes Zwischenstadiums aufgelegen, wo die eigentlichen Kunstschatze vor dem Bezug der «Mücke» noch in einem Nebenraum des Münsters aufgestellt waren. Unsere Quelle selber verzichtet nämlich auf jede erläuternde Erklärung.

Beim Aufschlagen wird uns nun die erste Enttäuschung dadurch bereitet, daß unter den Einträgen bis weit in die Mitte hinein entweder gar keine oder nur eine höchst summarische Ordnung herrscht. Offenbar wurde das Buch einfach aufgeklappt hingelegt und dem Belieben der Besucher überlassen, wohin sie ihre Unterschriften setzen wollten, wenn auch die am selben Tag gefertigten häufig einander benachbart sind<sup>21</sup>. Aber zwischenhinein bleiben ganze Folgen von Seiten leer, oder es wählt ein Besucher, um mit seinem Namen recht ins Auge zu fallen oder einer unsympathischen Nachbarschaft auszuweichen, die nächste freie Stelle, wobei oft rückwärts geblättert wurde. In einem einzelnen Fall lag das Buch sogar verkehrt da<sup>22</sup>. Erst mit dem Jahre 1770, nachdem es bereits ein volles Jahrhundert in Benützung war, kam eine natürliche Ordnung hinein, dadurch, daß auf die chronologische Reihenfolge der Einträge geachtet und in einer Ecke oder in der Mitte des oberen Randes allmählich die betreffende Jahreszahl vorsorglich angebracht wurde. Das geschah infolge der wachsenden Zahl der Inskribenten, eines Umstandes, dem auch sonst verschiedene verbesserte Maßnahmen zu verdanken sind: dem zweiten Bibliothekar wurde 1770 in der Nähe der «Mücke» eine ständige Amtswohnung zugewiesen<sup>23</sup>, und das Erdgeschoß mit der Gemälde-Sammlung wurde neu eingerichtet<sup>24</sup>. Daß Jacob Christoph Beck von 1753 bis 1785 als aktiver Betreuer der Sammlung waltete, hat diese Vorkehrungen sicher nur gefördert<sup>25</sup>. Von nun an verläuft die zeitliche Ordnung kontinuierlich bis zum Schluß, d. h. bis zum Zeitpunkt, zu welchem das Buch hinten keinen freien Platz mehr aufwies. Das war im

<sup>20</sup> Den Theologen Joh. Rud. (II) Wettstein (1614–1684) schildert Max Geiger, Die Basler Kirche im Zeitalter der Hochorthodoxie, Zollikon-Zch. 1952, 221–350.

<sup>21</sup> Dies entspricht den Gewohnheiten der Stammbuch-Einträge.

<sup>22</sup> AN II 30, Bl. 212<sup>v</sup>, Eintrag des Straßburger Mediziners Joh. Jac. Espich von 1704.

<sup>23</sup> Heusler, Geschichte a.O. 24.

<sup>24</sup> Otto Fischer, Festschr. Kunstmus. a.O. 43.

<sup>25</sup> Ernst Staehelin, Die Korrespondenz des Basler Professors Jakob Christoph Beck, Stud. z. Gesch. d. Wiss. in Basel 18, Bas. 1968, pass. und bes. 11f.

Oktober 1822 der Fall. Die Frequenz im ganzen letzten Jahrzehnt war so stattlich geworden, daß ein Bedürfnis für ein neues Manual bestanden haben muß. Aber ein solches ist nirgends vorhanden. Einträge aus späteren Jahrzehnten sind zwar ganz sporadisch in unserem Codex festzustellen; es handelt sich aber um reine Zufälligkeiten, die höchstens beweisen, daß der Band leicht erreichbar herumlag<sup>26</sup>. Wenn aber eine Fortsetzung ins Auge gefaßt wurde, so ist diese später mit Absicht wieder beiseitegelegt worden oder sonst verlorengegangen. Daß eine vom letzten aktiven Verwalter des Faeschischen Kabinetts, Professor Johann Rudolf Faesch, in Gang gebrachte Besucherliste ebenfalls um 1820 abbricht, ist zwar unter diesen Umständen besonders zu bedauern, hängt aber offensichtlich mit dem schon 1823 eintretenden Ende dieses privaten Museums zusammen<sup>27</sup>.

Einen raschen Blick wollen wir der *Form der Einträge* schenken; in den allermeisten Fällen ist es ja der bloße Name mit oder ohne Datierung. Es kommt allerdings vor, daß der Namenszug, zumal wenn er allein dasteht, wegen Unleserlichkeit nicht mehr identifiziert werden kann. Wie gerne wüßte man, ob ein und welcher Wilhelm am 2. September 1665 den schönen Wahlspruch «Caelum non animum mutant, qui trans mare currunt τῷ λόγῳ» eingetragen hat<sup>28</sup>. Doch sind solche Fälle selten. Die meisten Besucher waren bemüht, ihre Anwesenheit der Nachwelt durch deutliches Schreiben in Erinnerung zu rufen. Der Glarner Peter Marty hat am 25. Mai 1821 sogar seinen in «Martinus» latinisierten und dann durch unglückliches Kritzeln korrigierten Namen mit dem Zusatz «cum Y» aufzubessern versucht<sup>29</sup>. Ein Vierteljahr später ist ihm dann die Inskription auf den ersten Anhieb gelungen<sup>30</sup>. Die Eintragungen dürften in ihrer überwiegenden Mehrzahl eigenhändig sein. Man möge

<sup>26</sup> Unter diesen späten Einträgen wird man namentlich den auffallend kalligraphischen und undatierten «Jeremias Gotthelf», AN II 30, Bl. 68<sup>r</sup>, unmittelbar unter einigen Namen des 17. Jahrhunderts, mit einem Fragezeichen versehen müssen. Hieronymus Heß hat auf seiner Darstellung der Bildersammlung in der «Mücke» von 1837 (Entwurf und Ausführung) ein aufgeschlagenes Gästebuch abgebildet und wollte damit wohl einen Tatbestand festhalten. Doch könnte dieser Band durchaus der alte sein, den man bereits als Sehenswürdigkeit zur Schau stellte. Margarete Pfister-Burkhalter, Hieronymus Heß, Bas. 1952, 94 und Taf. 28/29.

<sup>27</sup> Univ.Bibl. Mscr. O I 26: Faesch Bibliothek und Cabinet Besuch. Die autographen Einträge beginnen erst mit dem 10. August 1804 und reichen bis in den Anfang des Jahres 1818. O. Fischer, Festschr. Kunstmus. a.O. 54f.

<sup>28</sup> AN II 30, Bl. 175<sup>v</sup>.

<sup>29</sup> AN II 30, Bl. 89<sup>v</sup>.

<sup>30</sup> AN II 30, Bl. 443<sup>r</sup>.

sich vorstellen, daß der als Custode führende Bibliothekar seine Besucher vor das Fremdenbuch dirigiert und sie zum Eintrag aufgefordert hat. Einzelne Schreiber geben der Feierlichkeit dieses Aktes gebührend Ausdruck, wobei das Beispiel ansteckend wirkt. So setzen die beiden Zürcher Johann Caspar Schweizer und Johann Jacob Edlibach, deren Söhne sich eben an der Basler Universität immatrikulieren, ihren Namen ein «scripsit» bei<sup>31</sup>. Zwei kurz darauf eintreffende Herren von Holzhausen nehmen die Formel auf. Ein Theologiestudent unbekannter Herkunft namens Johannes Barnovinus macht es schon ausführlicher und schreibt: «huic albo nomen subscipsit»<sup>32</sup>. Ganz korrekt sind zwei vornehme Schotten, die zuerst durch ihren schreibgewandten Begleiter sich und ihren Eintrag – «nomen suum in hoc libro posuit» – anzeigen lassen und dann selber eigenhändig unterschreiben, worauf sich ihr Amanuensis unter Wahrung eines Respektabstandes auch noch inskribiert<sup>33</sup>. Bei größeren Gruppen übernimmt leicht ein einzelner die Einschreibepflicht, so bei jener Fünferdelegation aus Zürich von Angehörigen der Familien v. Muralt, Eberhard und Goßweiler<sup>34</sup>, oder besonders schön im Fall der eidgenössischen Legaten des Jahres 1681, wo zuerst die vier Hirzel aus Zürich kollektiv sich einschreiben, worauf der Berner Victor von Erlach für die übrigen den ganzen Rest der Seite mit einem höchst schwungvoll hingemalten kleinen Protokoll in Anspruch nimmt<sup>35</sup>. Mitunter wollte man eine Mitteilung in Stichworten nicht unterdrücken. Einzelne vornehme Leute der ältern Zeit sind nicht aus ihren Stammbuchgewohnheiten herausgekommen und haben eine mehr oder weniger passende Devise eingetragen. Dann und wann gibt der Besucher über seine Person und über den besonderen Anlaß seiner Visite Auskunft, so, wenn Basel auf dem Weg nach dem Süden eine natürliche Etappe bildete. Jean de la Faye orientiert in knappster Form über seine frühere und jetzige berufliche Stellung<sup>36</sup>. 1793 kann ein katholischer Curé aus dem Städtchen Trévoux en Dombes von sich Analoges melden<sup>37</sup>. Es lohnt sich, einen solchen biographischen Hinweis zu beachten. Mustergültiger hätte sich keiner in Kürze vorstellen kön-

<sup>31</sup> AN II 30, Bl. 113<sup>r</sup>, Eintrag vom 26. August 1665. Matrikel der Univ. Basel a.O. 3, 590, Nr. 14 und 15 des Jahres 1665/66. Hübsch ist, daß ein weiterer Nachfahre sich auf derselben Seite am 20. Juni 1685 ebenfalls verewigt.

<sup>32</sup> AN II 30, Bl. 111<sup>v</sup>, Eintrag von 1682.

<sup>33</sup> AN II 30, Bl. 138<sup>v</sup>, Eintrag vom 4. Juli 1670.

<sup>34</sup> AN II 30, Bl. 154<sup>r</sup>, Eintrag vom 8. Oktober 1700.

<sup>35</sup> AN II 30, Bl. 176<sup>r</sup>, Eintrag vom 15. Oktober 1681; s. unten S. 216.

<sup>36</sup> s. Anm. 8.

<sup>37</sup> AN II 30, Bl. 322<sup>v</sup>, Eintrag vom 27. Juli 1793.

nen, als der Aachener Baron Johannes von Freisheim. Offizier in venezianischen Diensten gegen die Türken, befand er sich nach einem Heimaturlaub auf der Rückreise nach Griechenland, erübrigte aber unterwegs noch die Zeit, einen Blick in Basels Bibliothek zu werfen<sup>38</sup>. Es fehlt auch das Kompliment an die Bibliothek und ihre Betreuer nicht. Dies letztere erwartet man in der Tat am ehesten.

Schon der bloße Namenseintrag wurde als Abstattung des Dankes empfunden. Dies bedeutet nämlich die Floskel «Debiti cultus ergo nomen suum apposuit», mit welcher der Abt des Cisterzienser-konvents Tennenbach, ein gebürtiger Göldlin von Tiefenau, sich in Gesellschaft seines Amtsbruders vom Kloster Lilienfeld in Österreich von der Bibliothek verabschiedet hat<sup>39</sup>. Als der Abt des luzernischen St. Urban anderthalb Jahrzehnte später auf diesen Dank stieß, machte er sich ihn flugs zu eigen<sup>40</sup>. Der Österreicher Andreas Milperg ist schon weniger formell: «In signum acceptae gratiae se inscripsit», schreibt er<sup>41</sup>. Mit der Zeit erhalten die Komplimente etwas subjektiveren Charakter. «Ich hab die Bibliothek mit über-auß vielem Vergnügen gesehen», formuliert ein schwerfälliger Deutschschweizer<sup>42</sup>. Als 1764 ein reisender Diplomat das Sätzlein «cum magna voluptate vidit hanc bibliothecam» produziert, muß der ihm Nachfolgende sich zu einem «cum summa voluptate» weitersteigern<sup>43</sup>. Zwei Franzosen geben sich dann wieder persönlicher: «Nous avons obtenu de Monsieur la faveur de voir et d'admirer cette belle et riche Bibliothèque<sup>44</sup>.» Ein Jurist aus dem Elsaß sagt noch genauer, was ihm gefallen hat, denn er hatte «la satisfaction d'admirer la bibliothèque et la beauté des manuscrits et rareté des peintures»<sup>45</sup>. Am höflichsten drückt sich ein vornehmer Neuenburger aus: «De Marval Conseiller d'Etat de Neuchâtel et

<sup>38</sup> AN II 30, Bl. 109<sup>r</sup>, Eintrag vom 2. Mai 1665: Johannes Baro a Freisheim Aquisgranensis S. Caesareae Maiestatis et Serenissimae Reipublicae Venetae contra Ottomanos Chiliarachus nuperrime ex Cretâ in Patriam redux dum ad Spartam redditurus per Basileam Venetas properarem, Bibliothecae instructissimae plurimumque curiositatum lustratione a Clarissimis et Doctissimis DD. Bibliothecariis et Curatoribus honoratus grati animi testimonium propria manu firmavi Basileae 2. Maij A° 1665. Armis et litteris. Den Abschluß bildet ein Schnörkel.

<sup>39</sup> AN II 30, Bl. 47<sup>v</sup>, Eintrag vom 23. Mai 1667. Zu Göldlin (1625–1686): Hist.-biogr. Lex. d. Schw. 3, 583, B 3.

<sup>40</sup> AN II 30, Bl. 47<sup>v</sup>, Eintrag vom 3. Oktober 1683.

<sup>41</sup> AN II 30, Eintrag wahrscheinlich von 1676.

<sup>42</sup> Wahrscheinlich ein Steig(u)er von Bern; AN II 30, Bl. 234<sup>r</sup>, Eintrag vom 2. Oktober 1743.

<sup>43</sup> AN II 30, Bl. 228<sup>r</sup>.

<sup>44</sup> AN II 30, Bl. 236<sup>r</sup>, Eintrag vom 1. August 1765.

<sup>45</sup> AN II 30, Bl. 239<sup>r</sup>, Eintrag vom 23. Juli 1773.

son fils ont profité avec beaucoup de reconnaissance de l'honnêteté et de la complaisance de Messieurs les Bibliothécaires », womit auch auf die Betreuer der Sammlung ein Licht fällt<sup>46</sup>. Mitunter hapert es aber beim besten Willen mit dem korrekten Französisch<sup>47</sup>. Die fleißigste Leistung bleibt ein lateinisches Lobgedicht eines sonst Unbekannten. Nur weiß man nicht, woher der Schreiber es bezogen, und ob er es bei jeder passenden Gelegenheit zum besten gegeben hat<sup>48</sup>.

Einige *statistische Angaben* über das Fremdenbuch erscheinen uns nicht fehl am Platz. Trotz dem Durcheinander der Einträge bis um 1770 ist deren approximatives Auszählen mit einigen Erschwerungen möglich. Überhaupt müssen wir uns im folgenden mit auf- und abgerundeten Zahlen begnügen<sup>49</sup>. Insgesamt, nämlich von 1662 bis 1822, zählt man rund 12 000 Einträge. Doch fallen auf die ersten neun Jahrzehnte, bis 1750, nur etwa 950. Unterteilt man die restlichen elf Zwölftel in zwei ungefähr gleich große Hälften von je etwas über 5000, so belegt die eine die Jahre 1750 bis 1800, während die andere in den zwei letzten Jahrzehnten bis 1822 Platz findet. Die Gesamtfrequenz ließe sich also als stark ansteigende Kurve darstellen, die gleichsam gebrochen an verschiedenen Stellen in die Höhe strebt. Dies letztere ist der Fall in den Jahren 1774 und 1780 und, nach einem vorübergehenden starken Absinken zwischen 1791 und 1801, nochmals im Jahre 1802, worauf sie, noch mehrmals schwankend, um 1814 ein vorher überhaupt nie erreichtes höchstes Niveau erklimmt.

Nach dieser allgemeinen Angabe sei versucht, die Beobachtungen etwas zu verfeinern. Bei der Betrachtung nützlich erscheint uns die Trennung des «ungeordneten» und zugleich unverhältnismäßig schwächer dotierten Teils bis 1750 von den darauffolgenden Jahrzehnten. In jenem vorderen Abschnitt ist zunächst am auffälligsten

<sup>46</sup> AN II 30, Bl. 273<sup>r</sup>, Eintrag vom 15. Januar 1784.

<sup>47</sup> Ein Beispiel, Bl. 316<sup>v</sup>, Eintrag vom 9. Juli 1792: Mons. Buffo Napolitain a passé un heure à admirer les chefs-d'œuvre d'Holbein, et tout ce qui contient cet respectable endroit.

<sup>48</sup> AN II 30, Bl. 100<sup>r</sup>, Eintrag vom 14. Oktober 1673: Vere regios Basileensis bibliothecae thesauros perlustravit Johann Philipp Jacob Schopper Palatino Solisbacensis. Te celebrent alii, quanto decet ore, Tuasque/Ingenio laudes uberiore canant/Bibliotheca decus pariter quoniam urbis et orbis/digna quoque es toto laudibus orbe cani.

<sup>49</sup> Dafür gibt es mehrere Ursachen. Aus Zeitgründen war nur ein je einmaliges Durchzählen nach Jahren und nach Nationen möglich. Ferner mußten die unleserlichen oder sonst nicht mit Sicherheit deutbaren Einträge außer Betracht gelassen werden. Endlich war in vielen Fällen die genaue Zahl der Begleitpersonen nicht zu ermitteln.

die große Unregelmäßigkeit der Einträge. Nach einem bescheidenen Anlauf zeigen sich einige völlige Unterbrüche im Bibliotheksbesuch, wobei z.B. das Jahr 1668 als dasjenige des Rücktritts Johann Rudolf Wettsteins vom Bibliothekarenamt diagnostiziert werden kann. Die Zäsuren wiederholen sich 1678/79 und 1682/83, worauf für einige Jahre die Frequenz annehmbare Zahlen aufweist. Doch dann beginnt sie zu verebben, und dies geht so weit, daß ganze Jahresreihen – 1692/94, 1698/1703, 1708/1711, 1716/1718, 1731/1737 – völlig unbelegt sind. Gleichmäßiger wird der Besuch erst 1742, wo er sich in langsamem Anstieg allmählich verstärkt. Den Hauptgrund für jene teilweise unglaublich niedern Besucherzahlen darf man darin erkennen, daß die Aufforderung an die Gäste, sich einzutragen, häufig sehr leicht genommen worden ist, worauf eben auch die zufällige Ordnung im Buch selber hindeutet. Allerdings hören wir auch von Klagen wegen Abwesenheit der Bibliothekare, denen deshalb 1712 zwei «adiuncti» beigegeben wurden<sup>50</sup>. Doch läßt sich mittels erhaltener Berichte nichteingetragener Besucher die unvollständige Aussagekraft unserer Quelle direkt nachweisen. Daß die Zahlen gegenüber später ganz allgemein viel niedriger sind, dafür gibt es noch verschiedene allgemeine Gründe. Im Westen Europas wurde dauernd Krieg geführt, und die Zugänglichkeit der sehenswerten Basler Sammlung dürfte erst allmählich bekannt geworden sein. Vor allem aber kam der europäische Tourismus erst im Lauf des 18. Jahrhunderts stärker auf und entwickelte sich erst dann aus einer Angelegenheit der ihre Kavalierstour unternehmenden jungen Adligen zu einer solchen auch der höheren städtischen Bürgerschichten. Die besonders hohen Zahlen der Revolutionszeit haben teilweise militärisch-politisch bedingte Gründe.

Ein Blick auf die Zusammensetzung der Besucherschaft in jener früheren Epoche *nach Nationen* offenbart das völlige Übergewicht der Deutschen (über 500), wobei zu ihnen nicht nur die Österreicher und Elsässer, sondern auch die Böhmen als Angehörige des Deutschen Reiches zu zählen sind. Unter ihnen dominieren die Leute aus protestantischen Gegenden, also die Brandenburger, Pommern, Sachsen und Thüringer, und von den Städtern die Hanseaten und die Nürnberger. Die große Zahl darf uns nicht darüber täuschen, daß darunter zwar viele Namen illustrer Familien, aber auffallend wenig wirklich berühmte oder wenigstens bekannte Personen sind. Die Schweizer (etwa 200) stehen an zweiter Stelle, wobei – Zeichen der konfessionellen Parteiung – die Vertreter der evangelischen Orte überwiegen. Der ganze Rest aller übrigen Fremden beträgt

<sup>50</sup> Heusler, Geschichte a.O. 23.

kaum mehr als einen schwachen Viertel. Unter ihnen sind die Engländer bereits am stärksten vertreten (ca. 85), vor den Franzosen (gegen 50), den Niederländern und den Skandinaviern (je etwa 30).

Von den höhern Gesamtzahlen der Jahrzehnte zwischen 1750 und 1820 war schon vorher die Rede. Pro Jahr vermehren sich hier die Einträge von durchschnittlich etwa einem Dutzend (bis 1769) auf zunächst gegen 60 (1773), dann auf über 200 (bis 1782), schließlich auf über 300 (1788). Nachdem im letzten Jahrzehnt vor 1800 die Frequenz bis auf 75 gesunken ist, geht es im 19. Jahrhundert bald wieder aufwärts. 1814, 1818 bis 1820 warten mit Maxima von 360 bis 450 Einträgen auf.

Die nationale Aufteilung der späteren Periode muß demnach bereits in den absoluten Zahlen starke Veränderungen zeigen. Aber auch im Verhältnis der einzelnen Nationen untereinander ergeben sich auffällige Verschiebungen. Zwar stehen die Deutschen und Schweizer mit zusammen etwa 5000 Namen, der Hälfte aller Einträge, immer noch weitaus an erster Stelle, wobei aber die Eidgenossen ihren Nachbarn im Reich so nahegerückt sind, daß ihre gegenseitige Proportion mit 23 zu 27 ausgedrückt werden kann. Sieht man von den historischen Zufällen ab, so spielt sicherlich das größere Kontaktbedürfnis und die vermehrte Reisefreudigkeit des schweizerischen Städters im 18. Jahrhundert eine Rolle. Wiederum folgen die Engländer und Schotten an dritter Stelle. Aber diesmal gehören sie mit gegen 2100 Vertretern zu einer der ganz großen Gruppen. Ihre hohe Zahl sagt umso mehr aus, als sie in keiner Weise durch zusätzliche Faktoren wie durchziehende Truppen oder umfangreiche diplomatische Missionen beeinflußt ist. Im Gegenteil, in den Jahren um die französische Revolution und im Jahrzehnt von 1802 an setzen sie wieder völlig aus. Aber sonst treten sie seit der Jahrhundertmitte mit einem hohen Jahresdurchschnitt auf. 1788 sind es ihrer über 90, von 1814 an erscheinen sie jährlich zu Hundernten. In ihnen erkennen wir die neue Nation der Touristen, in deren bevorzugte kontinentale Route die Schweiz, nicht zuletzt aus alpinistischem Interesse, einbezogen wird.

Die Franzosen dagegen, zwischen 1000 und 1100, müssen sich mit einer bescheideneren Rolle begnügen, trotzdem wir ihnen in diesem Zeitabschnitt die Elsässer zugezählt haben. Auch bei ihnen gibt es vereinzelte Wellen, so einmal in den Jahren 1789/1790 infolge der Emigration des Adels und dann wieder 1799/1800 wegen der Präsenz der Armee Massénas in der Schweiz. 1814 verschwinden sie beim Gegenstoß der alliierten Armeen für kürzere Zeit fast völlig. Die übrigen Nationen sind im Gesamtrahmen nur Partikel in der Stärke von wenigen Prozenten bis hinunter zu einigen Tausendsteln.

An alten Bekannten trifft man die Niederländer, mit ca. 350 in unveränderter relativer Stärke, wobei allein auf das Jahr 1788 28 Einträge fallen. Die früher auch schon vertretenen, damals aber nur vereinzelten Polen bringen es immerhin auf ein gutes Hundert, die Schweden und die Dänen auf je 60. Dagegen rücken einige neue Nationen an, in erster Linie die Italiener, die – total etwa 300 – seit ihrem Erscheinen im Jahre 1775 am regelmäßigsten auftreten, sodann die Balten (etwa 80) und namentlich die Russen, deren Gesamtzahl (rund 150) insbesondere das Jahr 1814 mit seinen 40 russischen Militärpersonen einen kräftigen Auftrieb gibt. Schließlich ist im Oktober 1774 der erste Nordamerikaner aus den Vereinigten Staaten eingeschrieben, ein Mr. Verplanck, aus der bekannten New Yorker Familie holländischen Ursprungs<sup>51</sup>. Ihm folgen von 1786 an seine Landsleute in regelmäßigen kleinen Gruppen, werden aber erst nach 1817 zahlreicher. Von den 40 Spaniern gehört wiederum ein Großteil zur alliierten Armee von 1813/14. Die 30 Ungarn sind über ein halbes Jahrhundert weit zerstreut. Ein halbes Dutzend Portugiesen, zwei Mexikaner, vereinzelte Griechen ergänzen das allgemach buntscheckige Bild.

In einer durch anderthalb Jahrhunderte benutzten Matrikel darf man eine *Spiegelung des politischen Geschebens* erwarten; dies gilt insbesondere für Ereignisse, die im engen regionalen Bereich der Quelle liegen. Die nachlässige Ausgestaltung im vorderen Teil schränkt die Aussagekraft allerdings beträchtlich ein. Aber auch im mittleren Abschnitt wirft ein Ereignis wie etwa das Jubiläumsjahr der Universität von 1760 keinerlei Wellen. Reaktionen erzeugt am meisten die bedrohlich expansive und Basel sehr aufsässige französische Militärpolitik. 1674 eroberte Ludwig XIV. die Franche Comté; die Gegenzüge von österreichischer Seite, teilweise unter Benützung des baslerischen Terrains, folgten auf dem Fuße. Mit Berufung auf das Defensional von 1668 und dessen Zusatz von 1673 kam es im April zu einem Aufgebot eidgenössischer Zuzüger in der Stärke von etwa 1500 Mann zum Schutz der Stadt und ihres Territoriums. Die Aktion verlief insofern erfolgreich, als sich sämtliche Orte daran beteiligten und während der kritischen anderthalb Monate keine Durchmärsche fremder Truppen mehr erfolgten<sup>52</sup>. Wir stellen fest, daß der Kommandant des Freiburger Kontingents, Franz Techtermann, sowie Heinrich Peyer, derjenige der Schaff-

<sup>51</sup> AN II 30, Bl. 241v: Mr Verplanck from Newyork N° America.

<sup>52</sup> Peter Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 7, Bas. 1821, 115 ff.; alle Einzelheiten bei Hans Sutter, Basels Haltung gegenüber dem evangelischen Schirmwerk und dem eidgenössischen Defensionale, Basl. Beitr. z. Geschichtswiss., 68, Bas. 1957, 128–169 (Kapitel über den Zuzug von 1674).

hauser, sich ihren einförmigen Dienst mit einem Besuch der Bibliothek verkürzt haben<sup>53</sup>.

Während in unserem Buch keine Anzeichen der eidgenössischen Grenzbesetzung vom Sommer 1678 vorliegen, hat der französische Entschluß zum Bau der Festung Hüningen hier ein Echo ausgelöst. Eine erste Etappe in der seit 1677 vorangetriebenen Fortifikation bildete die offizielle Einweihungsfeier am 26. August 1681, deren Begleitmusik in Gestalt krachenden Geschützdunners für Basler Ohren etwas Erschreckendes hatte. Dann folgte der persönliche Besuch Ludwigs XIV., der sich durch die Einnahme Straßburgs zu einem Besuch des Elsasses veranlaßt sah. Zu seiner Begrüßung wurden von der Tagsatzung in Baden zu Anfang Oktober Abgeordnete aus allen eidgenössischen Orten nach Ensisheim delegiert und dort am 9. des Monats vom Monarchen feierlich empfangen, unmittelbar bevor dieser Hüningen besichtigte<sup>54</sup>. Während der folgenden Woche wurde die Tagsatzung in Basel fortgesetzt. Ihre Geschäfte wurden aufs angenehmste unterbrochen. Unter Führung ihres Präsidenten, des Bürgermeisters Johann Caspar Hirzel, haben sich am 15. die Zürcher, darunter «quatuor Hirzelii», Luzerner und Schaffhauser Deputierten zu einem solennem Besuch der Bibliothek zusammengetan, und der Berner Victor ab Erlach hat den Anlaß vor den Hintergrund des historischen Ereignisses gestellt: «In occasione Legationis Helveticae ad Galliarum Regem Christianissimum Ludovicum XIII<sup>55</sup>.» Noch für eine weitere Visite der Bibliothek gibt Hüningen das Stichwort. Als der Basler Rat den 1684 neuernannten französischen Gesandten Antoine Michel Tambonneau bei einem Augenschein Hüningens im Oktober 1685 empfing, wurde der Gast «prächtig eingeholt und ebenso prächtig zum Wildenmann mit seinem Gefolge tractirt. Nach der Mahlzeit legten die Franzosen die Kragen der geheimen Räthe an und giengen damit zur Mücke (öffentliche Bibliothek), dann in der Stadt herum, und sogar bis nach Hüningen». Peter Ochs, der dies berichtet, fügt die Erklärung seines Gewährsmannes bei, «daß es betrunkener Weise geschehen sei»<sup>56</sup>.

So vereinzelt zu Ende des 17. Jahrhunderts alle diese Bezüge sich finden, so gewaltig verbreitert sich das Spektrum am Schluß des Bandes in den Jahrzehnten des Revolutionszeitalters. Mit 1789<sup>57</sup>

<sup>53</sup> AN II 30, Einträge auf Bl. 86<sup>r</sup> vom 9. Juni, und auf Bl. 99<sup>r</sup> vom 9. Mai 1674; Sutter a.O. 139.

<sup>54</sup> Ochs, Geschichte a.O. 251 f.

<sup>55</sup> AN II 30, Bl. 176<sup>r</sup>; s. oben S. 210 mit Anm. 35.

<sup>56</sup> Ochs, Geschichte a.O. 258.

<sup>57</sup> AN II 30, Bl. 302 ff.

nehmen die Besucher aus Frankreich spürbar zu, und offensichtlich hat man dies den zahlreichen Emigranten vornehmen Standes zuzuschreiben. Mit dem Beginn der Koalitionskriege seit 1792<sup>58</sup> melden sich in größern und kleinern Abständen schweizerische Zuzüger und eidgenössische Repräsentanten. Das Jahr 1795 mit dem Frieden von Basel scheint etwas mehr diplomatischen Verkehr gebracht zu haben<sup>59</sup>. Ein neues Element tritt 1798 in Erscheinung, wo in Basel selber der Umsturz erfolgt. Während der kurzen Lebensdauer der Basler Nationalversammlung im Frühjahr 1798 treten die neuen Baselbieter Repräsentanten auf mit ihren teilweise ungelenken, teilweise auch sehr sorgfältig eingetragenen Namenszügen: der Orismüller Schäfer, Wilhelm Hoch, Niklaus Brodbeck und Daniel Heinimann von Liestal und andere<sup>60</sup>. Mit dem Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges, der sich zunächst hauptsächlich in der Zentralschweiz abspielt, verändert sich die Situation abermals. Jetzt dominieren die hohen Offiziere und zahlreiche Militärärzte der französischen Armee unter Masséna<sup>61</sup>. Dann wird durch eine Reihe von Jahren das Bild wieder ausgeglichen. Die national differenzierte Besucherschaft der «Mücke» besteht jetzt vorwiegend aus Zivilpersonen. Die beiden in Basel abgehaltenen Tagsatzungen der Mediationszeit, die erste 1806 unter dem Landammann Andreas Merian, die zweite 1812 unter seinem Amtsnachfolger Peter Burckhardt, beeinflussen vorübergehend die Zusammensetzung der Museumsklientel.

Mit dem Spätjahr 1813 beginnt man den großen Gegenstoß gegen Napoleon zu spüren. Das völkergeschichtliche Ereignis trifft Basel direkt mit dem Durchzug der alliierten Armeen. Keine andere Begebenheit zuvor hat in unserm Buch eine derart massive Wirkung hervorgerufen. Wir ergreifen hier die Gelegenheit, um uns im besondern nach den Namenszügen *hoher Fürstlichkeiten* umzusehen. In diesem hintersten Teil stehen nämlich einzelne Unterschriften oben quer über der Seite, ohne daß diese sonst ausgenutzt worden wäre. Und nicht nur eine Seite, sondern auch die zwei benachbarten sind ausgespart, ohne Zweifel eine Bezeugung des Respekts gegenüber den hier Verewigten. Zwar nehmen am 18. Dezember 1813, da der eidgenössische Oberkommandant in Aarau zur Einsicht kommen mußte, daß den schwachen schweizerischen Kontingenten nur der Rückzug vor der Übermacht übrigblieb, ein paar Berner Offiziere – wie wenn sie nichts Dringenderes zu tun hätten – unter Führung

<sup>58</sup> AN II 30, Bl. 316<sup>vff.</sup>

<sup>59</sup> AN II 30, Bl. 328<sup>vff.</sup>

<sup>60</sup> AN II 30, Bl. 336<sup>v</sup>, Eintrag vom 20. März 1798.

<sup>61</sup> AN II 30, Bl. 338<sup>vff.</sup>

des Hauptmanns Carl von Bonstetten noch die letzte Gelegenheit wahr, um einen Blick in die Basler Sammlungen zu tun<sup>62</sup>. Aber am 20. war Basel von sämtlichen Schweizer Truppen geräumt. Am 21. begann der endlose Durchmarsch der fremden Armeen über die Rheinbrücke mit allen seinen für die Bevölkerung der Stadt und ihrer Nachbardörfer so demütigenden und schmerzlichen Nebenerscheinungen, vor allem der unerhört belastenden Einquartierung. So ist es denn kein Zufall, daß es auch im Fremdenbuch von Namen österreichischer, preußischer und russischer Offiziere aller Grade zu wimmeln beginnt, zu denen sich auch eine größere Gruppe Spanier und einige Engländer gesellen. Seit dem 13. Januar 1814 waren auch die drei Monarchen in Basel versammelt. Unter ihnen hat vor allem der sich so leutselig gebende Kaiser Franz I. von Österreich am meisten Interesse für die Sehenswürdigkeiten der Stadt bezeugt und von seinem nahen Logis im «Blauen Haus» in Begleitung seines Oberstkämmerers Rudolf Graf Wrbna zuerst die Bibliothek, einige Tage darauf das Faeschische Museum besichtigt<sup>63</sup>. Der König von Preußen, der vom «Deutschen Hause» an der Rittergasse einen ähnlich kurzen Weg zur «Mücke» hatte, traf ebenfalls am 14. Januar in Begleitung seines Adjutanten, Graf Stolberg, hier ein, wobei ihm sein Sohn, der spätere Friedrich Wilhelm IV., Gesellschaft leistete<sup>64</sup>. Vom Zaren Alexander selber fehlt ein Eintrag; aber am 21. März erscheinen seine beiden jüngsten Brüder, Nikolaus, der spätere Zar, und Michael; sie mußten sich aber zusammen mit einer einzigen ganzen freien Seite begnügen<sup>65</sup>.

Solange in Basel die Einquartierung dauerte, dominierten auch im Fremdenbuch die Namen der Stabsoffiziere, Militärärzte und diplomatischen Begleitpersonen der Armeen. Der Eintrag des österreichischen Platzkommandanten Paul Freiherr von Taxis-Bordogna signalisiert zugleich das Ende der allerbeschwerlichsten Zeit. Aus seinem verwackelten Namenszug schließt man mit Recht, daß er im «Schlüssel» ein häufiger und seßhafter Gast war<sup>66</sup>. Dann

<sup>62</sup> AN II 30, Bl. 384v.

<sup>63</sup> AN II 30, Bl. 386r, Eintrag am oberen Rand der mittleren von drei sonst frei gelassenen Seiten, mit dem vom Bibliothekar Professor Daniel Huber eingesetzten Datum vom 14. Januar 1814: Franz manupropria der 1<sup>te</sup> Österreichischer Kayser. Ebenso beim vorgeschrivenen Datum vom 20. Januar 1814 im Gästebuch des Faeschischen Museums, Univ. Bibl. Mscr. O I 26, S. 18. Hans Busser, Basel in den Mediationsjahren 1807–1813, 82. Neuj.bl., Bas. 1904, 48; Gustaf Adolf Wanner, Was Basler Gedenktafeln erzählen, Bas. 1964, 33.

<sup>64</sup> AN II 30, Bl. 388v, mit gleichen Spielräumen: Friedrich Wilhelm 14<sup>ter</sup> Jan. 1814. Friedrich Wilhelm Ludwig Prz. v. Prß.

<sup>65</sup> AN II 30, Bl. 390v, Einträge vom 21. März 1814.

<sup>66</sup> AN II 30, Bl. 392v, Eintrag vom 16. Juni 1814: Freyh. Taxis K.K. Östr.

scheint sich das Bild vorübergehend wieder auszugleichen, was nicht zuletzt daran zu erkennen ist, daß die seit mehr als einem Jahrzehnt kaum mehr vertretenen Engländer in altgewohnter Häufigkeit erscheinen. Aber Anfang März 1815 landet Napoleon bei Cannes, und nun beginnt für kurze Zeit das Spiel von neuem. Diesmal fällt dem Erzherzog Johann von Österreich die Ehre zu, zwischen biedern Aargauer und Appenzeller Milizen und den Offizieren der österreichischen Belagerungssarmee von Hüningen, insbesondere auch Vertretern der Geniewaffe, als ein Mittelpunkt zu prangen, der er dann nach dem Fall der Festung zwei Monate später in noch weit triumphalerer Weise am Volksfest auf dem Petersplatz für die ganze Bevölkerung zu sein hatte<sup>67</sup>. Sein Eintrag wird sekundiert von demjenigen eines gleichaltrigen entfernten Verwandten, des Erzherzogs Maximilian aus der Tertiogenitur-Linie d'Este-Modena. Als Festungsspezialist mag dieser an den Operationen von Hüningen lebhaft interessiert gewesen sein<sup>68</sup>.

Die Häufigkeit illustrer Namen an dieser Stelle dürfte einmalig sein. Und doch ist ihre Reihe noch nicht erschöpft, obgleich nun die im folgenden Genannten ungleich isoliertere, ja eigentlich exzentrische Figur machen. Nicht lange zu befassen braucht man sich mit der Gestalt des exilierten Schwedenkönigs Gustav Adolf IV. Das Gastspiel, das er während mehrerer Jahre in Basel gegeben hat, die Episode der Erwerbung und dann wieder Preisgabe seines Basler Bürgerrechtes, sein widerspruchsvoller, aber nicht unsympathischer Charakter sind in Nacherzählungen und vor allem in zahlreichen Anekdoten festgehalten<sup>69</sup>. Das Andenken an ihn auf der Bibliothek beschränkt sich nicht auf zwei Einträge im Besucherbuch, sondern bleibt auch in einer hochherzigen Schenkung bibliophiler Art beste-

General Major und Stadt Comendant. Vgl. Const. v. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Österreich 43, 171f., Nr. 3; Wilh. Vischer, Basel in der Zeit der Restauration, Jahre 1814–1815, 83. Neuj.bl. 1905, 25.

<sup>67</sup> AN II 30, Bl. 398<sup>v</sup>, Eintrag vom 5. Juli 1815, mit dem Spatium von drei Seiten: Johann Erzherzog zu Österreich. Ebenso im Gästebuch des Faeschischen Museums, das seinem Quartier, dem Wildtschen Haus, direkt benachbart war: Mscr. O I 26, S. 18.

<sup>68</sup> AN II 30, Bl. 400<sup>v</sup>, Eintrag vom 26. August 1815, mit nur einer leeren Seite; ebenso bei Faesch, Mscr. O I 26, S. 18, Eintrag vom 31. August 1815.

<sup>69</sup> Carl Bernoulli, Der Schwedenkönig wird Baslerbürger, Basl. Jahrb. 1892, 113 ff., mit Zitat verschiedener Zeitungsartikel des Jahres 1880, die dem Manuskript der Univ. Bibl. G IV 4 (Briefe des Königs an Professor Christian Legrand) beigeheftet sind; ders., Sonnt.beil. d. Basler Nachrichten vom 31. X./7. XI. 1920; Gust. Ad. Wanner, Basler Gedenktafeln a.O. 36ff. Den Einzelheiten bei Sophie Elkan, An exiled King, Gustav Adolf IV of Sweden, 2 Bände, Lond. 1913, ist kein Vertrauen zu schenken.

hen<sup>70</sup>. Jacob Burckhardt, dem als kleines Kind er vielleicht einmal zu Gesicht gekommen ist, hat beim Urteil über seinen 1792 ermordeten Vater Gustav III. – «in keinem Zeitgenossen ist despotische Aufklärung und mittelalterliche Ritterlichkeit merkwürdiger gemischt» – vergleichsweise auch des Nachfolgers gedacht: «Unglücklicher Reflex hievon in dem Schicksal seines Sohnes Gustav IV<sup>71</sup>.»

Der königlichen Exulantengestalt aus dem Norden lassen wir als Gegenstück eine zweifelhaftere Erscheinung aus der Levante folgen, mit umso besserem Grund, als beide sich gekannt, ja vielleicht ihre Bekanntschaft in Basel gemacht haben. Rudolf Wackernagel hat seinerzeit auf den plötzlich in Basel auftauchenden Mamelucken «Achmed Bey de Soliman» und sein allein schon aus den Zahlen als reine Hochstapelei erkennbares Testament hingewiesen, mit welchem dieser fragwürdige ägyptische «Prinz» im März 1818 einer Reihe von Baslern, darunter zahlreichen Angehörigen der Familie Faesch, das Blaue vom Himmel herunter versprach<sup>72</sup>. Danach hätten die von ihm Bedachten einmal nach seinem Tode jährliche Renten in der Höhe von insgesamt nicht weniger als 600 000 Fr. zugutegehabt. Von seiner bewegten Vergangenheit hatte der «Prinz» in einem gedruckten Memorandum von Ende 1814 zuhanden des bourbonischen Königshauses allerhand Abenteuerliches berichtet, so, wie er sein Land gegen Napoleon und die Franzosen bis zu deren Abzug verteidigt habe, dann aber von den Türken bedroht worden und nach Europa gekommen sei<sup>73</sup>. Seiner ständigen Gesuche und Betteleien überdrüssig, wies man ihn schließlich nach einigen Jahren aus Frankreich aus. Die Einträge, die er in unserem Fremdenbuch hinterlassen hat, dürften die ersten Belege für seinen hiesigen Aufenthalt darstellen<sup>74</sup>. Sie fallen in denselben

<sup>70</sup> AN II 30, Bl. 371v, erster Eintrag vom 10. Mai 1810: Gustaf Adolf +, ebenso bei Faesch, Mscr. O I 26, S. 10, Eintrag vom 11. Mai 1810. Im Fremdenbuch zum zweitenmal, Bl. 396r: G.A. Duc de Holstein Eutin. Die Liste der vom König der Universitätsbibliothek geschenkten Werke, außer einer mehrbändigen «Histoire de Don Quichotte» hauptsächlich militärgeschichtliche Literatur, liegt vor im alten Geschenkjournal der Bibliothek, Mscr. AN II 25, S. 29.

<sup>71</sup> Staatsarchiv Basel, Priv. Arch. 207, 171, Vorlesungen über das Zeitalter Friedrichs d. Gr., Bogen 13, S. 3.

<sup>72</sup> Rudolf Wackernagel, Prinz Achmed und sein Testament, Basl. Jahrb. 1904, 206ff. Das Original des Testaments liegt im Staatsarchiv Basel, Priv. Arch. 75. Jede einzelne Seite ist mit dem Namenszug des Testators versehen.

<sup>73</sup> Notice sur Ahmed, Bey de Soliman, Prince Mameluck réfugié en France. Exemplar der Univ. Bibl. Basel: Mil. B c 57, Nr. 3.

<sup>74</sup> AN II 30, Bl. 417r, Eintrag von Anfang 1818, schlecht geschriebener ara-

Monat, da der exilierte Schwedenkönig seinen Basler Bürgerbrief entgegennahm. Lange hat der Basler Aufenthalt des scheinbar so großzügigen Orientalen nicht gedauert. Gleich darauf macht er sich in der vornehmen diplomatischen Gesellschaft am Aachener Kongreß bemerkbar und wird im Zusammenhang der höchsten Namen genannt. Dann aber schlägt seine Rolle plötzlich um, weil man ihm seine Schwindeleien nachweist. Eines schönen Tages hat er sich auf Nimmerwiedersehen davongestohlen.

Wir müssen uns damit begnügen, die weitern in diese Rangliste gehörenden Namen in rascher Folge Revue passieren zu lassen. Als Kaiser Joseph II. auf seiner Rückreise von Paris 1777 Basel eine formlose und hastige Visite abstattete, war es dem Kupferstecher Christian von Mechel vergönnt, auf der Seite der Basler am 19. Juli die Hauptrolle zu spielen. Auf der Bibliothek, die der Monarch in seiner Begleitung nur flüchtig besichtigte, hat der hohe Guest sich nicht eingetragen; die Sarasinsche Bandfabrik und die Mechelsche Offizin interessierten ihn lebhafter. Als dann der Kaiser wenige Tage später von Freiburg i. Br. aus, wo er sich die Zöglinge des blinden Dichters Pfeffel vorstellen ließ, durch den Schwarzwald an den Oberrhein zurückkehrte, paßte ihm Mechel in Waldshut ab und heftete sich bis nach Schaffhausen an seine Fersen. Es sollte der Auftakt sein zu seiner eigenen jahrelangen erfolgreichen Tätigkeit in der kaiserlichen Galerie zu Wien<sup>75</sup>.

Hatte sich der Habsburger in Basel höchst unformell gegeben, so ging es beim Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen, des um 14 Jahre jüngern Bruders Friedrichs des Großen, ebenso intim zu. Dieser Hohenzoller, der zeitlebens nahe am Königtum war, ohne es je zu erreichen, galt unter den Preußen wohl als der größte Bewunderer der französischen Kultur. Aber erst mit 44 Jahren, nach sorgfältigen Vorbereitungen und bis zuletzt mit der Möglichkeit rechnend, daß ihm der Besuch von Paris von seinem königlichen Bruder verboten würde, kam er nach Frankreich und an den Hof Ludwigs XVI. Die diplomatische Funktion dieser Reise ist vielfach diskutiert, betont und schließlich mit Recht bezweifelt worden. Eine zufällige Krisis in den österreichisch-holländischen Beziehungen sollte zwar den Moment herbeiführen, wo Heinrich als Interpret des

bischer Namenszug mit schwungvoller Tughra und französischer Transkription: Ahmed Bey de Soliman Prince d'Egypte; ebenso bei Faesch, Mscr. O I 26, S. 21, Eintrag vom 23. Februar 1818.

<sup>75</sup> Basl. Jahrb. 1893, 164f. nach Ochs, Geschichte a.O. 7, 681. Den ausführlichsten Bericht hat Mechel in seinem Tagebuch hinterlassen; Auszug daraus bei Lukas H. Wüthrich, Christian v. Mechel, Basl. Beitr. z. Geschichtswiss., 63, Bas. 1956, Kap. 9 (Wien 1778–1783), 139 ff. Joseph II. figuriert als erster Eintrag in Pfeffels Fremdenbuch; s. die in Anm. 7 zitierte Ausgabe, 7f.

preußischen Standpunktes eine von Frankreich betriebene Vermittlung vielleicht hätte sekundieren können; doch machte Joseph II. seine militärischen Drohungen gegen Holland nicht wahr. Dagegen hat der preußische Prinz unter dem Namen eines Grafen von Oels während der Spätsommermonate des Jahres 1784 das zerstreuende gesellschaftliche Leben in Paris, den Verkehr mit Künstlern und den Besuch des Theaters in vollen Zügen genossen und ist zu seiner eigenen Genugtuung in den Sitzungen der Akademie als Verkörperung eines Heros des Schlachtfeldes wie als gewaltiger Charakter feierlich geehrt worden<sup>76</sup>. Sein kurzer Basler Besuch spielt sich am 11. Juli auf der Hinreise nach Paris ab, wohin er, am rechten Ufer rheinaufwärts reisend, über die welsche Schweiz und Lyon gelangen wollte. Der Tag in Basel scheint mit Besuchen privater Sammlungen ausgefüllt gewesen zu sein, so daß für die Bibliothek nur der Abend freibleib. Die Anekdote weiß, daß er seine Besichtigung bis um ein Uhr nachts ausgedehnt hat. Peter Ochs aber schildert uns das Kostüm, mit dem man sich bei diesem Anlaß behaßt: «Le prince Henri de Prusse a été reçu en belle robe de chambre et en bonnet de velours<sup>77</sup>.» Mit den Namen dreier Begleiter findet sich der seinige im Fremdenbuch<sup>78</sup>. Am folgenden Morgen inspizierte er bereits wieder ein Regiment Chasseurs à cheval in Hüningen.

Wollten wir in dieser Richtung fortfahren, so müßte etwa auf den englischen Prinzen Edward, Herzog von Kent und Vater der Königin Victoria, hingewiesen werden<sup>79</sup>. Es wäre noch mancher Name zu nennen, unter denen die süddeutschen Fürstenhäuser überwiegen, darunter die Markgrafen von Baden und die Württemberger,

<sup>76</sup> Zu des Prinzen Pariser Reise von 1784: Ch. de Larivière, *Le Prince Henri de Prusse à Paris en 1784 et en 1788*, Rev. polit. et littér. (Revue bleue), 4e sér., t. 16, 1901, 334ff.; Gust. Berth. Volz, Die «vie privée» und die ältere Literatur über den Prinzen Heinrich v. Preußen, Förschgn. z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. 19, 1906, 440ff.; C.V. Easum, Prinz Heinrich v. Preußen, Gött. Bausteine z. Geschichtswiss., 24, 1958, Kap. 23, 449ff.

<sup>77</sup> Zitat aus dem Brief des Paters Helg in Bellelay vom 24. Juli 1784 in: *La vie privée d'un prince célèbre ou détails des loisirs du Prince Henri de Prusse dans sa retraite de Reinsberg, à Veropolis 1784*, 66ff.; Heusler, Geschichte a.O. 28, Anm.; Albert Geßler, Peter Ochs als Dramatiker, Basl. Jahrb. 1894, 180, wo das Factum des Besuches zu Unrecht bestritten wird.

<sup>78</sup> AN II 30, Bl. 273v, Einträge vom 11. Juli 1784: Frederic Henri Louis de Prusse (Zusatz des Bibliothekars: frère de S.M. le Roi de Prusse). Louis baron de Wreich, Chambellan du Roi de Prusse chevalier de l'ordre de St. Jean de Jerusalem. Le Baron de Mylendonck Chanoine du grand Chapitre de Magdebourg. De Tauentzien Lieutenant au Regiment de S.A.R.Mr le Prince Henry de Prusse. Vgl. de Larivière, *Le Prince Henri* a.O. 337.

<sup>79</sup> AN II 30, Bl. 292v, Eintrag vom 10. November 1787: Edouard Prince Royal d'Angleterre et Colonel des Gardes a Pied a Hannovre. Es folgen die Unterschriften dreier Offiziere.

daneben die Fürsten von Thurn und Taxis und die Prinzen von Hessen. Mitunter reisen auch vornehme Damen mit ihrem Gefolge vorbei. So ist im Oktober 1804 die Königinwitwe Friederike von Preußen eingeschrieben<sup>80</sup>. Ihr folgt die verwitwete Herzogin Charlotte von Sachsen-Gotha und setzt vor ihren Namen das Kompliment: «Den 17 May 1805 hatte ich das Vergnügen in Gesellschaft des Herrn Professor Hubert (sic) die Bibliothek zu besehen<sup>81</sup>.» Amüsant wirkt die zehnköpfige Reisegesellschaft, mit der Dorothea, die letzte Herzogin von Kurland, zwei Jahre nach dem Tode ihres Gatten in der «Mücke» auftaucht<sup>82</sup>. Sie befand sich am Ende ihrer Schweizer Tour von 1802, auf der ihre glühende Verehrung Napoleons erstmals einen Dämpfer erlitten hatte. Die blühende Witwe war von ihrer dritten Tochter Johanna und deren ihr eben angetrautem Gemahl, dem Fürsten Pignatelli, Herzog von Acerenza, sowie von dessen Bruder eskortiert; in Basel galt ihr Interesse namentlich auch wohltätigen Unternehmungen<sup>83</sup>. Das ungezwungene Dasein, das sie in ihren letzten Lebensjahren in ihrer altenburgischen Residenz Löbichau führte, wird uns durch Jean Paul emphatisch geschildert. Als Ehrengast zu Seiten der Herzogin an ihrer festlichen Tafelrunde im Dezember 1819 und als Teilnehmer an den abendlichen Tanzspielen jener heiteren Gesellschaft glaubte der Dichter jene «Nacht des Himmels» gefunden zu haben, nach der er sich durch seine leere Jugend hindurch so oft umsonst ge sehnt hatte<sup>84</sup>.

Weit hinten im Band gähnt uns nochmals eine leere Seite ent gegen. Sie ist für den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar freigeblieben, als sich dieser auf dem Heimweg von einer Sommerreise nach Oberitalien befand<sup>85</sup>. Wir bringen mit seinem Namen sofort denjenigen Goethes in Verbindung, der bekanntlich zweimal in unserer Stadt vorbeigekommen ist und jedesmal der Bibliothek einen Besuch abgestattet hat. Aus der bereits umfangreichen Literatur weiß man, daß seine Basler Beziehungen im ganzen nicht sonderlich ergiebig und dauerhaft gewesen sind<sup>86</sup>. Als er auf seiner

<sup>80</sup> AN II 30, Bl. 353v.

<sup>81</sup> AN II 30, Bl. 354v.

<sup>82</sup> AN II 30, Bl. 346<sup>r</sup>, Eintrag vom 14. August 1802.

<sup>83</sup> Christoph August Tiedge, Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland, Leipz. 1823, 200.

<sup>84</sup> Jean Paul, Briefblättchen an die Leserin des Damen-Taschenbuchs etc., Sämtl. Werke, 1. Abt., Bd. 18, Weim. 1963, 295; ders., Briefe 1815–1819, ebda., 3. Abt., Bd. 7, Berl. 1954, Nr. 569–572.

<sup>85</sup> AN II 30, Bl. 414<sup>r</sup>, Eintrag vom 6. September 1817.

<sup>86</sup> J. Keller im Goethe-Jahrbuch 6, 1885, 84ff.; Wilh. Bode, Goethes Schweizer Reisen, Bas. 1922, 63; Gottfr. Bohnenblust, Goethe und die Schweiz, 1932, 29;

ersten Schweizer Reise im Juli 1775 von Zürich kommend über Basel heimwärts strebte, traf er zwar erstmals mit dem Kupferstecher Christian von Mechel sowie mit dem Ratsschreiber Isaac Iselin zusammen, aus dessen Briefen man das meiste erfährt. Wir verdanken diesem eiligen Aufenthalt seinen einzigen autographen Namenszug in unserem Album<sup>87</sup>. Vier Jahre später, zu Beginn der großen Schweizer Reise, passierte Goethe in Begleitung des Herzogs wiederum die Stadt. Doch hat sich hier nur der letztere samt dem Kammerherrn von Wedel und dem Diener Seidel eingetragen; Goethe aber muß dabeigewesen sein<sup>88</sup>. Iselin wurde damals nicht mehr aufgesucht, Mechel zeigte sich enttäuscht; dafür war den Reisenden eine Besichtigung des «Kirschgarten» genehm.

Wollte man Namen anderer großer *deutscher Dichter* suchen, so dürfte derjenige Heinrich von Kleists nicht übergangen werden. Doch liegt alles, was sich über seine biographischen und literarischen Beziehungen zu Basel sagen lässt, längst in vorzüglicher Verarbeitung vor<sup>89</sup>. Im übrigen hat Baeschlin bereits eine Menge von Hinweisen auf die wichtigsten Vertreter des deutschen Geisteslebens jener Epoche in unserm Fremdenbuch gegeben<sup>90</sup>. Als Ergänzung fügen wir bei, daß Johann Caspar Lavater zwischen 1774 und 1794 im ganzen nicht weniger als achtmal sich eingeschrieben hat, daß man immerhin dreimal (1814, 1817, 1822) auf den Freiherrn von Laßberg stößt, daß Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck ebenfalls vorkommen und daß unter den Einträgen der allerletzten Jahre Schopenhauer und der Philologe Friedrich August Wolf nicht fehlen<sup>91</sup>. Wir dürfen hier kurz verfahren, weil das Reisen als

Lukas H. Wüthrich, Chr. v. Mechel a.O. 84; G.A. Wanner, Basler Gedenktafeln a.O. 26ff.; Willy Andreas, Carl August v. Weimar 1757–1783, Stuttg. 1953, 434; Ulr. Im Hof, Isaac Iselin und die Spätaufklärung, Bern 1967, 71 und 288, Anm. 22.

<sup>87</sup> AN II 30, Bl. 242<sup>r</sup>: Goethe. den 8 Jul. 1775. Vgl. Weim. Ausg., Abt. 1, Bd. 29, 228.

<sup>88</sup> AN II 30, Bl. 253<sup>v</sup>: Carl August Hz SW (?), 2. Octobr. 1779 (Datum von dritter Hand). Cammerherr von Wedel aus Weimar den 28bre 79. Ph. Fr. Seidel aus Frankfurth den 28br 79. Baeschlin, Aus einem Fremdenbuche a.O. 195 wäre entsprechend zu korrigieren. Goethes Beteiligung am zweiten Bibliotheksbesuch bestätigt sein Brief an Merck vom 17. Oktober 1779.

<sup>89</sup> AN II 30, Bl. 343<sup>v</sup>, Eintrag vom 21. Dezember 1801. Albert Geßler, Heinrich von Kleist und Basel, Basl. Jahrb. 1908, 246–283.

<sup>90</sup> Baeschlin, Aus einem Fremdenbuche a.O. 196ff.

<sup>91</sup> Laßberg: AN II 30, Bl. 392<sup>r</sup>, Eintrag vom 6. Juni 1814; Bl. 410<sup>v</sup>, Eintrag vom 11. Juli 1817; Bl. 446<sup>v</sup>, Eintrag vom 16. April 1822, hier zusammen mit der Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg. Schlegel: Bl. 353<sup>v</sup>, Eintrag vom 27. September 1804. Tieck: Bl. 360<sup>r</sup>, Eintrag vom 27. August 1806. Schopenhauer: Bl. 426<sup>r</sup>, Eintrag vom Juni 1819. Wolf: Bl. 437<sup>r</sup>, Eintrag vom 20. September 1820.

solches in diesen Jahrzehnten zu einer allgemeinen Gewohnheit zu werden beginnt; für den einzelnen wäre ein Interesse nur im Zusammenhang besonderer biographischer und somit ganz präzis zu umschreibender Umstände zu rechtfertigen.

Es seien daher im folgenden in erster Linie *die älteren Partien* des Besucherbuches abgetastet. Gerade für die *Deutschen* erwiesen sich diese bei weitem nicht so ergiebig, wie ihre große Zahl vermuten läßt. In Basel gut angeschrieben war der Stammvater einer pfälzischen Dynastie reformierter Theologen, Johann Friedrich Mieg<sup>92</sup>. Sein Studium in Basel fiel in die Jahre des Universitätsjubiläums von 1660, hier doktorierte er 1667 und kam sofort dank seinem Ruf als Orientalist der buxtorfischen Schule nach Heidelberg. An den im Fremdenbuch notierten etwas späteren Besuch in unserer Stadt hat er dankbar zurückgedacht<sup>93</sup>. 1676 und 1684 Rektor der Heidelberger Universität, wurde er beim Einbruch der Franzosen als Geisel fortgeschleppt. Seine Tätigkeit in Groningen, wohin er 1691 berufen wurde, war infolge seines frühen Todes leider nur von kurzer Dauer. Ebenfalls mit Heidelberg hängt zusammen der vielleicht berühmteste eingetragene ältere Deutsche, da Samuel Pufendorf, um den es sich hier handelt, in den 1660er Jahren dort den ersten Lehrstuhl für das Naturrecht versah<sup>94</sup>. Im Jahr der vollendeten Niederschrift seines «Mozambano» ist er nach Basel gekommen, ohne daß wir die Veranlassung zu dieser Reise näher kennen. Doch bleibt das Faktum angesichts der spärlichen biographischen Nachrichten über ihn bemerkenswert; vielleicht hat gerade ihn der Ruhm der Juristenfamilie Amerbach zu einer Besichtigung ihres Nachlasses verlockt<sup>95</sup>.

Vor allem in den ersten Jahrzehnten unseres Fremdenbuches dominiert in geistiger Beziehung die zahlenmäßig ungleich schwächere Gruppe der *Franzosen*. Frankreich spielt im 17. Jahrhundert im ganzen westlichen Mitteleuropa die in jeder Beziehung führende Rolle. Zu seiner Ausstrahlung tragen jene Landsleute bei, die als reisende Besucher, als Beobachter und Forscher freiwillig oder

<sup>92</sup> Zu Mieg (1642–1691): Allg. dt. Biogr. 52, 395 ff.; Matrikel der Univ. Basel a.O. 3,539, Nr. 63 zu 1658/59; Philippe Mieg, *Histoire généalogique de la famille Mieg 1395–1934*, Mulh. 1934, 75 f., Nr. 58.

<sup>93</sup> AN II 30, Bl. 53<sup>v</sup>, Eintrag vom 26. Juni 1671. Sein Brief an den Basler Antistes Gernler vom 17. Juli 1671 in der Univ.Bibl., Mscr. Ki. Ar. 24a, Nr. 337.

<sup>94</sup> Zu Pufendorf: Allg. dt. Biogr. 26, 701 ff.; Heinr. v. Treitschke, Preuß. Jahrb. 35, 1875 und 36, 1876; Erik Wolf, Grotius, Pufendorf, Thomasius, Tüb. 1927, 63 ff.

<sup>95</sup> AN II 30, Bl. 112<sup>r</sup>, Eintrag von 1664 ohne genaues Datum: Samuel Pufendorf Prof. Publ. in Academ. Heidelbergensi.

gezwungenen in den Nachbarstaaten aufzutreten. Unter seinen Söhnen hat mit unserer Stadt zunächst ein Einzelgänger den produktivsten Kontakt gefunden, selbst weder ein Vertreter des offiziellen Frankreich noch ein mit seinem Land grundsätzlich Überworfener. Der wegen seiner fröhlichen Beherrschung des Griechischen angestaunte Jurist, Mediziner und Numismatiker Charles Patin (1633–1693) würde verdienen, in neuer Form biographisch erfaßt zu werden<sup>96</sup>. 1668 aus nicht völlig durchsichtigen Gründen mit Colbert zerstritten und zur Flucht gezwungen, hatte er zuerst das südliche Deutschland durchquert und war nach einem Besuch beim Markgrafen von Baden zu Beginn des Jahres 1671 über Straßburg ein erstes Mal nach Basel zu einem mehrmonatigen Aufenthalt gekommen. Ganz zufällig war dieses Reiseziel nicht; sein Vater Guy (1602–1672) hatte als Mediziner mit dem hiesigen Fachkollegen Johann Caspar Bauhin bereits in brieflichem Austausch gestanden. Charles Patins Lob der Bibliothek, deren neu aufgestellte Sammlungen er eben in der «Mücke» zu sehen bekam, klingt echt, wenn er im Gästebuch für die Besichtigung des «eximium cimeliarchium», das die Erasmus-reliquien, die Amerbachischen Münzen, die Gemälde Holbeins umfaßt, seinen Dank ausspricht, «tam erga ejus custodes quam inclytae Basileae gloriam»<sup>97</sup>. Patins Schilderung der Basler Kultur zählt zu den ausführlichsten Übersichten aus jener Epoche<sup>98</sup>. Dennoch manifestiert sich darin deutlich seine Vorliebe für einzelne auserlesene Gebiete der Kunstpflage. Seine numismatischen Interessen haben ihn die nähere Bekanntschaft mit Sebastian Faesch, dem Neffen des Gründers des Faeschischen Museums, pflegen und einen ausgedehnten Gelehrtenbriefwechsel führen lassen<sup>99</sup>. Als Patin wieder nach Straßburg abgereist war, übersandte er ein Exemplar seines dort eben ausgedruckten großen Münzwerkes «Imperatorum Romanorum numismata» mit einer den überschwenglichen Dank in eleganteste Wendungen einbauenden Widmung gegenüber den «Clarissimis atque Excellentissimis Dominis Dominis Professoribus

<sup>96</sup> Ersch-Gruber, Realencykl. III/13, 313 ff.; Biogr. Univ. 32, 252 ff.; O. Fischer, Festschr. Kunstmus. a.O. 32 ff.; Autobiographie s. Anm. 103.

<sup>97</sup> AN II 30, Bl. 139<sup>v</sup>, Eintrag vom 12. März 1671.

<sup>98</sup> Sie bildet den ersten Drittels (S. 135–168) der vom Oktober 1671 datierten, an Friedrich von Baden-Durlach gerichteten und ihm gewidmeten «Troisième relation», gedruckt Basel 1673. Der Autor widmete nach Erscheinen Exemplare dem Basler Rat und erhielt dafür ein Ehrengeschenk; Staatsarch. Basel, Protok. d. Kleinen Rats, Bd. 51, Bl. 145<sup>v</sup>, Sitzung vom 20. September 1673. Patins Beschreibungen wurden in vielen späteren Darstellungen exzerpiert und ergänzt.

<sup>99</sup> Univ. Bibl. Basel, Briefband Mscr. G<sup>2</sup> I 32.

et Cimeliarchae Inclitae Academiae Basiliensis»<sup>100</sup>. Sodann war er in seiner Beschreibung Basels von den Amerbach und ihren Verdiensten um die antiquarische Forschung auf Holbein und dessen Illustrationen zum erasmischen «Encomium Moriae» zu sprechen gekommen und hatte einige davon dem Markgrafen interpretiert. Man sieht, wie die Idee einer Facsimileausgabe in ihm Gestalt gewinnt. Als Patin dann nach weiten langen Reisen in Deutschland zu Anfang des Jahres 1673 wieder nach Basel gekommen war und sich hier am 22. Januar als akademischer Bürger einschrieb, richtete er einen kleinen graphischen Betrieb ein und begehrte die Ausleihe des kostbaren Stückes. Es dauerte zwei Jahre, bis ihm die Regenz unter bestimmten Bedingungen die Einsichtnahme gestattete und sich dann erst noch ein Zensurrecht vorbehielt<sup>101</sup>. Trotz diesen Hindernissen vollbrachte er damit eine bibliophile Pioniertat, dank der auch die Stadt nach langem Schweigen wieder einmal etwas zum Nachruhm des Erasmus beitrug<sup>102</sup>. Freilich, als das kleine Kunstwerk erschien, befand sich sein Urheber bereits in seiner endgültigen Wahlheimat. Er hatte in Italien Fuß gefaßt und sollte dort die chirurgische Professur an der Universität Padua von 1681 bis zu seinem Tod versehen. Doch gedachte er nochmals seiner baslerischen Lehrer und Freunde unter Namensnennung in der Autobiographie, die als Bestandteil einer von ihm selbst veranstalteten akademischen Publikation gedruckt wurde<sup>103</sup>.

Eine Stadt in der Randzone Frankreichs wie Basel mußte den schweren Druck ihres westlichen Nachbarn zu spüren bekommen, da die Großmacht ihr militärisch direkt auf den Hals rückte. Dazu kam eine Verschärfung der konfessionellen Spannung seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Es ist nicht ohne Interesse, die kleinen Gruppen französischer Ordensgeistlicher zu betrachten, die im Zeitpunkt der höchsten französischen Machtentfaltung einen sowohl nationalen als auch konfessionellen Gegensatz zu Basel verkörpern und unsere Stadt dennoch aufzusuchen. Jean Mabillon (1637

<sup>100</sup> Exemplar der Univ. Bibl. Basel OB IV 13 mit handschriftlicher Widmung des Autors vom 1. Juni 1671.

<sup>101</sup> Staatsarch. Basel, Universitätsarchiv, B 1, t. 2, Rektoratsjahr 1672/73, Bl. 113<sup>r</sup> zum 27. Mai 1673 und 1674/75, Bl. 119<sup>r</sup> zum 25. Februar 1675. «Si quid in picturis vel injuriosum, vel etiam obscoenum», schien das Hauptbedenken.

<sup>102</sup> Μωρίας ἐγκώμιον = Stultitiae laus Des. Erasmi Rot. Declamatio, figuris Holbeinianis adornata, Bas. Typis Genathianis 1676. Der darin enthaltene Index der Werke Holbeins hat immer noch informativen Wert. Vgl. die Facsimileausgabe des Originals von Heinrich Alfred Schmid, Bas. 1931, Text 91. Über die bildlichen Abweichungen: Andreas Flitner, Erasmus im Urteil seiner Nachwelt, Tüb. 1952, 106f.

<sup>103</sup> Lyceum Patavinum, Patav. 1682, 77–104, bes. 94 und 98.

bis 1707), der als Benediktiner von St-Germain-des-Prés der 1618 gegründeten Reformkongregation von St-Maur angehörte und in der Nachfolge Don D'Achérys in den wissenschaftlichen Unternehmungen die Hauptlast der mächtigen Aktenpublikation über die Ordensheiligen auf seinen Schultern trug, dazu 1681 mit seinen sechs Büchern «*De re diplomatica*» die wissenschaftliche Urkundenlehre begründet hatte, war höchst offiziell vom Minister Colbert mit Forschungsreisen beauftragt worden, die ihn auch in Frankreichs Nachbarländer führten. Als erste Etappe des im Sommer 1683 in Begleitung von Pater Michel Germain begonnenen «*Iter Germanicum*» waren die in den katholischen Schweizer Kantonen liegenden Fundstellen vorgesehen<sup>104</sup>. Der Zugang erfolgte durch das Oberelsaß über Basel. Station wurde im Wirtshaus der neuen Festung Hüningen gemacht, von wo aus sich am 18. Juli ein Ausflug nach Mariastein ergab, mit dem Zweck, vom dortigen Abt Empfehlungen an die schweizerischen Benediktinerklöster zu erhalten. In Basel sollten die Fremden durch den neuen ersten Gouverneur von Hüningen eingeführt werden. Mabillon röhmt überaus die Zuvorkommenheit dieses Marquis de Puysieux und seine große Beliebtheit bei den Baslern<sup>105</sup>. In der Tat war der Marquis wegen seiner charakterlichen Qualitäten bei den Baslern gut angeschrieben; nicht zufällig sollte gerade er in der Folge auf den undankbaren französischen Gesandtschaftsposten in Solothurn versetzt werden<sup>106</sup>. Um die Festung Hüningen als segensreiche Einrichtung des Friedens zu rühmen, während sie Basels Außenpolitik wie ein ständiger Alpdruck belastete, brauchte es allerdings die devote Unterwürfigkeit eines gallikanischen Geistlichen seinem Auftraggeber gegenüber<sup>107</sup>. Daß man ihn auf reichsdeutschem Boden mit offenen Armen empfange, hat Mabillon damals noch weniger erwarten dürfen<sup>108</sup>. Indessen klappte es vorzüglich mit der Vermittlung, die de Puysieux

<sup>104</sup> Frühe Sonderausgabe der zuerst in Mabillons *Vetera Analecta*, t. 4, Paris 1685, erschienenen Reisebeschreibung: Io. Mabilonii *Iter Germanicum et Io. Launoii de scholis celebribus*, Hamb. 1717, bes. 12–17; die Partie über Basel deutsch: Rud. Thommen, Ein französischer Mönch in Basel, Basl. Jahrb. 1895, 92–96; kritische Ausgabe der ganzen Schweizerreise durch H. Herzog, Jean Mabillons Schweizerreise, Taschenb. d. Hist. Ges. d. Kt. Aargau 1900. Vgl. Gall Heer, Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner, St. Gallen 1938, 98 ff.

<sup>105</sup> Mabillon, *Iter a.O.* 14: Marchio «qui a Basileensibus non secus colitur quam proprius eorum praefectus».

<sup>106</sup> Jean de Boislisle, *Les Suisses et le Marquis de Puyzieux, ambassadeur de Louis XV (1698–1707)*, Paris 1908.

<sup>107</sup> August Huber, *Geschichte Hüningens 1679 bis 1698*, Bas. 1894, pass.

<sup>108</sup> Gall Heer, *Mabillon a.O.* 100f.

gegenüber den Baslern zu übernehmen hatte. Das erste Ziel des am 19. Juli unternommenen Rundganges durch die Stadt bildete die «Mücke», wo der jüngere der beiden Bibliothekare, der Hebraist Joh. Jac. Buxtorf (1645–1704), die zwei Benediktiner mit jenen Schätzen bekannt machte, die sie vor allem suchten, den Handschriften theologischen Inhalts. Der kurze Besuch hat gewiß nur einen kurSORischen Überblick ermöglicht. Aber neben den immer wieder hervorgeholten bibliophilen Hauptsehenswürdigkeiten sind Mabillon einzelne Codices aufgefallen, deren Beachtung den Kenner verrät, die Briefe des Pierre de Blois und eine Abschrift der Kartäuserstatuten von der Hand des Basler Konventualen Ludwig Moser<sup>109</sup>. Vom Testament des Erasmus kommt er auf sein Grab im Münster zu sprechen und gerät beim Anblick des Kircheninnern in einen interessanten Zwiespalt. Einerseits imponiert ihm der konsolidierte Habitus eines reformierten Gotteshauses an mittelalterlicher Stätte, anderseits schwilkt ihm die Zornesader bei der Lektüre der ihn beleidigenden Grabinschrift des Basler Reformators Oekolampad. Die orthodoxen Franzosen seiner Gattung haben hier zumeist ähnlich reagiert<sup>110</sup>. Der Aufbruch von Hüningen am 21. Juli und das Betreten des Reichsgebietes bedeutete dann für den der deutschen Sprache nicht Mächtigen einen Schritt in völlig unvertrautes Land<sup>111</sup>.

Unser schon früher geäußertes Bedenken bezüglich der Vollständigkeit des Fremdenbuches wird bestärkt durch die Feststellung, daß Mabillons Besuch darin in keiner Weise festgehalten ist<sup>112</sup>.

<sup>109</sup> Wichtigste Basler Handschriften des Petrus Blesensis: B VII 1 und B VIII 21. Die Kartäuserhandschrift A VII 30 von Ludwig Moser ist erwähnt bei Alb. Bruckner, *Scriptoria medii aevi Helvetica*, 10, Genf 1964, 92.

<sup>110</sup> So H. de l’Hermine, *Mémoires de deux voyages et séjours en Alsace publ. pour la première fois*, Mulhouse 1886, 81; vgl. Basl. Jahrb. 1893, 156ff. Zur Grabinschrift Oekolampads s. Peter Buxtorf, *Die lateinischen Grabinschriften der Stadt Basel*, Bas. 1940, 161ff. Daß Basel einem Franzosen aus dem andern Lager einen ebenso fremdartig «geistlichen» Eindruck machen konnte, bestätigt der Bericht des Refugianten Mathurin Veyssière La Croze; Charles Etienne Jordan, *Histoire de la vie et des ouvrages de Mr. La Croze*, p. 1, Amsterd. 1741, 31ff.; Ernst Stachelin, *Der Basler Aufenthalt von M.V. La Croze*, Basl. Ztschr. 51 (1952), 107ff. Daß dieser seinen Namen unserm Gästebuch nicht anvertraut hat, ist umso seltsamer, als er während seines dreimonatigen Basler Aufenthaltes sich die Schätze der Bibliothek genau angesehen haben muß; Jordan a.O. 34–42.

<sup>111</sup> Mabillon, Iter a.O. 17: *Basileam transgressi Germanicum solum terere coepimus in posterum ad tres menses moribus nostris et linguae nativae valedicturi...*

<sup>112</sup> Gall Heer, Mabillon a.O. 100, Anm. 10. Ebenfalls fehlt im Fremdenbuch Balthasar de Montconys (1611–1665; vgl. Biogr. Univ. 28, 605f.) mit seiner Partie über Basel im 1665/66 publizierten *Journal des Voyages*, Tl. 2, 304–311. Dem vom Verfasser begleiteten Herzog von Chevreuse und seiner Reisebegleitung leistete eine Fünferdelegation des Basler Rats Gesellschaft, wobei 12 Kan-

Dagegen hat ein Reiseunternehmen analogen Stils, das etwa dreißig Jahre später stattfand, glücklicherweise eine deutliche Spur hinterlassen. Unter Mabillons Ordensbrüdern vielleicht der produktivste seiner Schüler, ein Fortsetzer und Vollender seiner Werke ist Claude Martène (1654–1739) aus der Franche Comté, den Mabillon auf Grund seiner vorzüglichen liturgischen Forschungen von 1690 an als Mitarbeiter herangezogen hat<sup>113</sup>. Das lange Leben dieses Priors von Marmoutier ist ausgefüllt mit unermüdlichem Sammeln und Kompilieren von Texten und Urkunden zu ungeheuren kompendienhaften Werken, Kollektionen, historischen Darstellungen und thesaurusartigen Folianten. Seine unverhüllt zur Schau getragene Verehrung für einen andern Ordensbruder, dem er eine andachtsvolle Biographie widmete, brachte ihn vorübergehend in Konflikt mit der Ordensleitung. Als später der begründete Verdacht jansenistischer Strömungen seine Kongregation heimsuchte, verhielt er sich stille, selbst nachdem sein nächster Freund und langjähriger Reisebegleiter den Gang ins Exil hatte antreten müssen. Von seinen nur handschriftlich hinterlassenen Arbeiten wurden mehrere in neuerer Zeit für würdig befunden, publiziert zu werden. Und doch lautet das Urteil des Biographen über seine philologischen Methoden und sein historisches Talent nicht gut: «Il a la passion de se voir imprimé<sup>114</sup>.» Nun war ihm 1708 durch das Generalkapitel der Auftrag erteilt worden, die Archive der Kathedralen und Abteien Frankreichs nach unverwerteten Quellen für ein neues staatlich-kirchliches Unternehmen größten Stils abzusuchen, die «Gallia christiana», und er hatte im folgenden Jahr in Assozierung mit seinem Amtsbruder Ursin Durand zunächst Zentralfrankreich und 1711 Südfrankreich nach Quellen durchstöbert. Eine weitere im Frühjahr 1712 begonnene Reise führte ihn in den Nordosten des Landes. Bei dieser Gelegenheit kam er Anfang Oktober unvermit-

ten Wein gespendet wurden; vgl. Journal a.O. 2, 310 und Staatsarch. Basel, Protok. d. Kl. Rats, Bd. 45, Bl. 178v, Sitzung vom 23. Januar 1664. Die Erwähnung Basels beim anglierten Franzosen Maximilien Misson (1670–1722) ist ganz flüchtig, nennt aber von Handschriften der Basler Bibliothek einen Vergil (Mscr. F III 3) und einen Koran (vermutlich Mscr. A III 19).

<sup>113</sup> Auswahl biographischer Literatur: R. P. Tassin, *Histoire littéraire de la congrégation de Saint-Maur*, Brux./Paris 1770, 542–571, mit inserierter Bibliographie; Henry Wilhelm, *Nouveau supplément* (zum Vorigen), t. 2 (M–W), Maredsous 1931, 48–57, mit ergänzender Bibliographie; Jöcher, Gel.-Lex., Erg.bd. 4, 1813, 810–814; Franz Görres, Prot. Realenz., 2. Aufl., 12, 371ff.; G. Charvin, Einleitung zu Martènes *Histoire de la Congrégation de Saint-Maur*, 1, Paris 1928, Arch. de la France monastique, 31; Henri Brémont, *Histoire littéraire du sentiment religieux en France*, 6, 177–226; Henri Leclercq, *Dict. d'Archéol. et Liturg. Chrét.* X, 2, 2297–2322.

<sup>114</sup> Henri Leclercq a.O. 2304.

telt mit Basel in Berührung. Sein 1717 in französischer Sprache publizierter Reisebericht erzählt davon anschaulich<sup>115</sup>. Als die Reisenden zunächst den Bischof von Basel, Johann Konrad II. von Reinach-Hirtzbach (reg. 1705–1739), vom Kloster Lützel aus in seiner Residenz Pruntrut aufsuchen wollten, vergnügte sich dieser gerade auf der «chasse aux alouettes», so daß sie über den Generalvikar an die Jesuiten gewiesen wurden, die ihnen aber in Abwesenheit des Rektors auch nichts zu bieten hatten. So hieß es, nach Lützel zurückzukehren und von da, wie schon Mabillon getan, nach Mariastein zu pilgern. Unter Begleitung eines dortigen Konventualen, des Paters Vincenz Acklin, erreichten sie die Stadt, und Pater Vincenz verschaffte ihnen sofort Zutritt beim Rektor der Universität, der wegen Verhinderung ihnen seinen Sohn, «homme d'esprit, bienfait et savant, qui nous accompagna par tout et nous fit voir toutes les curiosités», zur Verfügung stellte<sup>116</sup>. Der Bibliothekar der Universität empfing sie «dans son habit de cérémonie», um ihnen die Handschriften der Sammlung zu zeigen. Martènes Aufzählung der von ihm eingesehenen Codices verrät seine Vorliebe für die hier zahlreich vertretenen griechischen Kirchenväter und bestätigt, daß er mit klugen Augen alles übrige betrachtet hat. Basel war wohl die erste und vielleicht überhaupt die einzige größere Stadt protestantischer Konfession, die er zu sehen bekam. Wieder skandalisiert sich der französische Katholik am Prädikat des «primus verus Basileae episcopus» auf dem Grabmal Oekolampads, «titre injurieux à tous ces grands évêques qui ont gouverné ce siège avant que cet hérésia[r]que y eut répandu le venin de sa mauvaise doctrine<sup>117</sup>.» Wichtiger aber sind die positiven Beobachtungen Martènes: die relativ gute Konservierung des Münsterinnern, die Erhaltung der mittelalterlichen Kirchenbauten in der Stadt mit ihren Kreuzen auf den Kirchtürmen, die noch vorhandenen Zellen der Kartause. So schließt sein Bericht mit dem Ausdruck voller Befriedigung. Im Fremdenbuch aber steht er mit seinen benediktinischen Begleitern in vollständiger Aufzählung beisammen, zuzüg-

<sup>115</sup> Voyage littéraire de deux religieux bénédictins de la Congrégation de Saint Maur etc., Paris 1717, p. 2, 142f.

<sup>116</sup> Da der Rektor des Jahres 1712/13, Emanuel Zaeslin, ledig war, muß es sich um den Prorektor Theodor Zwinger III bzw. um dessen Sohn Johann Rudolf Zwinger II, seit 1712 Professor der Logik, handeln. Andreas Staehelin, Geschichte a.O. 579, Nr. 192 und 561, Nr. 80 und 79.

<sup>117</sup> Siehe oben S. 229. Martène hat allerdings die Grabinschrift flüchtig gelesen und mißverstanden. Es heißt nämlich dort vom Basler Reformator: author evangelicae doctrinae in hac urbe primus, et templi huius verus episcopus. Buxtorf, Grabinschriften a.O. 161.

lich dem Pfarrer von Großhüningen, bei dem man die Nacht verbrachte<sup>118</sup>.

Mit ihren kurzen Besuchen haben Mabillon und Martène Basel gerade nur berührt. Schon wenige Jahrzehnte später gestalteten sich die Beziehungen anderer Benediktiner zu Basel bedeutend ergiebiger. Dies lag an der beginnenden Abschwächung der rein konfessionellen Positionen, wogegen der Gedankenaustausch zwischen den Gelehrten allgemein zunahm und allmählich wieder einen internationalen Rahmen erhielt. Wenn überhaupt, darf man an dieser Stelle von beginnender «Aufklärung» sprechen. In den beiden Fällen, die wir hier noch zu betrachten haben, spielt allerdings die alte Vertrautheit der nachbarlichen Nähe zu Basel entscheidend mit. 1748 ist der damals schon 76jährige, als Kirchenhistoriker wie als Exeget bedeutende Abt des Vogesenklosters Senones, Augustin Calmet (1672–1757), auf eine Reise zu seinen schweizerischen Ordensbrüdern aufgebrochen<sup>119</sup>. Er ist wie selbstverständlich dabei über Basel gekommen und hat nach einem Besuch im Markgräflischen Palais die Universitätsbibliothek aufgesucht, von deren theologischen Manuskripten ihm das Verzeichnis von Bernard de Montfaucon bereits eine umfassende Vorstellung vermittelt hatte<sup>120</sup>. Bei seinem Empfang in der «Mücke» am 18. Juni 1748 war die Basler Professorenschaft zahlreich vertreten<sup>121</sup>. Er nennt besonders herzlich den als Historiker produktiven Juristen Johann Rudolf Iselin. Dessen Verkehr mit gelehrten Prälaten möge in diesem Zusammenhang illustriert werden<sup>122</sup>.

<sup>118</sup> AN II 30, Bl. 210r, Eintrag vom 8. Oktober 1712: Fr. Edmundus Martene monachus Benedictinus congregationis S. Mauri. Fr. Ursinus Durand Benedictinus Congregationis ejusdem. D. Benedictus Brunleger Benedictinus Congregationis SS. Vitoni et Hydulphi. F. Josephus Rogg professus Rhenoviensis Congregationis Helveto-Benedictinae pro tempore Professor SS Theologiae in monasterio Lucellensi. F. Vincentius Ackhlin de Mandach Congregationis Helveticae Monasterii Beinwilensis ad Petram Capituli Secretarius et Professor (s. Hist.-biogr. Lex. d. Schweiz 1, 92, B Nr. 3) die 8. Octob. 1712. – Marcus Krafft Parochus in Maiori Huningen die 8. Octb. 1712.

<sup>119</sup> Diarium Helveticum D. Augustini Calmet O.S.B. Abb. S. Petri Senonesis in Lotharingia, Einsiedeln 1756, redigiert von Calmets Neffen und Amtsnachfolger Augustin Fangé.

<sup>120</sup> Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova etc. Auctore Bernardo de Montfaucon, t. 1, Par. 1739, 607–615, seinerseits kopiert aus Theophil Spitzels (Spizelius) Sacra bibliothecarum illustrium arcana relecta, Augsbg. 1668, 17–48. Diese Liste ist lediglich eine willkürliche Auswahl aus Konrad Pfisters Titelaufnahmen der Abteilung Theologie (Univ. Bibl. Mscr. A R I 26), s. Anm. 9.

<sup>121</sup> Ein diesbezüglicher Eintrag im Fremdenbuch fehlt.

<sup>122</sup> Fritz Heitz, Johann Rudolf Iselin, 1705–1779, ein Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Historiographie des 18. Jahrhunderts, Basl. Beitr. z. Geschichtswiss., 32, Bas. 1949, mit der Darstellung der Beziehungen zu

Seit dem hohen Mittelalter war die alte Abtei St. Blasien im Schwarzwald mit Basel in dauernder Verbindung gestanden, und selbst nach dem Übergang der Stadt zum neuen Glauben ging der Verkehr weiter, wenn auch zunächst auf einige wirtschaftliche Belange reduziert<sup>123</sup>. Auch hier begannen sich im Lauf des 18. Jahrhunderts die freundnachbarlichen Beziehungen wiederum zu festigen, namentlich unter dem hervorragenden Fürstabt Martin II. Gerbert gen. von Hornau (reg. 1764 bis 1793). Im Zusammenhang mit dem Gruftbau für die Habsburger in der neuen Klosterkirche konnte Abt Gerbert in Basel Nachforschungen nach den dort ruhenden Gebeinen veranlassen<sup>124</sup>. Sodann zeigten beim Brand des Bläserhofes in Basel die Behörden ein freundschaftliches Entgegenkommen<sup>125</sup>. Gerberts persönliche Bekanntschaften in der Rheinstadt ruhten auf solidem Grund; sie waren zustandegekommen durch seine ausgedehnten gelehrten Interessen, dank denen er als ein deutscher Mabillon eine Fülle historischer, genealogischer und liturgiegeschichtlicher Bücher verfaßt und durch die Druckerei seiner Abtei ans Licht gebracht hat. Zur Förderung der Vorarbeiten hatte er weite Reisen unternommen und ihre literarische Beschreibung soweit vorangetrieben, daß sie bei der Übernahme der Abtwürde wenigstens in der lateinischen Fassung vorlagen<sup>126</sup>. Demnach dürfte sein wichtigster Studienaufenthalt in Basel in den Juni 1761 fallen, soweit der Briefwechsel eine Datierung zuläßt<sup>127</sup>. Klarer als aus dem deutschen Text der Reisebeschreibung vernimmt man aus dem lateinischen Original, womit Gerbert sich in Basel vor allem beschäftigt hat: «De aliis (codicibus) longum esset hic disserere, qui mihi *ad excerpta liturgica imprimis facienda* praesto fuerunt<sup>128</sup>.»

Calmet, 205–210. Hier wird beiläufig des Verkehrs Iselins mit Voltaire gedacht, dem bezeichnenderweise von Calmet gelehrt Hilfe zuteilgeworden ist. Vgl. Voltaire's Correspondence ed. by Theod. Besterman, 25, Genève 1957, Nr. 5192 vom 12. Juni 1754.

<sup>123</sup> Näheres bei C. A. Müller, St. Blasien und Basel, Basl. Ztschr., 61, 1961, 17–41.

<sup>124</sup> C. A. Müller a. O. 63.

<sup>125</sup> Ebda., 64f.

<sup>126</sup> Gerberts eigene Reisebeschreibung: *Iter Alemannicum, accedit Italicum et Gallicum, sequuntur glossaria Theotisca, Typis San-Blasianis, 1765*; 2. Aufl. 1773. Von Johann Konrad Wohler überarb. dt. Fassung: Herrn Martin Gerberts Reisen durch Alemannien... welche in den Jahren 1759, 1760, 1761 und 1762 angestellten worden, Ulm etc. 1767.

<sup>127</sup> Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien, bearb. von Georg Pfeilschifter, Bd. 1 (1752–1773), Karlsr. 1931, Nr. 40 vom 1. Mai 1761 und Nr. 41 vom 3. Juli 1761. Zur Datierung: Ernst Staehelin, Jahresber. d. Frey-Grynäischen Instituts in Basel f. d. J. 1954, pass.

<sup>128</sup> Iter a.O. 369.

Neben dem unentbehrlichen Universitätsbibliothekar Professor Jacob Christoph Beck und dem Historiker Johann Heinrich Gernler ist in diesem Zusammenhang vor allem der Hilfe Johann Rudolf Iselins gedacht<sup>129</sup>. Trotzdem der Aufenthalt einige Zeit gedauert haben dürfte, suchen wir vergeblich nach einem Eintrag im Fremdenbuch. Und doch war es nicht das einzige Mal, daß Gerbert in der Basler Bibliothek weilte. Es verging nicht mehr als ein gutes halbes Jahr, daß er dank den nun angebahnten persönlichen Basler Bekanntschaften in die Lage kam, einen hohen vatikanischen Diplomaten an gleicher Stelle einzuführen.

Zur Beaufsichtigung des Augsburger Kongresses abgeordnet, unternahm der Präfekt des Vatikanischen Archivs und spätere Kardinal Giuseppe Garampi zu Anfang 1762 eine dreimonatige Reise in die Schweiz. Nach kurzem Briefwechsel mit dem dortigen Abt traf er in St. Blasien ein<sup>130</sup>. Zusammen mit dem geschichtsbeflissen Basler Domkapitularen Chr. Franz v. Eberstein, dessen sich Gerbert schon beim ersten Besuch als Cicerone bedient hatte, logierten sich Garampi und Gerbert am 18. Februar im Bläsihof im Kleinbasel ein<sup>131</sup>. Noch am gleichen Tag brachen sie nach schriftlicher Voranmeldung zu einem feierlichen Besuch beim Domkapitel in Arlesheim auf<sup>132</sup>, wo Garampi die Messe zelebrierte, kehrten aber am 19. über Hüningen wieder nach Basel zurück. Auf der Basler Universitätsbibliothek hat sich Garampi am 18. Februar eingetragen als «*Josephus Co. Garampius Vaticanae Basilicae Canonicus et Archivio Vaticano Apostolicae Sedis praefectus*», während der Name Gerberts wiederum fehlt<sup>133</sup>. Wie sich die Unterredungen mit Johann Rudolf Iselin im einzelnen abgespielt haben, wissen wir nicht. Aber fruchtbar scheint die gegenseitige Anregung gewesen zu sein. Daß Garampi und der Fürstabt auch nach ihrer Trennung am 22. Februar fortan miteinander in Verbindung geblieben sind, ergibt sich von

<sup>129</sup> Staehelin, Jahresbericht a.O. in den Anm., und ders., Korrespondenz Jac. Chr. Beck a.O. 362, Anm. 1148.

<sup>130</sup> Korrespondenz Gerbert a.O. Nr. 54 vom 24. Dezember 1771 und die Antwort, Nr. 55 vom 2. Januar 1772. Neuere Literatur über Garampi bei Heribert Raab, Giuseppe Garampi und Johann Rudolf Iselin, Ztschr. f. Schweiz. Kirchengesch., 1968, 142–158, Anm. 1 zu S. 142. Die Originalausgabe von Garampis Tagebuch durch Gregorio Palmieri, Viaggio in Germania etc. negli anni 1761–1763, Roma 1889, konnte nur über den Auszug von Friedr. v. Weech, Römische Prälaten am Deutschen Rhein 1761–1764, Neuj.bl. d. Bad. Histor. Komm., N.F., Heidelberg 1898, benutzt werden; vgl. hier 8–15.

<sup>131</sup> v. Weech, Prälaten a.O. 15; die Stelle über die Täfelung des Wohnzimmers könnte sich auf das erwähnte Intérieur aus dem Bläserhof beziehen; C. A. Müller, St. Blasien a.O. Abb. 3.

<sup>132</sup> Korrespondenz Gerbert a.O. Nr. 60.

<sup>133</sup> AN II 30, Bl. 235v, Eintrag vom 18. Februar 1762.

selber<sup>134</sup>. Denkwürdiger bleibt der briefliche Kontakt, den Iselin mit beiden Prälaten gesucht und längere Zeit unterhalten hat. Bei Garampi ging es ihm offensichtlich um die Fortsetzung seiner schon jahrelang bestehenden Beziehungen zu gelehrten Vertretern des Vatikans<sup>135</sup>. Es scheint, daß er Garampi sogar bis in dessen polnische Nuntiaturzeit hinein brieflich nachgeileit ist<sup>136</sup>. Eine ganz andere Fülle von Gesprächsthemen ergab sich allerdings mit dem benachbarten und recht zugänglichen Fürstabt. Der Verlust seiner Klosterbibliothek durch den Brand von 1768 und ihre Wiederherstellung, die Translation der Basler Habsburger Überreste und der dazu nötig werdende genealogische Kommentar, der allgemeine Fortgang von Gerberts großen Publikationen, Austausch und Ausleihe seltener historischer Literatur lieferten ständig Stoff zu immer sehr verbindlichen, ja in herzlichem Ton gehaltenen Korrespondenzen. Ein unvermeidliches Problem in den Briefen Iselins bildet die Sorge um seine eigene Bibliothek, deren rechtzeitige und sehr erwünscht gewesene Eingliederung in die Basler Universitätsbibliothek sie vor ihrem schließlich traurigen Geschick bewahrt hätte<sup>137</sup>.

Man erwartet, daß das Zeitalter der Basler Mathematiker Bernoulli seine deutlichen Spuren im Fremdenbuch müsse hinterlassen haben und vergißt allzuleicht, daß gerade in den exakten wissenschaftlichen Disziplinen der schriftlich-briefliche Verkehr das häufigste und geradezu ideale Mittel der direkten Kommunikation und die Voraussetzung für eine spätere Publikation gebildet hat. Das läßt sich bei den Bernoulli namentlich an ihren französischen Korrespondenzen zeigen, die zweifellos besonders gewichtig sind. Doch auf einen Eintrag von Maupertuis im Gästebuch wäre wegen seiner verschiedenen Basler Aufenthalte zu hoffen gewesen<sup>138</sup>. Man sucht

<sup>134</sup> Korrespondenz Gerbert a. O. pass.; Arthur Allgeier, Bibliotheksgeschichtliche Nachrichten im Briefwechsel des Kardinals Garampi mit Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien, *Studie Testi*, 126, 1946, 452 ff.

<sup>135</sup> Heitz, Iselin, a.O. 67 ff. über die Beziehungen zum früheren Präfekten der Vatikanischen Bibliothek Angelo Maria Quirini; Raab, Garampi und Iselin a.O. 150 ff., mit Hinweisen auf Beziehungen zu Inhabern der Nuntiatur in Luzern.

<sup>136</sup> Korrespondenz Gerbert a.O. Nr. 581 und 602 vom Mai bzw. August 1773; hienach wäre Raab, Garampi und Iselin a.O. 150 zu ergänzen.

<sup>137</sup> Iselins Klage gegenüber Garampi 1766, bei Raab, Garampi und Iselin a.O. 156; Angebote 1767 und 1775 an Felix Balthasar in Luzern, bei Heitz, Iselin a.O. 200 f.; Angebot an St. Blasien nach dem Klosterbrand 1768, in der Korrespondenz Gerbert a.O. Nr. 232. Nach Iselins Tod gelangte 1779 die Bibliothek durch Verkauf an den Basler Staatsmann Peter Ochs und aus dessen Besitz in russische Hände; vgl. Heitz a.O. 203.

<sup>138</sup> Fritz Burckhardt, Maupertuis Lebensende, Basl. Jahrb. 1886, 153 f., und ders., Maupertuis, Basl. Jahrb. 1910, 29 ff.

ihn ebenso umsonst wie Voltaire, der freilich nur wenige Stunden in unserer Stadt zugebracht hat<sup>139</sup>. Aber wenigstens auf *einen* berühmten Vertreter der exakten Naturwissenschaften stößt man in diesem Zusammenhang, auf den Astronomen Jérôme LaLande<sup>140</sup>. Dessen langdauernde Basler Beziehungen gelten allerdings nicht den in Baselwohnenden Bernoulli, sondern dem jüngsten unter den Mathematikern der Familie, Johann III. (1744–1807). LaLande war schon 1751 als blutjungester astronomischer Experte nach Berlin gekommen. 1767 wurde Johann III. Bernoulli zum Direktor der dortigen Sternwarte ernannt, und an diesen Aufenthalt hatte sich durch drei Jahrzehnte ein mit mathematisch-astronomischen Mitteilungen gesättigter Briefaustausch angeschlossen. Besieht man sich die Briefe LaLandes im Original, so möchte man glauben, ihr Schreiber sei nicht ein Astronom, sondern ein professioneller Mikroskopiker, so winzig sind die von ihm zu Papier gebrachten Lettern. Man erfährt von einem einzigen zwei Tage dauernden Besuch LaLandes in Basel bei Johanns Onkel Daniel<sup>141</sup>. In einem unscheinbaren, aber sorgfältig ausgefertigten siebenzeiligen Billet vom 7. Oktober 1770 macht der französische Gelehrte seinem Kollegen in Berlin von dem Ereignis Meldung und findet Gelegenheit, im knappen Schlusswort drei der berühmtesten französischen Zeitgenossen in einem Zuge zu nennen: «M. d'Alembert est à Ferney chez M. de Voltaire avec M. de Condorcet, ils vont en Provence pour quelques mois<sup>142</sup>.» Am Vortag dieser Mitteilung treffen wir LaLande in der Universitätsbibliothek als «Hieronymus de la Lande academiae regiae scient. paris.socius gentis helveticae cultor» eingeschrieben<sup>143</sup>.

Innerhalb der Jahre der französischen Revolution wäre ein Kommentar zu gar manchen französischen Namen zu liefern. Von der breiten Schicht der politischen Flüchtlinge war schon oben die Rede. Als Analogie zu Charles Patin im 17. Jahrhundert tritt unter ihnen ein Mann auf, der ein weiteres Stück baslerischer Geschichte der Vergessenheit entrissen hat. Der nordfranzösische Holzbildhauer,

<sup>139</sup> Otto Spieß, Voltaire und Basel, Basl. Ztschr. 1948, 127; vgl. unten S. 242.

<sup>140</sup> Über Jérôme Lefrançais de LaLande (1732–1807): Biogr. Univ. 22, 603 ff.

<sup>141</sup> In einem späteren Brief an Daniel Bernoulli sprach LaLande vom «voyage pénible que j'ai fait à Basle cet automne»; Univ.Bibl. Basel, Mscr. L Ia 701, Nr. 73, dat. Paris, 1. April 1771.

<sup>142</sup> Univ.Bibl. Basel, Mscr. L Ia 701, Nr. 98, dat. Basel, 7. Okt. 1770. Voltaire's Correspondence a.O. 77, Genève 1962, Nr. 15672, Voltaire an den Baron Grimm: ... je suis le bonhomme Job, mais j'ai eu des amis qui sont venus me consoler sur mon fumier ... M. D'Alembert et ... M. de Condorcet ... m'ont fait oublier tous les maux. Je n'ai pu malheureusement les retenir plus longtemps.

<sup>143</sup> AN II 30, Bl. 237v, Eintrag vom 6. Oktober 1770.

Zeichner und Architekt Aubert Parent hatte seine mit Erfolg ausgeübte Hofmalerstelle in Paris verloren; 1794 traf er in Basel ein<sup>144</sup>. Er ist schon bald offiziell mit Ausgrabungen in Augst beauftragt worden und hat solche 1794, 1801 und 1804 in größerem Umfang ausgeführt<sup>145</sup>. Zeugnis seines Wirkens sind weniger die tatsächlich zutage geförderten römischen Baudenkmäler als vielmehr die von ihm phantasievoll im Stil klassizistischer Prachtsanlagen gedachten Rekonstruktionen, deren in Tusch und Farbe ausgeführte Entwürfe mehrere jetzt auf der Universitätsbibliothek befindliche Folianten füllen<sup>146</sup>. Nach zwanzigjähriger Tätigkeit im Ausland ist Parent 1813 wieder endgültig in seine alte Heimat zurückgekehrt und hat als Akademielehrer in Cambrai und Valenciennes den Rest seines Lebens zugebracht<sup>147</sup>. Nicht ohne eine Spur zu hinterlassen, hat sich der kurze Aufenthalt einer Exulantin aus der Champagne abgespielt. Madame de Gauthier, um deren genauere Identität die Literatur sich bisher nicht sonderlich gekümmert hat, ist schon bei Ausbruch der Revolution – im Sommer 1789 – in die Schweiz geflüchtet und hat von hier aus vergeblich den Wiederanschluß an ihr Vaterland gesucht. Doch benutzte sie die unfreiwillige Muße, um die Abenteuer ihrer Flucht im Rahmen mit einer Schilderung des Gastlandes in Briefform zu beschreiben, wobei Basel die erste schweizerische Etappe bildete. Ihre Darstellung fußt allerdings stark auf dem Engländer William Coxe, zu dem sie bisweilen ihr eigenes, durch Vorurteile gefärbtes Raisonnement liefert<sup>148</sup>. Von Flüchtlingen ihres Standes hat es damals in Basel gewimmelt. Ihr Name im Fremdenbuch wird sekundiert von Schicksalsgenossen aus der Franche Comté, denen die Flucht vor den aufständischen Bauern nur im Kostüm ländlicher Erntearbeiter gelungen war<sup>149</sup>.

<sup>144</sup> AN II 30, Bl. 325<sup>r</sup>, Eintrag vom 28. März 1794: Aubert Parent académicien et ancien pensionnaire du Roi de France.

<sup>145</sup> Th. Burckhardt-Biedermann, Ausgrabungen der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Basl. Ztschr., 2, 1902, 82.

<sup>146</sup> Aufzählung bei Carl Stehlin, Bibliographie von Augusta Raurica und Basilia, Basl. Ztschr., 10, 1911, Nr. 97, 100, 103–110, 112 und 113.

<sup>147</sup> Zu Aubert Parent (1753–1835): Hist.-biogr. Lex. d. Schweiz, Suppl., 132; Thieme-Becker, 26, 230. Eine ausführliche biographische Würdigung scheint zu fehlen.

<sup>148</sup> Anonym: *Voyage d'une Française en Suisse et en Franche-Comté depuis la révolution*, 2 Bde. (fingiert: London), 1790. Darin über Basel: 1, 32 ff.; über Arlesheim: 1, 81 ff.; der Abschnitt über die Bibliothek ist reproduziert im Basl. Jahrb. 1893, 170 ff. Zu William Coxe s. unten S. 244.

<sup>149</sup> AN II 30, Bl. 301<sup>r</sup>, Eintrag vom 27. Juli 1789: M de Gauthier de Champagne. M<sup>r</sup> de Contréglise et sa famille de franche comté. Der letztere ist erwähnt bei Gauthier, *Voyages a.O.* 1, 95.

Bei den von Anfang an zahlreichern *Engländern* ist das Zusammenfassen zu einer geistig verbundenen Gruppe bedeutend schwieriger. Wir müssen uns daher an die einzelnen unter ihnen halten<sup>150</sup>. Begonnen sei mit einer Figur, die man in Basel kaum erwartet. Im Jahrhundert der Auseinandersetzungen zwischen Monarchie und Parlamentsregierung in England, in welche die erbitterten Kämpfe der konfessionell getrennten Königshäuser hineinspielen, haben oppositionelle Gruppen immer wieder auf dem Kontinent Zuflucht suchen müssen. In die Schweiz gelangten nicht nur notorische Gegner des Königtums, sondern auch Leute, welche die Herrschaft des Lordprotektors Cromwell ablehnten und bei der Einsetzung Karls II. erst recht verdächtigt und verfolgt wurden. Ihr bedeutendster Vertreter war General Edmund Ludlow, dem mit seinen Gefährten die Berner 1662 in Vevey großmütig Asyl gewährten<sup>151</sup>. Ludlow hat die Enttäuschung erlebt, auch nach der Vertreibung Jakobs II. in England selber nicht mehr Fuß fassen zu können, und ist nach der Rückkehr in sein Schweizer Exil hier gestorben. Schon zu dessen Anfang hat ihn hier ein Gesinnungsgenosse besucht, der das Monarchentum leibhaft verkörpernde, seine Exiljahre aber zu unruhigem, ränkevollem Herumreisen benutzende Algernon Sydney<sup>152</sup>. Nach nur halbwegs geglückter diplomatischer Vermittlermission in Skandinavien und einem unbefriedigenden Aufenthalt in Rom kam er auf der Rückreise von Italien im Frühjahr 1663 für ein paar Wochen in Vevey vorbei<sup>153</sup>. Im Anschluß daran muß er mit einem Begleiter in Basel gewesen sein<sup>154</sup>. Ob unsere Stadt bloß eine Station seiner Reise gebildet hat, ob er hier einen besondern Zweck verfolgte? Das letztere ist kaum anzunehmen, trotzdem er später noch-

<sup>150</sup> Da eine vollständige Berücksichtigung der zahlreichen hier in Betracht fallenden englischen Autoren von Reisebeschreibungen nicht beabsichtigt ist, weisen wir auf zwei Vorarbeiten: Gustav Schirmer, Die Schweiz im Spiegel englischer und amerikanischer Literatur bis 1848, Zürich-Leipz., 1929; Gavin R. de Beer, Travellers in Switzerland, London etc., 1949, eine relativ lückenlose Aufzählung der Namen, ohne substantielle Angaben.

<sup>151</sup> Zu Ludlow (1620–1693): Dict. Nat. Biogr. 24, 255 ff.; Alfr. Stern, Briefe englischer Flüchtlinge in der Schweiz, Gött. 1874; Heinr. W. J. Thiersch, Edmund Ludlow und seine Unglücksgefährten als Flüchtlinge an dem gastlichen Herde der Schweiz, Bas. 1891; The Memoirs of Edmund Ludlow 1625–1672, ed. by C. H. Firth, 2 Bde., Oxf. 1894 (der in Vevey hergestellte Erstdruck von 1698 den Herren von Bern gewidmet); Schirmer a.O. 97 ff.

<sup>152</sup> Zu Sydney (1622–1682): Dict. Nat. Biogr. 52, 202 ff. Die Biographie von Alex. Charles Ewald, The Life and Times of the Hon. A. S., Lond. 1873, war mir in der Schweiz nicht zugänglich.

<sup>153</sup> Ludlow, Memoirs a.O. 2, 345 ff.

<sup>154</sup> AN II 30, Bl. 120<sup>r</sup>: Algernonus Sydney Anglus Anno Do: 1663. Franc. Norton Anglus. Wenige Namensautogramme in unserm Album sind mit so zügigem Schwung hingesetzt.

mals versuchte, Ludlow zu einem Rendez-vous in Basel zu veranlassen<sup>155</sup>. Basel war in der Aufnahme gerade dieser Flüchtlinge äußerst zurückhaltend. So hat Algernon Sydney den Basler Boden wohl nie mehr betreten, bevor er 1677 wieder nach England zurückkehren durfte. Dort aber wurde ihm der Wiedereintritt ins politische Leben verwehrt. Er geriet in den Verdacht, an Antony Shaftesburys Staatsstreichplänen von 1682 beteiligt zu sein, und so endete er nach dramatischem Prozeß auf dem Schafott. Als ein politischer Märtyrer der Whigpartei ist er in die Geschichte eingegangen und als ein solcher hat er mit seinem tragischen Ende auch dem Staatstheoretiker John Locke etwas bedeutet. Locke hat im übrigen zugegeben, Sydneys politisches Testament, die schwer genießbaren, aber dennoch sofort ins Französische übersetzten «*Discourses concerning government*» (London 1698) nicht einmal gelesen zu haben<sup>156</sup>.

Durch ähnliche politische Umstände ausgelöst, hat sich die Reise einiger junger englischer Wissenschaftler abgespielt, die ein wesentlich harmloseres Reiseziel verfolgten. Sie sind im selben Jahr wie Sydney nach Basel gekommen unter Führung ihres Lehrers John Ray, der als polyhistorische Begabung ein großer Naturforscher geworden ist. Als sein wissenschaftliches Gesamtprojekt lässt sich die vollständige Beschreibung der organischen Natur erkennen. Die im Frühjahr 1663 unternommene Reise nach dem Kontinent, deren Route wegen des Krieges in Flandern durch Deutschland und die Schweiz nach Italien und erst dann nach Frankreich und Spanien führten sollte und die bis 1666 dauerte, hatte die Erstellung eines Kataloges sämtlicher in der freien Natur lebenden Pflanzen zum Ziel. Das geht aus dessen zu einer allgemeinen Reisebeschreibung erweiterter gedruckter Fassung hervor<sup>157</sup>. Unter seinen drei Schülern, die ihn begleiteten, sticht der vornehme Francis Willoughby hervor, der in jungen Jahren starb, ohne seine leidenschaftlich betriebenen wissenschaftlichen Pläne vollenden zu können. Doch hatte er zuvor testamentarisch seinen Lehrer mit der Herausgabe der unvollendeten Werke betraut, so daß Willoughby heute als Fortsetzer des Linnéschen Systems in England und als Begründer der klassischen Ornithologie anerkannt ist<sup>158</sup>. Von den beiden andern Begleitern,

<sup>155</sup> Ludlow, *Memoirs* a.O. 2, 391.

<sup>156</sup> Maurice Cranston, *John Locke*, Lond. 1957, 228 und 244.

<sup>157</sup> Zu Ray (1627–1705): *Dict. Nat. Biogr.* 47, 339; John Ray, *Observations topographical, moral and physiological made in a Journey...*, Lond. 1673; Schirmer a.O. 75.

<sup>158</sup> Zu Willoughby (1635–1672): *Dict. Nat. Biogr.* 62, 54ff., mit Aufzählung der zahlreichen postumen Werke.

Philip Skippon und Nathanael Bacon, wurde der erste mit der Dedikation der «Observations» ausgezeichnet. Auch im Umkreis Basels botanisierte die Gruppe eifrig während der Woche vom 2. bis zum 10. August 1663. Der Ertrag wurde genau notiert<sup>159</sup>, nicht ohne daß dankbar der grundlegenden Leistung Caspar Bauhins gedacht worden wäre, dem schon ein halbes Jahrhundert früher die Engländer wesentliche botanische Anregungen zu verdanken hatten<sup>160</sup>. Ray, durch dessen Hand die vier Naturforscher im Fremdenbuch verewigt sind<sup>161</sup>, hat sich in seiner Beschreibung Basels auch über andere Dinge als den Pflanzenwuchs verbreitet. Er kehrt den stolzen Briten hervor, wenn er Gestalten aus Basels Vergangenheit interpretiert oder bei volkskundlichen Details aus der Gegenwart Vergleiche zieht<sup>162</sup>. Er gibt ein genaues Personalverzeichnis der Universität und liefert Angaben über die Besoldung der Professoren und der Geistlichen<sup>163</sup>. Von einem nähern Kontakt vernimmt man nichts. Dazu hätte sich Ray, wie seinerzeit Fynes Moryson, immatrikulieren und mit den Basler Universitätsangehörigen geselligen Verkehr pflegen müssen<sup>164</sup>.

Der erwachte englische Tourismus sollte sich allerdings erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts zu eigentlichen alpinen Unternehmungen ausweiten. Es ist reizvoll, daß unter ihnen eine der ersten die Basler Tore wenigstens rasch durchquert hat. Einem Freundeskreis unter den Gliedern der englischen Kolonie in Genf war die Idee gekommen, die Gletscherwelt von Chamonix aus der Nähe zu besehen. Es kam dadurch nach langer Pause zu einer «Wiederbegehung» jenes Tales durch Fremde und zwar zu der ersten, die durch die Initianten selber ausführlich beschrieben ist. Der Offizier William Windham, eine überaus sportliche Erscheinung – «le boxeur» –, schloß sich mit dem jüngern, eben von langen Reisen im nahen Orient heimkehrenden Richard Pococke zusammen. In den Tagen vom 19. bis 23. Juni 1741 wurde die Tour nach umständlichen Vorbereitungen und unter sorgfältiger Beachtung zahlrei-

<sup>159</sup> Ray, Observations a.O. 101.

<sup>160</sup> Caspar Bauhin (1560–1624), Catalogus Plantarum circa Basileam sponte crescentium, Bas. 1622. Über Bauhins Kontakt mit Engländern vgl. Marc Sieber, Die Universität Basel im 16. Jahrhundert und ihre englischen Besucher, Basl. Ztschr., 55, 1956, bes. 104.

<sup>161</sup> AN II 30, Bl. 111r, Eintrag vom 6. August 1663.

<sup>162</sup> Ray, Observations a.O. 100: ...Cunigunda the Daughter of an English King. S. Pantalus an English man was the first Bishop here. Von der Kopfbedeckung der Basler Frauen meint er, sie sei very like the young scholar Caps in Cambridge.

<sup>163</sup> Ray, Observations a.O. 97–99.

<sup>164</sup> Zu Moryson (1566–1617): Dict. Nat. Biogr. 39, 172ff.; Schirmer a.O. 54ff.; Marc Sieber, Universität a.O. 105 mit Anm. 107.

cher Vorsichtsmaßregeln ausgeführt<sup>165</sup>. Wie sich diese Touristen in Begleitung weiterer Freunde mit reichlichem, auf Pferde verladenem Gepäck als kleine Karawane durch das Tal der Arve hinaufpirschen, nach langem Palaver mit den Einheimischen die Annäherung an die Gletscher beschließen, in Begleitung ortskundiger Träger und mittels einer «règle pour la marche» die Gletscherregion erreichen, den Gletscher selber für eine halbe Stunde betreten, einen Toast auf den durch die Eroberung des spanischen Hafens Portobello in Südamerika erfolgreich gewesenen Admiral Edward Vernon ausbringen und schließlich im Gefühl einer außerordentlichen Tat den Rückzug antreten: das muß man in Windhams eigenem Bericht nachlesen. So unbedeutend diese alpinistische Leistung an sich gewesen ist, wurde sie doch literarisch bald zu einem risikoreichen Abenteuer vergrößert<sup>166</sup>. Im Laufe des nächsten Jahres sind dann die meisten der Teilnehmer nach England zurückgekehrt. Der Rückweg scheint sie fast alle über Basel geführt zu haben. So ist zunächst Windham selber hier am 3. August 1742 eingetroffen, und zwar in Begleitung von Benjamin Stillingfleet, der, seinerseits Poet, Musiker und Botaniker in einer Person und später Erzieher des jungen Windham, mit Robert Price in Genf auf einer Dilettantenbühne pantomimische Aufführungen geleitet hatte. Als ihre Bergkameraden Lord Hadington und dessen Bruder George Baillie mit ihrem Erzieher John Williamson – dem einzigen, der den Mut zur Teilnahme an der Tour nach Chamonix nicht aufgebracht hatte – am 24. November ebenfalls hier vorbeikamen, schrieben sie ihre Namen auf derselben Seite ein<sup>167</sup>. Einzig Richard Pococke, in dessen gedruckten Reisebeschreibungen Basel summarisch vorkommt, suchen wir im Fremdenbuch umsonst<sup>168</sup>.

Damals pflegten die Basler die persönlichen Beziehungen zur englischsprechenden Welt nicht besonders intensiv. Im ganzen

<sup>165</sup> Zu Windham (1717–1761): Dict. Nat. Biogr. 62, 172ff.; zu Pococke (1704–1765) ebda. 46, 12ff.; Schirmer a.O. 151. Der erste Druck des englischen Berichts Windhams erschien zusammen mit demjenigen des Genfers Pierre Martel: An account of the Glacieres or Ice Alps in Savoy, in two letters, Lond. 1744. Druck der vorher nur handschriftlich zirkulierenden französischen Fassung: W. W. et P. M., Relations de leur deux voyages aux Glaciers de Chamonix, texte original français publ. pour la première fois par Théophil Dufour, Genève 1879. Vgl. Charles Durier, Le Mont-Blanc, 3me éd., Paris 1881, 52ff.

<sup>166</sup> Durier, Mont-Blanc a.O. 58f.

<sup>167</sup> AN II 30, Bl. 223r. Zu Stillingfleet (1702–1771): Dict. Nat. Biogr. 54, 373ff.; Literary life and selected works of B. St., ed. by William Coxe, 2 Bde., Lond. 1811.

<sup>168</sup> Pococke, A description of the East and some other Countries, vol. 2, p. 2, Lond. 1745, 217; auch dt. Fassung, Erlangen 1754/55. Die Stelle braucht nicht auf einem Augenschein zu beruhen.

überwogen immer noch die Bindungen an Frankreich, wenn auch einzelne mittel- und norddeutsche Zentren allmählich geistig ebenso attraktiv wurden. Die beiden enzyklopädisch tätigen und weit über die nächsten Landesgrenzen hinaus renommierten Basler Vettern Jacob Christoph und Johann Rudolf Iselin bilden hier keine Ausnahme<sup>169</sup>. Aber auch ihr jüngerer, in der Folge viel berühmter gewordener Verwandter, der Ratsschreiber Isaac, hat seine Kenntnis des Englischen lediglich für die Lektüre englischer Staatslehrer und Philosophen ausgewertet<sup>170</sup>. Doch besaß er einen gebildeten und bewährten ältern Freund und Gesinnungsgenossen, der England aus eigener Anschauung kannte, Emanuel Wolleb, dessen literarisch interessantes und originelles Profil überhaupt erst dank Isaac Iselin deutlicher geworden ist<sup>171</sup>. Wolleb, der letzte Schultheiß des Großbasler Stadtgerichts, scheint der geeignete Mann gewesen zu sein, um als Cicerone einen auf attraktive Besonderheiten erpichten Engländer in Basel herumzuführen. Man erfährt dies am Beispiel des exzentrischen schottischen Juristen und Literaten James Boswell<sup>172</sup>. Dieser war damals noch nicht der berühmte Biograph Dr. Samuel Johnsons, mit dessen Tagebüchern über eine gemeinsame Reise nach den Hebriden (1772) er größten publizistischen Erfolg einheimsen sollte. Auf seiner «grand tour» begriffen, die ihn nach Studien in Holland über Berlin, Leipzig und zum Markgrafen von Baden-Durlach führte, nahm er den Weg in die Schweiz, um Voltaire aufzusuchen, und versäumte dabei nicht, unterwegs die Sehenswürdigkeiten Basels zu genießen. Seine bemerkenswert unterhaltenden Reisetagebücher verraten nicht nur, was der gesprächige Wirt zu den «Drei Königen», Johann Christoph Imhof, an persönlichen Voltaire-Reminiszenzen bei Tisch zu bieten hatte, sondern zeigen auch den zeitweise zu Sarkasmen aufgelegten Wolleb. Dieser versäumte nicht, seinem hiefür empfänglichen Gast mittelalterliche Baudenkmäler Basels auf boshaft-pikante Weise zu interpretieren<sup>173</sup>. Auf der Bibliothek, wo Boswell sich am 26. November 1764 eintrug<sup>174</sup>, vermißte er vor allem einen handgeschriebenen

<sup>169</sup> Zu Johann Rudolf Iselin s. oben Anm. 122.

<sup>170</sup> Ulrich ImHof, Isaac Iselin, Bas. 1947, 1, 73; 2, 417.

<sup>171</sup> Zu Wolleb (1706–1788): ImHof a.O. 98 ff. und die zahlreichen im Register 2, 618 notierten Stellen. Als Greis hat Wolleb an den Präsidenten der Vereinigten Staaten Benjamin Franklin einen englischen Brief gerichtet.

<sup>172</sup> Zu Boswell (1740–1795): Dict. Nat. Biogr. 5, 431 ff.; Schirmer a.O. 153.

<sup>173</sup> Boswell on the Grand Tour: Germany and Switzerland 1764 ed. by Frederick A. Pottle, The Yale Editions of the Private-papers of James Boswell, vol. 4, Lond. 1954, 198 ff.

<sup>174</sup> AN II 30, Bl. 228r: Jacobus Boswell Baro de Auchinleck in Scotia. Das Datum hat der Bibliothekar Jacob Christoph Beck hinzugesetzt.

oder gedruckten Anakreon<sup>175</sup>. Im übrigen bereitete er sich in Basel durch Lektüre auf die Begegnung mit Jean Jacques Rousseau vor, der auch im Gespräch mit Wolleb an die Reihe kam. Noch in Holland war ihm Rousseau ein ziemlich Unbekannter gewesen. Erst in Gotha begann er seine Rousseau-Lektüre, worauf dann in letzter Stunde, in Neuchâtel, fieberhaft «Nouvelle Héloïse» und «Emile» durchgepeitscht wurden. Dann suchte er den von einem Blasenleiden gepeinigten Philosophen in seinem Refugium in Môtiers auf und nützte die dort verbrachten Tage zu reichlichen Fragegesprächen aus, nicht ohne sie sofort genauestens zu protokollieren. Daselbe geschah mit der Unterhaltung bei Voltaire, bei dem er in Ferney zu seiner großen Genugtuung übernachteten durfte<sup>176</sup>.

Aus der Unmenge der im spätern 18. Jahrhundert eingetragenen Engländer hier eine sinnvolle Auswahl geben, ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Wir erwähnen nur noch einzelne. Man freut sich, im Jahre 1776 den schottischen Diplomaten Sir William Hamilton zu finden<sup>177</sup>, der schon seit einem Jahrzehnt als Gesandter in Neapel stationiert war, wo er Muße und Gelegenheit hatte, sich seinen vielfältigen Liebhabereien, dem Studium der vulkanischen Phänomene und der klassischen Archäologie, insbesondere dem Sammeln und Verkaufen von Vasen, zu widmen. Seinem Eintrag, der die ihm 1772 zuteil gewordene Auszeichnung mit dem Bath-Orden erwähnt, folgt derjenige seiner Gattin. Es ist aber nicht die berühmte Emma, General Nelsons Geliebte, sondern Hamiltons erste Gemahlin, deren einzige Tochter im Vorjahr gestorben war<sup>178</sup>.

<sup>175</sup> Boswell on the Grand Tour a.O. 203.

<sup>176</sup> Boswell a.O. 212–216; Fred. A. Pottle, James Boswell, The earlier years 1740–1769, Lond. 1966, chapt. 11/12.

<sup>177</sup> Zu Hamilton (1730–1803): Dict. Nat. Biogr. 24, 224ff.

<sup>178</sup> AN II 30, Bl. 245<sup>r</sup>: Sir W<sup>m</sup> Hamilton Chev<sup>r</sup> de l'Ordre du Bain ce 25 Juillet 1776 Envoyé Extr<sup>e</sup> et Plenipore de Sa M Britannique à la Cour de Naples. Catherine Hamilton (Zusatz von dritter Hand: Epouse du Chevalier). Den biographischen Augenblick erfaßt noch deutlicher eine Notiz des Basler Sammlers J. J. d'Annونе, dessen Mineralien Hamilton am gleichen Tag in Begleitung des Kupferstechers Chr. v. Mechel besichtigt hat. Hamilton wird von d'Annونе «ein sehr leutseliger Herr und von großer Kenntniß in der Naturgeschichte etc.» genannt. «Er zeigte mir sein prächtiges Werk, das eben fertig worden, unter dem Titel Campi Phlegraei in Neapoli gedruckt 1776 in 2 voll. Englisch und Franz. neben einander, mit 57 Kupfertafeln illuminiert, in welchem Er seine Entdeckungen über den Vesuv und die herumliegende Gegend und andere Vulkane, die Laven etc. beschrieben. Er geht nach England, und nach einem Aufenthalt von ungefehr 1 Jahr, gedenkt Er wieder nach Neapel zu gehen (vielleicht durch die Schweiz?). Er bot mir an, wenn ich etwas Naturprodukten etc. dasiger Gegend verlangte, es ihm nur wissend zu machen.» Die Mitteilung dieser Notiz (Univ.Bibl. Basel, Mscr. A G V 32, Nr. 12<sup>1</sup>) verdanke ich der Gefälligkeit meines Kollegen Dr. Martin Steinmann.

Zu seinen Schulkameraden und gleichaltrigen Freunden zählte der exzentrische Theologe Frederick Hervey. Auch er ist in Basel, aber etwas früher, vorbeigekommen, einige Jahre bevor er als Bischof von Derry in die Entwicklung Irlands eingriff; gleich Hamilton hat er einen Großteil seines Lebens in Italien zugebracht<sup>179</sup>.

Von den englischen eigentlichen Reiseschriftstellern sei derjenige nicht vergessen, dem man die beste Beschreibung der Schweiz im 18. Jahrhundert durch einen Ausländer zugeschrieben hat, William Coxe. Seine ausführlichen, jedoch stark idealisierenden Briefe haben zwischen 1778 und 1801 vier Auflagen allein in englischer Sprache erlebt<sup>180</sup>. Zweimal findet sich sein Name im Fremdenbuch eingetragen, im Spätjahr 1776 und im Sommer 1785<sup>181</sup>. Es ist zweifellos der fröhliche, mindestens zwei Wochen dauernde Aufenthalt gewesen, bei welchem Coxe sich die lange Liste der Basler Sehenswürdigkeiten anlegte, mit deren Beschreibung er nachher nicht weniger als dreißig Seiten seiner Berichte auszufüllen vermochte<sup>182</sup>.

Bei den *Italienern* springt in die Augen, daß sie im ganzen ersten Jahrhundert unserer Quelle fast völlig fehlen. Erst mit den 1770er Jahren treten sie als immer noch relativ seltene Erscheinungen auf, ein beträchtlicher Teil davon höhere Geistliche und Ordensleute. Später besticht ihre Frequenz durch eine gewisse konstante Regelmäßigkeit. Beschränken wir uns auf die zwei bekanntesten Namen unter ihnen<sup>183</sup>. Dabei ist über die Durchreise Alessandro Voltas (1745–1827) nicht viel Neues zu sagen, nachdem das Hauptdokument zu seinem kurzen Basler Aufenthalt in so spektakulärer Weise bekanntgegeben und kommentiert worden ist. Es handelt sich um einen brieflichen, von Basel aus am 26. September 1777 gegebenen Rapport von eleganter Leichtigkeit an Voltas gelehrte Freundin, die Botanikerin Teresa Ciceri Castiglioni in Como<sup>184</sup>. Auf dieser

<sup>179</sup> Zu Hervey (1730–1803): Dict. Nat. Biogr. 26, 279 ff. Eintrag in AN II 30, Bl. 236<sup>r</sup>: Frederick Hervey August 5.1765 (Zusatz in kleinerer Schrift: frater Ducis de Bristol).

<sup>180</sup> Zu Coxe (1747–1828): Dict. Nat. Biogr. 12, 421 f.; Schirmer a.O. 185 ff.

<sup>181</sup> AN II 30, Bl. 246<sup>r</sup>, Eintrag vom 31. Oktober 1776; Bl. 280<sup>v</sup>, Eintrag vom 12. August 1785.

<sup>182</sup> Dt. Fassung: Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweiz, Zch. 1791, 1, 345–370 (Briefe 40–42 vom 1.–4. November 1776); 2, 68–74.

<sup>183</sup> Zu Garampi s. oben S. 234 f.

<sup>184</sup> Briefe von und nach Basel aus fünf Jahrhunderten, ausgewählt, übertragen und erläutert von Johannes Oeschger, zum 500jähr. Bestehen d. Univ. Basel überr. von J. R. Geigy A.G. Basel, Bas. 1960, Nr. 12; frühere Ausg. im Epistolario di Alessandro Volta, 1, Bologna 1949, Nr. 203. Die jetzige Aufbewahrung des Briefes in Basel verdankt man dem edeln Sammeleifer von Karl Geigy-Hagenbach und der Munifizenz seiner Söhne.

seiner ersten weiten Reise, die es ihm ermöglichte, den größeren Teil der Schweiz zu besuchen, wollte er die Bewohner des Landes mit seiner ersten wichtigen elektrischen Entdeckung bekannt machen. Anknüpfungspunkt war für ihn vor allem Zürich, von dessen Societas Physica er im Vorjahr zum Ehrenmitglied ernannt worden war. Somit hielt er in deren Mitte am 16. September 1777 in einer außerordentlichen Sitzung unter dem Präsidium Johannes Geßners eine physikalische Experimentalvorlesung und stiftete ein von ihm selbst verfertigtes Elektrophor<sup>185</sup>. Von irgendeinem ähnlichen wissenschaftlichen Auftreten in Basel vernehmen wir nichts. Schon der Name der Basler Mathematikerdynastie Bernoulli findet sich kaum je bei Volta. Zudem hatte sich der damals in Basel zwar noch lebende, bedeutende und auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre wenigstens mit Vorlesungen tätig gewesene Daniel Bernoulli (1700 bis 1782) wegen zunehmenden Alters aus dem wissenschaftlichen Verkehr eben zurückgezogen<sup>186</sup>. Der jüngere physikalische Experimentator Abel Socin (1729–1808) kam aber ausgerechnet erst 1778 von Hanau in seine Vaterstadt zurück. So wurde Basel nach dem Besuch Schaffhausens von Volta einfach als bequeme Zwischenstation eingeschaltet. Die Fortsetzung der Reise in die französische Schweiz sollte sich dann mit Audienzen bei Benedict de Saussure und Voltaire als viel interessanter erweisen. Und schon im folgenden Jahr durfte Volta den neugeschaffenen Lehrstuhl für Experimentalphysik in Pavia besteigen. Aus seinem von Basel aus geschriebenen Reisebrief strahlt die unbeschwerliche Laune, in die ihn die noble Unterkunft in den «Drei Königen» versetzt haben mag. Den kurzen Aufenthalt hat er mit einer Fahrt über Land in der Kutsche eines Herrn Burckhardt, einem solennen Empfang in dessen Landhaus und dem Besuch der Augster Ruinen ausgefüllt. Nach der Beschreibung kann es sich fast nur um den «Mayenfels» bei Pratteln handeln, der seit kurzem in den Besitz von Peter Burckhardt, dem noch jungen, weltmäßig offenen Politiker und späteren Landammann der Schweiz, gekommen war<sup>187</sup>. Voltas anerkennende Komplimente an die Basler Frauen verraten den gesunden Sinn des Italieners; dagegen deckt sich seine Feststellung, daß in Basel, im Gegensatz zu Zürich, auf den privaten Karossen Diener mit Livreen

<sup>185</sup> Rudolf Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, I, 294, Anm. 47; Ferdinand Rudio, Die Naturforschende Gesellschaft in Zürich 1746–1896, Festschr. als Jg. 41 der Vierteljahrsschr. der Naturf. Ges. in Zürich 1896, T. I, S. 50, 56, 179; Giov. Polvani, Alessandro Volta, Pisa 1942, Cronologia, 419.

<sup>186</sup> Wolf, Biographien a.O. 2, 220, Anm. 17.

<sup>187</sup> Daniel Burckhardt-Werthemann, Blätter der Erinnerung an baslerische Landsitze, Bas. 1938, Bl. 30.

mitgeführt werden dürfen, nicht völlig mit andern gleichzeitigen Berichten. Wenigstens hatte William Coxe gemeldet, es dürften keine Bedienten hintenaufstehen<sup>188</sup>. Die Bibliothek fand Volta offenbar nicht der Erwähnung wert, wie denn auch sein späteres Résumé der meteorologischen Resultate der Reise mit einem Lob auf Zürich abbricht<sup>189</sup>. Was der Biograph Voltas über die Rollen und Routen seiner Begleiter festgestellt hat, bestätigt sich bei einer sorgfältigen Prüfung ihrer Einträge im Basler Fremdenbuch. Der Abbé Francesco Venini und Graf Francesco Visconti, welche sich ihm in Lugano für eine Tour über den St. Gotthard anschlossen, haben sich in Zürich von ihm wieder getrennt und sind einige Tage vor ihm in Basel einzeln vorbeigekommen. Nur sein Intimus auf dieser Reise, Conte Gianbattista Giovio, ist nicht von seiner Seite gewichen<sup>190</sup>.

Es fällt nicht leicht, aus der Domäne der exakten Naturwissenschaften in das Reich der Poesie hinüberzuwechseln. Doch trifft man hier keinen Geringeren als Vittorio Alfieri (1749–1803), also mit den Worten Jacob Burckhardts «eine ganz isolierte, gewaltige Gestalt», einen Menschen, der sich entschloß, «aus einem Piemontesen ein Italiener, aus einem Müßiggänger ein Dichter und Gelehrter» zu werden<sup>191</sup>. Er ist in Basel vorbeigekommen, als der dramatische Höhepunkt seines großen Liebesabenteuers bereits einige Jahre hinter ihm lag. Wie man weiß, handelte es sich um die Gräfin Louise-Maximiliane d'Albany, geborene von Stolberg-Gedern<sup>192</sup>. Diese war 1784 von ihrem ihr 1772 angetrauten, um dreißig Jahre ältern Gatten, dem jüngern Stuart-Prätendenten Charles Edward († 1788), wieder offiziell getrennt worden und hatte auf der Familienbesitzung ihrer Gesellschaftsdame und ältern Freundin, der Baronin Katharina von Maltzan, der «Schlößle» genannten Martinsburg in Wettolsheim südwestlich von Colmar, eine Unterkunft gefunden. Hier verbrachte sie den folgenden Sommer in häuslicher Gemeinschaft mit Alfieri. Diese Zeit und die nächstfolgenden Jahre in Zurückgezogenheit und zeitweise in völliger Einsamkeit, beson-

<sup>188</sup> Zu William Coxe s. oben S. 244 und Anm. 180ff.

<sup>189</sup> Relazione del Viaggio in Svizzera compiuto nel 1777; Epistolario a.O. I, 475 ff. Sie wurde am 15. Oktober an den Grafen Firmian erstattet.

<sup>190</sup> Polvani, Aless. Volta a.O. 389 und 419.

<sup>191</sup> Salome Christ, Jacob Burckhardt und die Poesie der Italiener, Basl. Beitr. z. Geschichtswiss., 3, Bas. 1940, 48. Zu Alfieri: Dizion. biogr. ital., 2, 273–319, mit Bibliogr.

<sup>192</sup> Herbert M. Vaughan, The last Stuart Queen: Louise Countess of Albany, Lond. 1910; Felix Staehelin, Der jüngere Stuartprätendent und sein Aufenthalt in Basel 1754–1756, Bas. 1949, 51ff.

ders dann, wenn die «*Donna Amata*» in Paris weilte, sollten für den Dichter eine Periode ruhigen und fruchtbarsten literarischen Schaffens an seinen Tragödien sein, die nur von wenigen willkommenen Besuchern und eigenen kleinen Reisen unterbrochen wurde<sup>193</sup>. Ein solcher Abstecher von mehreren Wochen hatte ihn im Sommer 1787 nach Genf geführt. Dort erwartete ihn sein Freund, der Abbé Caluso, dem von Alfieri's Mutter die heikle Mission übertragen worden war, ihren Sohn zur Heirat mit einer wohlhabenden Tochter aus passenden italienischen Verhältnissen zu bewegen<sup>194</sup>. Auf der Rückreise von Genf nach Colmar durch die Schweiz fand die kleine Gesellschaft Muße, einen Blick in die Basler Bibliothek zu tun. Ihre Namen bilden eine besonders adrett eingetragene Folge von fünf Zeilen<sup>195</sup>. Der Universalgelehrte Tommaso Valperga di Caluso (1737–1815), seit seiner Begegnung mit Alfieri in Lissabon dessen dichterischer Inspirator, dann durch drei Jahrzehnte sein Lehrer und älterer Freund, einer der bedeutendsten Vertreter der damaligen indogermanischen und semitischen Sprachwissenschaften, eröffnet den Reigen<sup>196</sup>. Ein sonst unbekannter, in arabischer Schrift eingetragener «*Muhammed*» ist vielleicht sein orientalistischer Gehilfe; es folgen die beiden Damen und am Schluß Alfieri selbst.

Bei den zahlenmäßig eher bescheiden vertretenen *Schweden* wird man die Erwartungen niedriger schrauben. Immerhin sticht aus den ersten Jahrzehnten unseres Buches der Name Gezelius hervor, da mit seinem Eintrag ein wenn auch kleiner biographischer Exkurs verbunden ist<sup>197</sup>. In einer Dynastie von Geistlichen ist es der Vertreter der mittleren Generation. Als Bischöfe haben die Gezelius im Dienst der lutherischen Reichskirche von Schweden gestanden; der unsrige war der Nachfolger seines Vaters im Wirken für den baltisch-finnischen Protestantismus, aber auch in der Fortsetzung eines großen theologisch-grammatikalischen Bibelwerks<sup>198</sup>. Mit könig-

<sup>193</sup> Alfredo Reumont, *Vittorio Alfieri in Alsazia*, Archiv. stor. ital., ser. 4, t. 10 (1882), 210ff.

<sup>194</sup> Vittori Alfieri, Opere, vol. 1: *Vita scritta da esso*, Asti 1951, 272 ff.; vol. 14: *Epistolario*, vol. 1, Asti 1963, Nr. 179, dat. Colmar 11. Sept. 1787.

<sup>195</sup> AN II 30, Bl. 289<sup>r</sup>, Einträge vom 1. August 1787: L'Abbé de Caluse, *Muhammed ibn Muhammed*, *La comtesse d'Albanie*, De Maltzan, Vittorio Alfieri da Asti.

<sup>196</sup> Caroli Boucheroni de Thoma Valperga Caluso, Tüb. 1839; Encycl. Ital. 34, 947; Utta Methfessel, Die «*Vita*» des Vittorio Alfieri, Diss. Freiburg Br., 1956, 254ff.

<sup>197</sup> AN II 30, Bl. 107<sup>v</sup>: Jo. Gezelius Svecus cum iter ex Anglia et Gallia per Helvetiam in Germaniam institueret. Basil. 6. Mart. [16]73.

<sup>198</sup> Über die Gezelius: Rel. in Gesch. u. Gegenw., 3. Aufl., 2, 1565; Biogr.

lichem Stipendium durfte er sich zu theologischen Studien ins Ausland begeben und hat nicht zuletzt den Kontakt mit dem Hallenser Pietismus und insbesondere mit Jakob Spener gesucht. Doch darf man annehmen, daß Basel einer der letzten Zwischenhalte auf der Rückreise nach seiner nordischen Heimat gewesen ist. Der Besuch ausländischer Universitäten stand den jungen schwedischen Theologen damals nicht ohne weiteres frei. Während ein intensives ausländisches Studium namentlich des Hebräischen gefördert wurde, versuchten die schwedisch-reichskirchlichen Instanzen der Erweiterung dogmatischer Positionen vorzubeugen, indem sie den Besuch der pietistisch influenzierten deutschen Universitäten verboten. Nach dem warnenden Ruf seines Vaters hat Gezelius seine große Tour deshalb abgebrochen. Später ist er selber zu einer rigorosen Praxis in der Behandlung dissidenter Strömungen, z. B. der calvinistischen Refugianten, übergegangen<sup>199</sup>. Erheiternd an seinem Basler Besuch bleibt, daß er hier auf den Tag genau mit einem Franzosen zusammengetroffen ist, dem man bei Betrachtung seines Lebenslaufes das Attribut eines je nach der Umgebung konfessionell sich wandelnden Chamäleons nicht absprechen dürfte<sup>200</sup>.

Ein volles Jahrhundert später traf aus Italien kommend jener Schwede ein, der seinen zweiwöchigen Basler Aufenthalt so vielseitig ausgenutzt und darüber so genau berichtet hat, daß man nur wünschen möchte, dies wäre damals häufiger geschehen. Vor allem hat der frühverstorbene Orientalist Jakob Jonas Björnstähl, um den es sich hier handelt, neben den öffentlichen Instituten auch fast alle baslerischen Privatsammlungen mit ihren Naturalien, Antiquitäten und seltenen Büchern besuchen dürfen, und dies offensichtlich deshalb, weil er durch briefliche Empfehlungen bei allen namhaften Basler Persönlichkeiten eingeführt war, bei den Spitzen des Staates so gut wie bei den Gelehrten, bei den Geistlichen wie bei den Vertretern des damals hervorragenden graphischen Gewerbes, nicht zuletzt auch bei den politischen Reformern, Hauptmann Frey, Schultheiß Wolleb und dem Ratsschreiber Isaac Iselin<sup>201</sup>. Dreimal

Univ. 16, 383 ff.; Prot. Realenz., 2. Aufl., 6, 654–656; Svenskt biogr. Lex. 17, 104 ff.; Svenska män, 3, 54 f.

<sup>199</sup> Sven Göransson, De svenska studieresorna och den religiösa kontrollen från Reformationstiden till Frihetstiden, Upps. Univ. Årsskr. 1951, 8, Kap. 4–9.

<sup>200</sup> AN II 30, Bl. 107 v: Joan Bap<sup>ta</sup> de Rocolles Biterrensis historiographus Franciae. Jean Baptiste de Rocolles (1630–1696; s. Biogr. Univ. 36, 268) hat viermal den Übertritt von der katholischen zur reformierten Kirche und wieder zurück vollzogen.

<sup>201</sup> Zu Björnstähl (1731–1779): Svenskt biogr. Lex. 4, 722–726. Die deutsche Fassung seiner Reisebriefe: J. J. Björnstähls Briefe auf seinen ausländischen

scheint er mit dem zuletzt Genannten zusammen gewesen zu sein, und Iselin, der 1773 die Hoffnung auf eine Wahl zum Basler Standeshaupt noch nicht aufgegeben hatte<sup>202</sup>, hat gegenüber dem fremden Besucher mit seiner Kritik an den einheimischen Zuständen nicht zurückgehalten und ihn auch über die soeben neubelebte Schinznacher Helvetische Gesellschaft orientiert<sup>203</sup>. Nicht zuletzt stattete Björnstähl zweimal der Bibliothek einen Besuch ab, zuerst am 3. November, vor allem um der Gemälde willen, das anderemal am 11., zur Besichtigung der Zeichnungen, Erasmiana, Handschriften und Münzen<sup>204</sup>. Wir können ihn sogar beobachten, wie er beim Eintrag ins Fremdenbuch dieses aufmerksam nach ihm vertrauten Namen durchblättert und befriedigend seine Entdeckungen registriert: «Ferner wurde uns die von Hedlinger verfertigte silberne Schaumünze, welche die Könige von Schweden vorstellt, gewiesen; ein Schwede hat sie hierher geschenkt: er hat auch seinen Namen in das Bibliotheksbuch geschrieben, ich habe ihn aber vergessen. Übrigens traf ich verschiedene schwedische Namen darin an, als Emanuel de Geer, Gyllenstjerna, Dahlmann, Scheferus usw. Dies Buch ist ums Jahr 1670 angefangen worden; es herrscht aber keine Ordnung darin<sup>205</sup>.» Von dieser Unordnung haben wir weiter oben mehrmals reden müssen. Die von ihm aufgestöberten Namen seiner Landsleute findet man etwas weiter vorne, ebenso den Spender der Medaille, samt dem Vermerk des Bibliothekars über die genauere Beschaffenheit des Geschenkes<sup>206</sup>.

Reisen an den Kgl. Bibliothekar C.C. Gjörnwell in Stockholm, Leipz. u. Rostock 1777–1783; darin über Basel: Bd. 5, 35–70. Vgl. Ernst Staehelin, Jahresber. d. Frey-Gryn. Instituts f. d. J. 1954, 2/3.

<sup>202</sup> Ulrich ImHof, Iselin und die Spätaufklärung a.O. 21f.; Björnstähl, Briefe a.O. 69.

<sup>203</sup> Björnstähl a.O. 56 und 68f.; vgl. ImHof a.O. 35.

<sup>204</sup> AN II 30, Eintrag Bl. 240<sup>r</sup>: Le 3 Novembre 1773 Jacob Jonas Björnstähl, Suedois. Darunter mit demselben Datum sein Reisebegleiter: Le Baron de Rudbeck, Suedois.

<sup>205</sup> Björnstähl, Briefe a.O. 64f.

<sup>206</sup> AN II 30, Bl. 225<sup>r</sup>, Eintrag wahrscheinlich im Herbst des oben an der Seite angegebenen Jahres 1743: Baron Magnus Åkeson Ulfsparre (Zusatz von der Hand eines Bibliothekars): Dono dat Nummum argenteum (verbessert aus: aeris) maximum in quo familia Sueciae Regum ex prosapiâ Gustav. Nach freundlicher Mitteilung von cand. phil. Ulrich Barth ist dieses Stück in der Münzsammlung des Historischen Museums Basel jetzt nicht mehr nachzuweisen. Dagegen sind zwei Exemplare derselben Prägung über das Schorndorffsche Medaillenkabinett in die Sammlung gelangt (Inv.Nr. 1911, 951 und 952). Vgl. Œuvre du chevalier Hedlinger etc. Dédié à S. M. Gustave III roi de Suède par Chrétien de Mechel, Basle 1776, pl. IV, mit Erläuterung im Text S. 5; Joh. Karl Lindau, Das Medaillenkabinett des Postmeisters Johann Schorndorff zu Basel, Basl. Beitr. z. Geschichtswiss., 28, Bas. 1947, 172.

Hier müssen wir in unserem Potpourri abbrechen. Dabei sind große Lücken bewußt offen gehalten worden. Zunächst wird man feststellen, daß wir unsere Landsleute völlig vernachlässigt haben. Ebenso fehlen unter den Ausländern wichtige Gruppen, so die Niederländer, die Polen, die Balten, die Dänen, aber auch die vielen Nachbarn aus Süddeutschland oder aus dem elsässisch-burgundischen Bereich. Über einzelne vornehme Russen oder die Reisenden aus den Vereinigten Staaten müßte noch Aufschluß erteilt werden. Man könnte sich aber auch mit den bildenden Künstlern befassen, denen die Gemälde Holbeins, die Kupferstich- oder die numismatischen Sammlungen mehr gesagt haben als das viele Pergament und Papier der Bibliothek. Es wäre hübsch, sich die Damenwelt genauer anzusehen, die als Einzelgänger oder in Grüppchen, durch Wissensdurst oder Neugierde getrieben oder sonst mitgeschleppt, in die «Mücke» eingedrungen ist. Es lag uns daran, aus der langen Zeugenreihe der bloßen Namen einige zum Sprechen zu bringen. So sind beim Betrachten und Interpretieren der Einträge ein paar Momentaufnahmen entstanden, dank denen die Vielfalt der kulturellen Beziehungen Basels durch anderthalb Jahrhunderte belegt wird. Vielleicht ergibt sich einmal die Gelegenheit, durch systematische Auswertung weiterer Einzelheiten das farbige Bild zu ergänzen und abzurunden.